# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.**

# Die
# Kinder des Verräthers.

## Historischer Roman aus der Zeit
## Andreas Hofers.

Von

**Hermann Dreyer.**

Brief der Königin Louise von Preußen aus dem Jahre 1809: „Auf den Bergen ist die Freiheit! Klingt diese Stelle, die ich erst jetzt verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr und was für einer! Seine Waffe — Gebet, sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt, wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs!" — — —

Erster Band.



Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
—
1862.

Heil, Tirol, der Alpenveste!
Dieses Land, es ist das beste
In des Kaisers ganzem Reich,
Eine Perle seiner Krone,
Denn der Berge treuem Sohne
Kommt gewiß kein And'rer gleich.
Sein Gestirn schien zu erblassen,
Mußte Oestreich uns verlassen,
Wir verließen Oestreich nicht.
Trotz der blutigsten Gefahren
Warfen wir der Feinde Schaaren,
Waren sie auch noch so dicht.
Thun sie anderwärts das Gleiche,
Kämpfen draußen sie im Reiche,
Wie wir in den Bergen hier,
Müssen die Franzosen laufen
Und im Rhein zuletzt ersaufen,
Dann o Deutschland, Heil auch dir!

---

Mainz,
Druck von J. J. Racké.

Seiner Kaiserlichen Hoheit

dem Durchlauchtigsten Erzherzoge

**Carl Ludwig von Oesterreich,**

in tiefster Unterthänigkeit gewidmet

von dem

**Verfasser.**

# Einleitung.

Es war an einem herrlichen Sommerabend, doppelt herrlich in dem Paradiese des deutschen Reiches, dem gesegneten Gau von Meran! Durch das Fenster meines Zimmers in Obermais drangen balsamische Düfte zu mir herein; der laue Wind, der mir auf seinen Fittichen tausend Wohlgerüche zuführte, trieb mit den Blättern des Buches, in dem ich las, sein neckisches Spiel und wurde immer zudringlicher, als wenn er sagen wollte: Einfältiger Bursche, der du dich vergräbst unter Büchern und Papieren, als wenn sie dir den Schlüssel geben könnten zu den Geheimnissen des Alls, der du die Augen auf todte Buchstaben heftest, wirf dein Buch bei Seite, schau in ein anderes, die freie schöne Natur.

Nicht vergebens erging die Mahnung des Windes an den einfältigen Burschen! Ich stand vom

Arbeitstische auf, ich lehnte mich aus dem Fenster und ließ mein Auge über die Lettern im Buche der Natur hinschweifen, über himmelhohe, schneegekrönte Berge, grüne Weingärten, blumendurchwirkte Wiesenteppiche, gelblich schimmernde Kornfelder, hinüber nach Schloß Zenoberg und weiter in bläulicher Ferne nach der gewaltigen Felsenmauer, welche den Hintergrund des Landschaftsbildes ausmachte, unter deren Zinnen ich die Spitze des Jaufen erkannte.

Ein wilder Bach rauscht an dem schloßgeschmückten Zenoberge vorüber. Vergebens neigen sich rothe Rosen, wie zum Kusse über die empörten, schäumenden Wasser, vergebens breitet die Feige ihr üppiges, freundlich grünes Blatt, wie sänftigend und schirmend darüber aus: dumpf und schauerlich tönt das Rauschen fort. — Was ist das denn für ein Bach? Wie kommt es, daß laue Lüfte, liebliche Fluren ihn nicht milde und ruhig zu stimmen vermögen? Der Bach ist die Passer! Singt die doch ein ewiges Klagelied über den Helden, dem sie einst Wiegenlieder sang; ist es doch, als ob sie nur deßhalb in wildem Ungestüme der Etsch zueilte, auf daß ihre Fluthen mit denen der Etsch zugleich jenes Land schauen, in dem der Sandwirth von Passeier, Andreas Hofer, sein Heldenleben aushauchte.

Jenes Klagelied ergreift mich wunderbar! Ich

werde nicht müde zu lauschen und auf dem Jaufen haften meine Blicke fortwährend. An dessen Fuße liegt das Heldendorf Sanct Leonhard, eine Viertelstunde davon das Wirthshaus „am Sand!“

Mächtig ergreift mich die Sehnsucht, jene Orte zu besuchen, und nicht nur sie, nein das ganze hochberühmte Thal Passeier zu durchwandern! — Und die Sehnsucht wird immer mächtiger, bald ist das Bündel geschnürt, am folgenden Morgen breche ich auf, und schon nach vier Stunden wandere ich auf heiligem Boden, den der Märtyrer für Religion und Vaterland geheiligt hat, der Blutzeuge Tirols, im Garten des Wirthshauses „am Sand!“

Viele Monate lang lebe ich unter den Passeirern, mit ihnen. Den ganzen Lauf der Passer habe ich verfolgt. Ich saß an ihren speck- und edelweißumrandeten Quellen, auf den Bergen von Seka, auf den Höhen des sturmumtosten, wilden Thümbels. Der Passer Rauschen lieh ich ein aufmerksames Ohr, entnahm ihren Liedern gar Manches. Zur Sommerszeit lebte ich in guter Kameradschaft mit dem braunen Hirtenbuben auf der Alm und ließ mir von ihm erzählen, was der Landwirth für ein Mann gewesen, aber an Winterabenden suchte ich mir einen Platz zu erobern neben dem Großvater auf der Ofenbank, zuweilen nicht ohne eine Art Kampf mit

seinen krausköpfigen Enkelkindern, die ihm auch so nahe wie möglich seyn wollten, um all den „grauslichen" und „feinen" Stücklein zu lauschen, die er zum Besten gab; denn die Stimme des „Nähn" war leise geworden vor Alter.

Vorher und nachher wanderte ich die brausende Eisack entlang; ich saß unter den Erlenbüschen des Innstroms; ich suchte, Gustav Freytags Beispiel vor Augen, das Volk zumal bei der schweren, schweren, schweißtropfengetränkten Arbeit auf.

Vier lange und mir doch so kurze Jahre habe ich an dem lautpochenden Herzen des Tiroler Volkes geruht. Ich habe gelauscht auf jeden Schlag. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich es behorcht habe in Ernst und Scherz, bei feierlichem Hochamt und fröhlichem Tanze, in Liebe und Haß, in Jubel und Verzweiflung.

Und was mir das biedere Tirolerherz verkündet, was mir Wogenmund mitgetheilt und Menschenmund, was das gedruckte Buch mir erzählte, nicht ganz so zu verachten, wie das neckische Sommerlüftel in Obermais den Fremden will glauben machen, aus den Schachten der Erinnerung werde ich versuchen, Alles an das fröhliche Licht des Tages zu bringen nach und nach und trete an meine „günstig geneigten" Leser und holden Leserinnen mit einem histori=

schen Romane heran aus der Zeit Andreas Hofers. Ich erlaube mir, ihnen meine „Kinder des Verräthers“ „aufzuführen“ und wünsche von Herzen, daß ihnen die blonde freundliche Moidel und der ernste Christoph so lieb werden mögen, wie sie mir geworden sind!

Eine Leidenszeit ist jetzt — nach fünfzig Jahren — wiederum über uns hereingebrochen. Die Zustände der Gegenwart sind beinahe ein Spiegelbild jener vergangenen Zeit! Wiederum liegen geistliche und weltliche Obrigkeit im Kampfe mit einander, und ein Sohn des Umsturzes alles Bestehenden sucht, wie dazumal, allüberall das Banner der Revolution und des Krieges aufzupflanzen, damit die Rückkehr der alten Ordnung ihn nicht selber stürze von dem selbstgeschaffenen Throne! Mögen meine Leser aus diesem in seinen Grundzügen streng geschichtlichen Romane die Ueberzeugung schöpfen, daß das Land Tirol auch jetzt nach dem kurzen Zeitraume eines halben Jahrhunderts, ein unerschütterliches Bollwerk seyn wird, an dem sich die sturmgepeitschten Wogen der Revolution, auf politischem sowohl, wie auf kirchlichem Gebiete brechen werden, wie gewaltig sie sich auch thürmen, wie hoch sie auch anschlagen, — himmelweit verschieden von dem sanft dahinrauschenden, mit blitzendem Wellenschlage alles Land rings-

umher verklärenden Strome eines gesunden, zeitgemäßen Fortschrittes, den wir den Tirolern herzlich wünschen wollen; denn jede Stagnation erzeugt Krankheiten, die zuweilen einen unfehlbaren Charakter annehmen.

Mögen meine Leser zugleich des Passeirer Sprüchwortes eingedenk seyn: Die Unschuld wird gedrückt, aber zu Grund geht sie nit.

Unschuldig war das Baiernvolk im Großen und Ganzen, als bairischer Druck hart auf Tirol lastete. Sein König war das Muster eines edlen Fürsten; er konnte Nichts dafür, daß unheilvolle politische Verhältnisse ihn auf eine Bahn trieben, die Niemanden mehr betrübte, als ihn selber; denn sein Herz schlug gleich treu und warm für seine Unterthanen diesseits und jenseits der Berge! Aber die Erbitterung, welche nur Einzelnen hätte gelten sollen — und auch die Tiroler luden manche Schuld auf sich den Baiern gegenüber — ward auf die ganze Nation übertragen und vererbte von Vater auf Sohn. Das Jahr 1859 bot für tausend bittere Leiden, die es in seinem Gefolge hatte, den schönen Entgelt, daß jene Erbitterung getilgt ward für alle Zeiten. Für klaffende Wunden, welche wälsche oder fränkische Feindeshand geschlagen, brachte befreundete bairische Hand lindernden Balsam, netzte mit köstlichem Lab-

sal fieberheiße Lippen, ermattete nimmer, als es den leidenden edlen Kämpfern des Brudervolkes galt, und viele tausend Dankeszähren flossen im Lande Tirol den gütigen Spendern im Baiernlande! Mögen die Alpen auch dastehen als trennende Mauer: — die Scheidewand, welche die Herzen trennte, ist gefallen!

Nicht mehr mit Haß, mit brüderlicher Liebe blicken die Tiroler zu den Baiern hinüber. Eure Elisabeth ist die unsrige geworden! frohlocken sie, und verzeihen wir es ihnen, wenn sich dennoch zuweilen ein Bischen Neid bei ihnen regt, wenn sie in staunender Bewunderung versunken ob der erhabenen Seelengröße Mariens, der Heldin von Gaeta, den Wunsch nicht unterdrücken können: Wäre die hochherzige bairische Heldin die Moidel von Gaeta! O, wäre sie doch eine Tirolerin!

fal fieberheiße Lippen, ermattete nimmer, als es den leidenden edlen Kämpfern des Brudervolkes galt, und viele tausend Dankeszähren flossen im Lande Tirol den gütigen Spendern im Baiernlande! Mögen die Alpen auch dastehen als trennende Mauer: — die Scheidewand, welche die Herzen trennte, ist gefallen!

Nicht mehr mit Haß, mit brüderlicher Liebe blicken die Tiroler zu den Baiern hinüber. Eure Elisabeth ist die unsrige geworden! frohlocken sie, und verzeihen wir es ihnen, wenn sich dennoch zuweilen ein Bischen Neid bei ihnen regt, wenn sie in staunender Bewunderung versunken ob der erhabenen Seelengröße Mariens, der Heldin von Gaeta, den Wunsch nicht unterdrücken können: Wäre die hochherzige bairische Heldin die Maidel von Gaeta! O, wäre sie doch eine Tirolerin!

# Inhaltsverzeichniß.

# Prolog.

## Ein Festabend im Jahre 1807 und ein Festmorgen im Jahre 1808.

### I.

Das Gehöfte „Am Sand" war von jeher eines der ausgedehntesten im Thale Passeier und genoß auch Wirthsgerechtsame. Eine sehr gefällige Bauart bildete einen besonderen Vorzug des Wohnhauses. Ueber dem gemauerten Vorbau in der Mitte, welcher den Keller deckte, erhob sich der erste Söller, das Dach des Vorbaues bildend, zu welchem zur Linken eine Treppe hinaufführte. Drei hölzerne Säulen, von jenem ausgehend, verbanden den ersten Söller mit dem darüber befindlichen zweiten und dem hölzernen, vorspringenden Dache des ganzen Gebäudes, unter dem die Knechte schliefen, Arbeitszeug sich befand, Fisolen und dergleichen gedörrt wurden. Rechts von den Söllern

erblickte man ein ausgebautes, vorstehendes Fenster, die sogenannte Ausladung, daneben das Wirthsschild, eine Krone, und Alles ist im gegenwärtigen Augenblicke noch gerade so, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts.

An einem Spätnachmittage in der ersten Hälfte des Decembermonats — es war der Tag des heiligen Nikolaus und man schrieb das Jahr 1807 — ging es auf dem Sandhofe recht lebhaft zu. Der ziemlich schmale Weg zwischen dem Hofe und der Passer war gedrängt voll von Saumrossen und Mauleseln, denn aus Nord und Süd waren Säumer an diesem ihrem viel und gern besuchten Rastplatze zusammengetroffen. Die einen brachten aus der alten Salinenstadt Hall im Unterinnthale Salz, welches, damals noch nicht Staatsmonopol, nach Meran verführt werden sollte; andere, von dorther kommend, brachten nach Nordtirol Wein und Branntwein in Lagelen, langen, dünnen, hölzernen Gefäßen, die auf dem Sattel der Thiere lagen, während der Hals derselben mit Dachshäuten und rothen Tüchern verziert war, die nur selten als Decke dienten. Der Tag war schon zu weit vorgerückt, als daß man heute die Reise weiter fortgesetzt hätte; am Sand sollte Nachtquartier genommen werden, wie gewöhnlich, indem man am folgenden Tage Meran oder das jenseits des Jaufen belegene Sterzing erreichen wollte, und kaum angelangt, begaben sich die Säumer eilig daran, Roß und Esel in Gemeinschaft mit ihren Praxern oder Saumknechten von den Säumen zu befreien und in den Stall zu bringen. Gute Freunde

erkannten sich, trotz der Geschäftigkeit tönte lauter Gruß und Gegengruß hinüber und herüber, und wer einen kleinen Saum von etwa vier, fünf Thieren hatte, überließ diese gar einem Praxer, um sich in ein längeres Gespräch mit einem Bekannten einzulassen, den sein Weg von der entgegengesetzten Himmelsgegend führte; denn die Zeit war eine bewegte, reich an leider vorwaltend traurigen Neuigkeiten!

Inmitten dieses Treibens tummelte sich ein hoher, stattlicher Mann, so recht im Vollgenusse der Kraft und Gesundheit. Obwohl gemessenen, würdevollen Ganges, war er dennoch bald hier, bald dort; seine lebhaften braunen Augen schauten überall hin. War ein Saum sehr bedeutend, so daß es Mühe kostete, allen den Thieren die Lagele abzunehmen, oder fehlte dieses und jenes, drohte gar Streit auszubrechen, wenn bei der Enge dieses Weges ein Thier sich an das andere drängte, oder der Praxer, welcher meist die Säume in das Haus trug, nicht so schnell hindurchkommen konnte, wie er und sein Herr es wünschten: jener stattliche Mann stellte sich überall ein. Wo der lange Bart sich blicken ließ, durch den er sich vor allen Andern ganz besonders kenntlich machte, da verstummte der Zank, da ging die Arbeit noch einmal so rasch von statten. Was Wunder auch! War es doch der Wirth am Sand selber, Andreas Hofer, und sieh! Auf der Treppe erscheint die Wirthin nicht weniger stattlich, angethan mit schwarzem, lodenem Rocke und hochschultrigem, schwarzem Tschappel, eingefaßt von ein paar Finger breitem Sammet, gegen

welche das spitzenverbrämte, hellfarbige Goller und das rothe Tüchel darüber gar hübsch abstach. Mit beiden Händen hielt sie ein Gläserbrett, auf welchem Seidel Wein und Gläser standen, die durstigen Ankömmlinge zu erquicken. „Recht, Weib!“ rief Andreas Hofer fröhlich zu. „Da seyn durstige Leut, und der Thümbelswind geht kalt heut!“

Er trat herzu, nahm einige Gläser und Seidel und schenkte Säumern und Praxern ein. Mehrere von diesen holten sich auch bei der Wirthin selber eine Labung, und Rosine, die zweitälteste, neunjährige Tochter, welche die vielen Menschen und Thiere auch mit ansehen wollte, aber aus Schüchternheit nur selten hinter dem weiten, gefältelten Rocke der Mutter hervorlugte, mußte zuweilen Bescheid thuen und ihre Zöpfe loben hören, durch welche sie sich vor ihren drei Schwestern auszeichnete.

Zu Rossen und Mulen [1]) gesellten sich auch noch andere Thiere. Von dem nur eine Viertelstunde thalaufwärts gelegenen Dorfe Sanct Leonhard kam ein Strutzer, ein Händler mit Kleinvieh, welcher etliche Kälber am Stricke führte, während ein Hund, beständig bellend und hin und herspringend, die andern Kälber vorwärts trieb, die vorher schon von ihm abgehetzt, fügsamer waren, als es sonst der Fall gewesen sein würde, und bestimmt, am folgenden Sonnabend in der Meraner Bockhütte geschlachtet zu werden. Trotz Schelten und Toben mußte der Strutzer zurück-

1) Maulesel.

bleiben, bis die Saumthiere zum Theil abgeladen und in den Stall gebracht waren. „Wie weit gehst du noch heut, Tohndel?“ sagte Hofer, zu ihm tretend und ihm mit jener gewinnenden Freundlichkeit, die eigen war, auf die Schulter klopfend. „Ist dir derweil lang worden, gelt? Aber 's ist halt nit anders.“

Die Wolke des Unmuthes, die sich auf der Stirn des Strutzers, Anton Wild mit Namen, gesammelt hatte, verschwand, und er erwiderte: „Bei dir ist Einem nie derweil lang, Anderle! Wenn du sagst: Es geht halt nit anders, so läßt man sich den kleinen Finger abhacken und sagt kein Wörtl.“

„Ruhig bleiben, wenn Einem derlei geschieht, ist mei Sach niemals gewesen,“ versetzte Hofer in halb ernsthaftem, halb scherzhaftem Tone. „Die große Straße gehört uns Allen, hat Jeder ein Recht daran, aber mein kleiner Finger gehört mir allein und keinem andern. Wer uns an Recht und Eigenthum schädigen will, hat es mit uns zu thun, gelt Tohndel?“

Der Strutzer lachte und blickte den Sandwirth an: „Redest mir aus der Seele, Anderle! Merk' schon, wo du hinaus willst! Wer uns an Recht und Eigenthum schädigen will, hat es mit uns zu thun! Gehören die Glocken der Gemeinde von Alters her, hab' nimmer gehört, daß der Kaiser ein Wort dawider geredet. Mit den Glocken kann die Gemeinde läuten lassen, wann und wie der Herr Pfarrer will!“

„Was denn anders, Tohndel?“ warf Hofer dazwischen.

„Und wenn der Bayernkönig uns das Wetter-

läuten verbieten will, so läuten wir Sturm und werfen den ganzen bayrischen Bettel zum Lande hinaus."

„Nur Geduld, Tohndel! Es wird schon anders werden, unser Herrgott lebt noch. Vielleicht reden die Leute nur so vom Wetterläuten und ist Nichts dahinter."

„Den Bayrischen ist Alles zu getrauen, Sandwirth! Da schlage das Donnerwetter drein dreitausendmal! Ist's wirklich wahr, was die Leute reden, so soll doch gleich jetzt, mitten im Winter, ein Haglwetter kommen über die Stadt München mit Blitzen und Schauern, und die Schauerkugeln sollen größer sein, wie Kegelkugeln und das Haus des Bayernkönigs zu Brocken schlagen mit Allem, was drin und drein ist, und soll auch kein Mäusel lebendig bleiben im ganzen Hause!"

Der Strutzer war ganz roth geworden im Kopfe vor Zorn, noch röther als vorhin, da er den Weg versperrt sah; die Adern quollen hervor auf der wettergebräunten Stirne, und er zog und zerrte an dem Stricke, woran er die Kälber führte, obwohl diese sich ganz ruhig verhielten; er mußte Etwas haben, woran er seinen Grimm auslassen konnte.

„Die Kalbelen seyn keine Bayern," sagte Hofer mit einem gewissen Ernst, und es war eigenthümlich anzusehen, wie der wilde, rauhe Mann nicht nur abließ, an dem Stricke zu zerren, sondern sogar ganz beschämt drein blickte.

„Wird das Wetterläuten uns genommen," fuhr Hofer nach einer Weile fort, „das Wettersegnen bleibt uns mindestens!" Aber diese Worte waren nicht ohne

Spott, und der Strutzer entgegnete wiederum höchst erregt:

„Wenn der Pfarrer im Widum [1]) war bei der Studi, aus dem Läuten konnte er abnehmen, wie es stand mit der Schauergefahr, und zu rechter Zeit in die Kirche gehen zum Segnen. Ward mit dem Läuten zweimal abgesetzt, kurz hintereinander, so wußte er, daß es schnell mußt' seyn und ging. So ist's der Brauch gewesen von Alters her, das ist unser Recht, das darf uns kein Kaiser und kein König nehmen, aber das ist das Wenigste! Glockengeläute treibt die Schauerwolken weg! Ist wahr geworden tausend und aber tausend Mal! Sollen zinsen und steuern, aber wovon, wenn uns der Hagel unser Korn verschlägt? Wettersegnen ist wenig nutz, wenn kein Läuten dabei ist. Es ist gar so fein alm [2]), wenn es draußen donnert und blitzt und drinnen der Geistliche die Evangelien hält und gebetet wird, daß Gott die Felder bewahren möge vor Schaden und Psalmen gesungen und alm geläutet. Weißt, Sandwirth, bin fest wie einer und getrau' mich mit Dreien, aber beim Wettersegnen ist mir alm das Gähren [3]) angekommen, wenn der Geistliche zuletzt betete: Herr, es sind auch unschuldige Kinder unter uns, beraube sie des Brodes nicht!"

Der Strutzer, vom Scheitel bis zur Sohle ein echter

---

1) Pfarrhaus.
2) immer.
3) Weinen.

Passeirer Sohn der Berge, war schon bei der Erinnerung ganz weich geworden, seine Kälber hatten jetzt nichts mehr von ihm zu leiden. Aber der Hund theilte nicht die Stimmung seines Herrn; bald sprang er an jenes, bald an dieses hinan, anscheinend zornig, daß derselbe noch immer zögerte, aufzubrechen; denn auch die letzten Saumrosse und Mulen waren schon längst in den Stall gezogen worden.

„Ist spater worden, als recht war, Sandwirth," sagte der Strutzer.

„Leb' wohl und bleib' g'sund! Das Läuten lassen wir uns nit nehmen!"

„Kommt Zeit, kommt Rath!" lautete die Entgegnung.

„Aber du verläßt uns nit!"

„O bei Leib!" [1]) Ein Händedruck bekräftigte diese Worte, und vor dem Hause trennten sich die Beiden.

„Wo der Linus bleibt?" murmelte Hofer. „Am Mittwoch von Hall bis zum Brenner, am Donnerstag über Sterzing zum jenseitigen Jaufenhaus, heute Mittag am Sand, und ist bald Abend. Der Himmel verhüte, daß dem braven Burschen ein Unglück zugestoßen ist!"

So sprechend, stieg Hofer die Treppe hinan und trat in das gewölbte Vorhaus. Vor dem Weinkasten, einem rothbraun angestrichenen Schranke, wo Weingläser und dergleichen aufbewahrt wurden [2]), war die

1) O bei Leibe nicht.

2) Der Weinschrank nebst drei Brodtruhen aus Hofers Zeit stehen noch auf derselben Stelle, wie damals.

Wirthin beschäftigt, Einiges herauszunehmen. Hastig wandte sie sich um.

„Wo fehlt's denn, daß der Linus noch immer nit kommt, Andel?" sagte Hofer.

„Die Sorge liegt mir schon seit Langem auf dem Herzen! Hab' nur nit davon reden mögen zu dir, Ander! Hab' mir gedenkt, würdest nit darauf sinnen."

„Und der Hansel, Frau?"

„Vor etlichen Stunden in den Wald gangen, Fichten-Tschurtschlen [1]) zu holen. Werden morgen bügeln, seyn dann gut auf dem Herd zu gebrauchen, hitzen stärker und machen doch weniger Feuer. Der Bub kann nit lange mehr ausbleiben."

„Wird sich schon hüten, am Nikolaustag die Zeit zu versaumen, wann der heilige Nikolaus kommt!" rief eine helle Knabenstimme zur Thüre des Vorhauses hinein, und der einzige Sohn, der dreizehnjährige Johann, erschien auf der Schwelle, den Rücken gebeugt unter der Last eines gewaltigen mit Fichtenzapfen gefüllten Tragkorbes, denn die Eheleute hielten viel darauf, daß er sich körperlich anstrengte, so weit es seine Kräfte erlaubten.

Der Sohn war das Ebenbild seines Vaters. Gleich diesem waren seine dunklen, starken Augenbrauen beinahe zusammengewachsen oberhalb der Nase, eine Eigenthümlichkeit der Hofer, welche zu verrathen scheint, daß slavisches Blut in ihren Adern rollt, wenn auch mit deutschem reichlich vermischt, und in

---

1) Fichtenzapfen.

der That geht die Sage in der Familie, daß sie in uralten Zeiten über das Joch nach Passeier eingewandert sey, vielleicht vom Pusterthal her. Johanns jugendliches Alter ließ den Ernst noch zurücktreten, den solche Brauen dem Vater gaben. Von diesem hatte er ebenfalls die kastanienbraunen Haare und Augen geerbt und war auch dem Gewande nach zu urtheilen so recht seines Vaters Sohn: in weißen Strümpfen, kurzen bocksledernen Hosen, grünem Hosenheber, ziegelrothem Leibel und Jacke von grüner Farbe, wie sie in damaligen Zeiten die besseren Leute, zumal die Wirthe, trugen.

Mit Wohlgefallen blickten die Eltern den einzigen Sohn an, wie er so vor ihnen stand. Die Dämmerung war bereits eingetreten, aber aus der offenen, zwischen Treppe und Weinkasten gelegenen Thür der Kuchel [1]) drang der helle Schein des Herdfeuers, daß die vollen, schon von der Anstrengung des Marsches gerötheten Wangen des Knaben noch mehr erglühten und seine klaren Augen doppelt schalkhaft funkelten, als er vom Nikolaustag redete. „Ist der heilige Nikolaus noch nit da, der Linus noch immer nit kommen?" fragte Johann.

„Was du schon Alles weißt, Hansel!" erwiederte der Vater, dem Sohne den Tragkorb abnehmend.

„Bin schon dreizehn Jahr alt, Vater! Wußte schon förten und vorförten [2]), daß der Linus den hei-

---

1) Küche.

2) im vorigen und vorvorigen Jahre.

ligen Nikolaus macht, gelt Mutter? Aber die Mädel dürfen's bei Leibe nit wissen, auch die älteste nit, die Moidel! Seyn noch zu klein, 's würd ihnen die Freud' verderben," und der kleine Hansel sprach die Worte in so komisch-verständigem, altväterischem Tone, daß der Vater lachend sagte: „Erfahrenheit macht g'scheidte Leut." Dann brachte der Sohn die Fichtenzapfen in die Küche, und die Eltern verfügten sich in die große, rechts befindliche Wirthsstube mit ihren vier hohen, vielscheibigen Fenstern, von denen die zwei vordern nach dem Garten, die andern nach der Straße und dem Bache hinausgingen. Das Zimmer, bereits durch Lichter auf hohen Messingleuchtern mit kleinen Glasglocken darüber erhellt, war angefüllt mit Säumern, Praxern und sonstigen Gästen. Ein Theil beschäftigte sich damit, Hunger und Durst mit den Rübeln und Schmarren [1]) der Wirthin und dem rothen, vortrefflichen Küchelberger des Sandwirthes zu befriedigen, ein Theil suchte auf der Ofenbank um den großen, gemauerten Ofen herum links in der Ecke möglichst die vom Thümbelswind durchkälteten Glieder zu erwärmen, und an einem kleineren Tische neben dem Ofen tönte es bunt durch einander: Laub, Schell, Eichel, Herz — die Karten wurden auf den Tisch geworfen, daß es klappte, die Silbersechser klingelten, die, welche „ramsten," waren mit Leib und Seele bei der Sache. Aber als Andreas Hofer sich an dem großen Wirthstische niedergelassen hatte, über

1) Die gewöhnlichen Mehl- und Fastenspeisen im Thal Passeier.

dem der heilige Geist in Gestalt einer Taube hing, roth, blau und weiß bemalt, ein rundes Stückchen Holz im Munde, eine Hostie vorstellend, als er im Kreise umherblickte und fragte: „Was gibt's denn Neues, Leute?" da vergaßen die auf der Ofenbank die Kälte in ihren Gliedern, die Spieler ließen Karten und Silbersechser, Alle drängten sich in die Nähe des Sandwirths.

„Fragst, was es Neues gibt?" nahm ein stämmiger Säumer das Wort, — es war der Schwager Hofers, Joseph Gufler. — „Wirst das selbst am Besten wissen, Schwager, mein' ich! Wer mit dem Prinzen Johann so gut Freund ist, wie du, erfährt das Alles ein gut Stück früher, als Unsereins."

„Das Neueste ist," entgegnete Hofer, „daß der Strutzertohndel hofft, unser Herrgott werde den Bayernkönig und sein Schloß mit Donnerwetter und Schauern zu Grunde richten, wenn er's Wetterläuten verbietet. Vor der Hand müssen's die Kalbelen entgelten."

Die Versammelten lachten nicht, wie sie sonst wohl gethan hätten. Der Ernst der Zeit war so groß, daß das Komische in Diesem und Jenem nicht immer als Solches aufgefaßt wurde.

„Und er hat Recht," nahm Joseph Gufler wieder das Wort. „Wißt, ich bin mit dem Vieh früher weit umhergekommen, nach Ungarn hinein, ja bis zu den Türken. Kam denn allemal durch Niederdorf im Pusterthale, ein fein's Platzel das, frisch mitten im Sommer, nit viel niedriger als der Brenner und doch

Korn allüberall. Da hab ich mir erzählen lassen, in einer von den Kirchenglocken wär' folgendes Gsatzel [1]) eingeschrieben:

Ich weck' den Geist zur Schuldigkeit,
Ich sing' den Leib zur Ruh,
Ich tön' durch Luft und Wolkenstreit,
All' Uebel fernen thu'.

So ist es auch, und dabei bleibt's!"

„Die Pusterer können's jetzo nur auswischen," sagte ein Anderer, dessen breite, rothe Aufschläge ihn als Meraner zu erkennen gaben. „Thun's die Pusterer nit, wird's schon ihr Kreishauptmann thun! Wie heißt er doch? hat so einen langen Namen, so lang wie seine Verordnungen — Johann Theodor von Hofstetten! Richtig! Mit dem Wetterläuten ist's vorbei, sag' ich Euch!"

„Der Teufel hol' die Bayern!" riefen Einige.

Das ist noch nit Alles," fuhr der Meraner fort, nachdem er zufrieden zu jenen Ausrufen genickt hatte. „Seyn die Bauern so lange zu Mette und Christnacht gangen, als Bauern seyn in diesen Thälern, und das mag lange, lange her seyn. Hört, der Bayernkönig gebraucht Geld, je mehr, je besser. Kosten die Lichter zu viel in der Kirche, derreißen die Schuhe zu viel beim Heruntergehen" — der Sprecher lachte so recht ingrimmig in sich hinein, — „Christnachtfeier ist nit mehr, ist gestern in der Stadt bekannt worden, ihr habt mein Wort darauf!"

---

1) Vers.

Die Versammelten waren starr und stumm vor Staunen und Entrüstung, und ehe sie sich noch erholt hatten, fuhr der Meraner fort: „Der Bayer verordnet, wann wir arbeiten sollen und wann feiern. Aposteltage sind nit mehr, hört Ihr? die besten Feiertage sind abgebracht, — wird Euch selber bald genug zu Gesicht kommen; dürfen an solchen Tagen kein Festgewand anlegen, wer's dennoch thut, muß so und so viel Strafe zahlen. Wie viel? Ich kann's Euch in der That nit sagen, Leute, mir lief die Galle über, hab's überhört."

Ein unbetheiligter Anwesender hätte es den in der Wirthsstube „am Sand" Versammelten angesehen, wie es innerlich in ihnen kochte und gährte von gerechtem Zorne, als der Meraner erzählte. Die, welche noch aßen, zerschnitten die Speisen mit solcher Gewalt, daß Messer und Gabel scharrten auf dem Zinnteller; aber die Meisten vergaßen das Essen und schauten, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf zwischen den Händen, den Sprecher an; wieder Andere bliesen entweder den Rauch in mächtigen Wolken aus der kleinen Thonpfeife und stopften, da das Pfeifchen dann bald wieder leer war, mit solcher Gewalt, daß der Tabak weit umhergestreut wurde, oder sie warfen zornig die Pfeife auf den Tisch, daß das hölzerne Röhrel von dem gelben, messingbeschlagenen Kopfe sich trennte und beide über den Tisch weithin flogen. Nur ein Einziger theilte offenbar nicht die allgemeine Aufregung. Es war ein kleiner, untersetzter Mann mit struppigem Haar und stechenden Augen

unter den buschigen Brauen, halb Pseirerisch, halb Etschländerisch gekleidet. Auffällig war sein dicker Hals und sein großer Hinterkopf, genug, der Mensch machte einen unangenehmen Eindruck auf Jeden, der etwas Menschenkenntniß besaß; ein Anderer konnte sich durch die milde Freundlichkeit, wie er sie in seinem Gesichte affectirte, bestechen lassen. Franz Raffl — so nannte er sich — ein Bauer aus dem benachbarten wilden Hochthale Fartleis, war mit nichts Anderem beschäftigt, als seine Hände zu wärmen. Jetzt hielt er sie an den Ofen, dann rieb er sich dieselben, dann blies er hinein, es war, als wenn sie mindestens erfroren wären, aber trotz dieser eifrigen Beschäftigung die er etwas abgekehrt von den Uebrigen trieb, fand er doch noch Zeit, hin und wieder lauernde Blicke auf diese zu werfen, zuweilen mit einem kurz herausgestoßenen hm! hm! die Aeußerungen der Gesellschaft begleitend.

Als der Säumer aus dem Etschlande geendet hatte, brachen seine Genossen in laute Verwünschungen gegen die Bayern aus: „Die Malefizkerle, wollen uns unsere Religion rauben, wollen mehr seyn, als unser Herrgott! Der Teufel nehme sie alle beim Schopf! Was leiden wir länger die Schande! Tod den Bayern!"

In diesen und ähnlichen Worten machte sich der Unwille Luft; da sprang der kleine Mann mit den struppigen Haaren plötzlich auf: „Bei Gott und allen Heiligen, seyd doch still, Leut!" rief er aus. „Wenn ein Bayer draußen stünde, wären ja Alle des Todes! Ist einmal unsere Obrigkeit, die bayrische, die sollen

wir ehren, heißt es in der Schrift! Sandwirth laß nit also reden in deinem Hause!"

„Das laß meine Sorge seyn, Raffl!" entgegnete Hofer hart. „Hat sich keiner darum zu kümmern, verstehst mich, Raffl!" und der kleine Mann mit den stechenden Augen schlug diese rasch nieder, ein Zittern überkam ihn, sein freundlichstes Lächeln wußte er über sein Gesicht zu verbreiten.

„Gott und alle Heiligen sollen mich bewahren, Etwas zu reden, was dem Sandwirth nit recht ist! Ich meinte — hab' mir denkt." — Weiter konnte Raffl nicht vorwärts. — „Setz' mich zu dir, Ander!" Mit diesen Worten nahm er neben Hofer Platz, um ihm dadurch eine Art Beweis zu geben, wie es ihm Ernst sei mit seinen Versicherungen.

„Nun bist brav, Raffl," versetzte der Sandwirth, etwas weiter rückend, um ihm Platz zu machen. „Sagtest, sollten unsere Obrigkeit ehren, Raffl," fuhr er fort. „Wenn du einen Knecht nehmen willst und hast einen Burschen im Auge und sprichst: Willst du mein Knecht seyn, so bekommst du alle Jahre vier Gulden, Gewand, Schuhe, Hemden, satt zu essen, und der Knecht sagt ja, so wirst du der Herr von ihm. Hältst du aber nit, was du versprochen, kürzt ihm an Lohn, obwohl er brav ist, gibst ihm nit satt, deßgleichen, wenn er dann fortgeht von dir, was kannst du von Unrecht reden, daß dir geschieht? So geht es uns mit den Bayern!"

„Der Sandwirth hat Recht! der Sandwirth hat Recht!" riefen die Leute durcheinander.

„Hat am 26. December im Jahre des Herrn 1805," nahm Hofer wieder das Wort, „unser guter Kaiser Franz in der Stadt Preßburg mit dem Kaiser von Frankreich Napoleon und dem Bayernkönig Maximilian Frieden geschlossen. Trat in demselbigen Frieden das Land Venezien ab an das Königreich Italien, und Tirol, Vorarlberg, Passau und Anderes an den Churfürsten von Bayern, den er als König anerkannte. Der Bayernkönig wäre von Rechtswegen jetzt unser Herr, müßten ihm zu Willen seyn, wie er es verlangte, wenn er hielte, was er dem Franzl, unserm guten Kaiser, versprochen hat seinerseits. Hat ihm versprochen, Alles sollte beim Alten bleiben im Lande Tirol. Daß Gott erbarm! Tirol ist ja nit mehr, Landsleute, soll nit mehr seyn, will's der Bayernkönig so, aber ist und bleibt bis in alle Ewigkeit! Wir sind und bleiben Tiroler, Leute, gelt?"

„Sind und bleiben Tiroler!" wiederhallte es im Wirthszimmer „am Sand," und sogar der kleine Mann mit den struppigen Haaren, der Nachbar Hofers, hielt es für das Gerathenste, wenn auch nicht allzulaut, mit einzustimmen.

„Man hat das Land in Kreise getheilt, unsere Priester erklärt für Staatsdiener und sind doch Diener der Kirche! Unsere jungen Leute sind ausgehoben worden zu Soldaten, und ist doch ein altes wohlverbrieftes Recht, daß wir nur ein einzig Regiment zu stellen haben. Man belastet uns mit Steuern, daß wir sie nicht zu erschwingen vermögen. Könnten Solches noch tragen, aber die Bayern nehmen uns Wetterläuten,

Christnachtfeier, Festtage, wollen uns halb lutherisch machen, die Religion schädigen, Landsleute, das ist das Aergste, lutherisch machen!"

Hofer hatte sich erhoben, und seine Stimme, sonst so weich, klang wie Passergebraus, wie Donnersturm.

„Lutherisch machen!" hallte es wieder im Chor.

„Und heidnisch dazu!" ließ sich auf der Schwelle eine Stimme vernehmen, die mit dem Pfeifen eines Vogels viele Aehnlichkeit hatte, und der dicke Mann, dem sie angehörte, der Doctor von Sanct Leonhard, Karl Thurnwalder, sah auch aus wie ein Papagei in blauem Leibrock mit blanken Knöpfen, rothseidener Weste, vielfach gefälteltem Jabot und gelbseidenem Halstuch mit Zipfeln. „Grüeß Gott! Doctor, macht's Enk comod," sagte der Sandwirth aufstehend.

„Grüeß Gott! O jeh, wie der Wind pfeift draußen! Etwas Warmes zu Essen, ich bitt' Enk!" — „Habt's gut abgeschnabelirt?" fuhr er fort, sich an die Gesellschaft wendend und Platz nehmend.

„Nit übel."

„Die Zeiten sind hart, man braucht schon Etwas, das Leib und Seele zusammenhält. Komme gerad' von Sankt Martin, o jeh! Der Schlag hätt' mich bald gerührt, o jeh!"

„Was gibt's? Es ist schon arg genug," entgegnete Hofer.

„Der Pusterthaler Kreishauptmann, Johann Theodor von Hoffstetten, hat ein Schreiben ergehen lassen an alle geistlichen Herrn im ganzen Burggrafenamt Meran und im Vintschgau, daß sie sich am heiligen

Weihnachtsfeste einfinden sollten in der Stadt Meran und eine Erklärung abgeben, des Inhaltes, sie unterwürfen sich auf landesherrlichen Befehl dem Bischof von Augsburg und entsagten dem Bischof von Chur, o jeh! und dazu noch stehet geschrieben, wer sich weigern sollte wider Erwarten, solche Erklärung abzugeben, werde mit Entsetzung von seiner Stelle, mit Gefängniß bestraft. An die Sanct Martiner, obwohl sie zu Chur gehören, ist noch kein solches Schreiben ergangen, aber sie fürchten alle Tage selbiges. Der Herr Pfarrer Beda Jung wurde so weiß wie Kalk im Gesichte, als er mir's derzählte, o jeh! Aber der Cooperator, der Augustin Tschöll, der ist ein fein's Mandl, der sagte, er wolle sich lieber in Stücke schneiden lassen, als dem Bischof von Chur entsagen. Der wurde nit weiß, nein roth, wie ein Truthahn — mit Respect zu sagen, — hatte die Feuerzange gerad in die Hand, die schwang er so gräulich, daß mir Angst wurde, o jeh! ich retirirte bis zur Thür," und Herr Karl Thurnwalder, Doctor von Sanct Leonhard, machte sich mit seinem Jabot und den Zipfeln seines Halstuches zu schaffen, halb beschämt durch das Geständniß seiner Furchtsamkeit, das ihm im Flusse der Rede unwillkürlich entschlüpft war.

„Werden die Bayern einen gewaltigen Kerker bauen müssen," hub der Meraner wieder an, den wir schon kennen, „um alle die geistlichen Herren unterzubringen! Wird Keiner so Angst haben und dem rechtmäßigen Bischof entsagen! Muß gar absunderlich gesotten seyn, der Augsburger! Haben die geistlichen

Herren doch Befehle von der weltlichen Obrigkeit bekommen, und der Augsburger hatte kein Wörtl dazu gesetzt. Wird auch halb lutherisch seyn, mein' ich! — der Pfarrer von Sanct Martin ist ein ängstlichs Mandl, wie Ihr, Doctor, aber wenn's giltet, hat der das Herz auf dem rechten Flecke, wie Ihr!"

Herr Karl Thurnwalder schaute nach dieser unverhofften Ehrenerklärung ganz glücklich aus und begann mit doppeltem Appetite die Speisen zu verzehren, welche die Wirthin ihm vorsetzte, die von all dem Gerede und Gelärme unbeirrt, ernst und gemessen die Bedienung der Gäste besorgte. „Mit den Sanct Martiner Geistlichen ist es anders," nahm Hofer bedächtig das Wort. „Sind nicht Weltpriester, sondern Benedictiner, gehören auch nit zum Burggrafenamt oder Vintschgau, man wird bei ihnen nit die Sache auf's Aeußerste treiben! — Wir Sanct Leonharder können uns freuen, daß wir unter dem Bischof von Trient stehen; fügt sich der denn auch dem, was der Bayer wünscht, wir Sanct Leonharder seyn doch alm besser dran."

„Alle für Einen, und Einer für Alle!" sagte ein Sanct Martiner. „Kenne dich so, Sandwirth!"

„Ih moan schun [1]), Binderluis!"

„Und ehe sie unsere Geistlichen einsperren, schlagen wir auf die Bayern los und" — —

„Damit ist nit geholfen," unterbrach ihn Hofer, und Alle wandten sich aufmerksam zu ihm. „Unser

---

1) Ich meine schon.

guter Franzl und der Bayernkönig haben Frieden, unser Landl steckt voll Soldaten, für jetzt ist Nichts zu machen! Für jetzt, hört Ihr, Leute? Aber es wird auch zwischen den Fürsten nit alm so bleiben, da ändert sich oft Manches in kurzer Zeit, Freunde! jetzt heißt es: geduldig seyn! Warten! Ihr versteht mich! Ist keine Gefahr, daß Einer von uns all den Schimpf und die Schmach und die Schande vergißt, die der Bayer uns anthut!"

„Ist keine Gefahr!" riefen die Andern.

„O jeh! o jeh!" setzte Herr Karl Thurnwalder hinzu. Nur Franz Raffl, der Bauer von Fartleis, schwieg, aber dann stieß auch er hastig, als wenn er das Versäumniß gut machen wollte, heraus: „Ist keine Gefahr!"

Hofer stand auf von seinem Sitze. Damit war die allgemeine Unterhaltung über politische Gegenstände zu Ende. Es bildeten sich Gruppen; hier wurde geplaudert, dort griff man wieder zu den Karten.

„Der Linus ist da!" rief Johann zur Stube hinein. Hofer verließ dieselbe. Draußen stand ein junger Bursche, den die starken, eigenthümlich zusammengewachsenen Brauen als einen Verwandten kennzeichneten, in rauher Reisekappe, die braunen Locken, die sich um Stirn und Schläfe ringelten, stark bereift. Nach wechselseitiger herzlicher Begrüßung erkundigte sich der Sandwirth, ob der Branntewein gut an den Mann gebracht sey, und warum er erst jetzt komme. „Alles ist in bester Ordnung," entgegnete der junge Bursche, der schon Jahre lang, seit seines Vaters

Tode, auf dem Sandhofe die Stelle eines Fütterers versah und zugleich bei dem lebhaften Handel, den Hofer mit Wein und Brantwein noch Nordtirol trieb, häufig denselben vertrat. „Mich nimmt Wunder, daß die Säumer dir nit derzählten, warum ich so spät komme.“

„Hatten gar zu viel andere Dinge im Kopfe.“

„Habe Geld im Sack“ — Linus klopfte auf die künstlich mit Federkeilen ausgenähte Leibbinde, in deren Mitte von Blumen und Arabesken umschlungen die Buchstaben L. H. zu lesen waren, darunter „Lustiger Tiroler“ mit einem großen Ausrufungszeichen dahinter. „Aller Branntewein ist gut an den Mann gebracht. Wäre auch schon heut um Mittag daheim gewesen, aber die Schimmelstute stolperte gestern nit weit vom jenseitigen Jaufenhause, wo es so hahl [1]) ist, hinkte in der Fruh noch a Bissel, da schien mir's das Beste, die Rosse heut noch a Paar Stunden rasten zu lassen, jetzt fehlt's aber bei der Schimmelstute ninderscht [2]), Ohm“ — —

„Schon recht, Linus! Gut, daß du da bist! Säum' die Rosse ab und richt' einen schönen Gruß aus an den heiligen Nikolaus.“

Linus und Johann gingen aus dem Vorhaus die Treppe hinunter. „Linus, liaber Bue, z'nichter [3]) Bue, daß du so lange ausbleiben mußt, gerad heute! Wo

---

1) eisig.
2) nirgends.
3) unartiger.

bist du gesteckt so lange! die Schimmelstute stolperte nit, war nur so ein Reden von dir! Bist zugekehrt in Schloß Jaufenburg [1]), gelt? Wo die Geister der Herren von Fuchs zu Fuchsberg umgehen. Hast dich mit den Geistern gerauft um das Panzerle [2]) voll Gold, das dort vergraben liegt! Schleunen wir uns, daß die Rosse bald in den Stall kommen und wir nacher ander Gewand anlegen. Die Bischofsmütze für dich ist fix und fertig, und der Werg zum Bart liegt auch schon in unserer Kammer."

So plaudernd begleitete des Sandwirths Sohn den Linus und legte dann selber wacker mit Hand an bei den Rossen. Nachdem das Salz, welches von Hall mit zurückgenommen worden war, im Keller unter dem Vorbau Platz gefunden hatte, wo das Licht einer Laterne die Stelle des Mondes vertreten mußte, der draußen hell schien, zogen sie die vier Rosse in den langen Stall links vom Hause. Pferde und Mulen der heute am Nachmittage eingetroffenen Säumer ruhten bereits gemächlich aus von dem Marsche, mit lautem Gewieher feierten sie die glückliche Ankunft ihrer vier Genossen. Die aber, ohne sich viel darum zu kümmern, fielen gierig über den Hafer her, den ihnen Johann und Linus in die Heubarren oder Krippen schütteten. Letzterer wanderte endlich noch mehrere Male den Stall auf und ab, um sich zu überzeugen, daß alle Thiere wohl versorgt und versehen worden

1) Am Fuße der Jaufenburg liegt Sanct Leonhard.

2) Fäßchen.

von dem Caß [1]), dem Knechte, der während seiner Abwesenheit seine Geschäfte wahrnahm. Dann verfügten die Burschen sich hinauf in ihre Kammer.

Nikolausabend, Christabend, jener im Süden, dieser im Norden des deutschen Reiches! Was da Alles aufwacht im Menschen, wenn er Euch aussprechen hört, tausend Gedanken, lieblich und freundlich! Mag er jung seyn oder alt, mag er wohnen im hohen Kaiserpalaste oder in der mit Schindeln gedeckten Hütte, es wird ihm wohl zu Muth bei Eurem Namen! Es glättet sich die sorgenschwere Stirn, Unmuth und Zorn schwinden, und dem verhärtetsten Bösewicht will es bedünken, daß sein guter Engel noch nicht ganz von ihm gewichen ist, wenn er Euer zufällig gedenkt!

Auf dem Sandhofe diente ein Gemach im zweiten Stocke als Kinderstube. Hier standen drei Bettchen für die drei ältesten Mädchen, während der Sohn des Hauses im dritten Stocke in einem Zimmer mit Linus schlief und neben dem Bette der Eltern die Wiege stand, welche, ein Hauptbestandtheil der Ausstattung der Braut, selten leer gewesen war, seit das erste Kind darin geruht. Gegenwärtig schlummerte bereits in ihr die zweijährige Gertraud, die jüngste; aber die andern hielten die Augen noch offen in der Erwartung des heiligen Nikolaus und noch mehr der schönen Dinge, die er bringen sollte. Acht Uhr war schon vorüber; ein Glück, daß die Mädchen Gesellschaft hatten, eine Gesellschaft, die an solchen Abenden

1) Cassian.

durch eine andere kaum ersetzt werden kann, nämlich die alte Magd des Hauses, Regina. Nach des Tages Arbeit — sie hatte sich heute gar eifrig in der Kuchel tummeln müssen, da unerwartet so viele Gäste gekommen waren — saß sie, gegen die schwarzbraune Holzwand des Stübele behaglich gelehnt, die großen Brillengläser mit der hörnernen Einfassung noch auf der Nase, wenn auch etwas heruntergesunken, denn sie hatte den Mädchen die schöne Legende vom heiligen Nikolaus vorgelesen. In ihrem Schooße, auf ihrem Arm ruhte die vierjährige Anna; die ältern Schwestern, Marie und Rose, zehen und neun Jahre alt, saßen auf niedrigen Schemeln zu Füßen Regina's, die Köpfchen, welche schon etwas schwer wurden vor Müdigkeit, mit den Händen gestützt, hinaufschauend zu der freundlichen Alten, die schon bei den Eltern der Wirthin, im trauben- und kastanienreichen Allgund manches Jahr gedient hatte, ehe sie mit ihrer Andel, wie sie die starke, untersetzte Ehefrau noch gerne nannte, den lieblichen Gau von Meran mit dem wilden Thale Passeier vertauschte, deßhalb auch gar viel galt im Hause und zehen Worte mitreden durfte, wo eine andere nicht ein einziges Wörtl gewagt hätte.

„Der heilige Nikolaus bleibt heute gar so lange aus," meinte Rosel. „Sag, Regina, kommt er etwa nit heuer, bringt uns keine Aepfel und Nussen? Seyn wir etwa z'nicht gewesen seit letztem Nikolaustag?"

„Wer weiß, Madel," entgegnete die Alte bedächtig. „Hättet hin und wieder wohl anders seyn können, und der heilige Nikolaus, der weiß von Allem

Bescheid, der kennt die Buben und Mädel in der ganzen Christenheit!“

„Er kommt nitte, Regina?“ und Röschen war dem Weinen näher, als dem Lachen.

„Das will ich nit gesagt haben,“ erwiederte die Alte schnell, der die weinerliche Stimme und die bekümmerte Miene von einem ihrer Lieblinge durch die Seele schnitt. „Seyd nur das nächste Jahr nit z'nicht, dann kommt er heuer gewiß, ja ganz gewiß.“

„Wer weiß, Rose,“ sagte Marie, die älteste und warf den Kopf ein wenig zurück, „wo der heilige Nikolaus jetzt gerad bescheert, vielleicht weit von hier. Denke dir, wie viele Kinder seyn in Vorderspeier, in Hinterspeier, in der Stadt, in Allgund, und die Welt soll noch viel größer seyn. Der heilige Nikolaus hat viel zu thun heut Abend, können nit verlangen, daß er so bald zu uns kommt.“

„Hast Recht, Moidel,“ entgegnete Rose, zu Mariens großer Befriedigung, aber die kleine pausbackige Andel auf Regina's Schooße wischte sich verdrießlich die Augen und meinte: „Wird spat schlafen kommen, heut Nacht, wird brav müde seyn, der heilige Nikolaus.“ Sie selber wußte recht gut, wie es dem Heiligen zu Muthe sein mußte, und kaum hatte sie das gesagt so fielen ihr wieder die Augen zu.

Horch! Was war das? Kling, kling, kling! Eine Glocke ertönte! Wie das kleine Madel, die Andel, seine Augen weit öffnete! Die waren auf einmal ganz klar! Wie sie in die Hände klatschte und so ungeberdig vom Schooße Regina's herab auf den

Boden kugelte, daß die Brillengläser der Alten, welche sich gerade über die Kleine beugte, in große Gefahr kamen.

„Der heilige Nikolaus! der heilige Nikolaus!" jubelten die Kinder und stürmten hinaus nach der gegenüberliegenden Stube, in der ihnen alljährlich der Heilige erschien. Da stand er neben dem mit weißem, saubern Leinentuche bedeckten Tische, der von mehreren Kerzen erhellt wurde, die ihr Licht über Teller voll Aepfel, Nüsse und Backwerk nebst allerlei Kleinigkeiten, wie sie Kinder erfreuen, verbreitete. Linus — wir wissen schon, daß er den Kinderfreund vorstellte, der heute Abend so viele Gänge zu machen hatte in der katholischen Christenheit — hatte eine Bischofsmütze von Pappe auf dem Kopfe, überklebt mit Papier, von goldenen Sternen übersät; ein weißer langer Priesterrock, eine Perrücke und ein ungeheurer Bart von Werg machten den Bischof vollständig, der von Johann als Chorknaben assistirt wurde.

Der heilige Nikolaus lud die Mädchen in feierlichem Tone ein, näher heranzukommen und vertheilte dann an jedes mit passenden Worten die für dasselbe bestimmten Gaben. Eine Weile spielte er seine Rolle vortrefflich. Aber das änderte sich gar bald. Rosel erhielt unter Anderem ein Nähkissen; ein solches heißt im Passeier allgemein „der Hansel."

„Weil du selten z'enicht gewesen bist, Rosel," sagte der heilige Nikolaus, „so schenke ich dir einen großen, schönen Hansel!" Der Chorknabe daneben, des Sandwirths Hansel, vergaß bei diesen Worten fast, was

er vorstellte. Eine übersprudelnde Heiterkeit ergriff ihn und nicht weniger den ehrwürdigen Bischof, den Linus, wie sehr sich beide auch bemühten, dieselbe zu verbergen. Moidel, die Aelteste hätte sie beinahe in der Verkleidung erkannt, und sie wünschten sich im Stillen herzlich Glück, als nichts mehr zu thuen war und sie mit langsam abgemessenen Schritten abziehen konnten. Bald kehrten sie als Linus und Johann zurück, Regina, die Knechte kamen auch herzu, um ihren Theil an Früchten und Gebäck zu erhalten, und Lust und Jubel herrschten in dem geräumigen Gemache, durch den Wein erhöht, den der Sandwirth spendete. Hin und wieder steckte auch ein Säumer den Kopf durch die Thüre oder getraute sich gar noch ein wenig weiter, wäre auch gern daheim gewesen bei Weib und Kind am heutigen Abend!

Andreas Hofer und seine Frau saßen etwas abseits. Anna Hofer, — sie war eine geborene Ladurner, ein weit verbreitetes Geschlecht, dessen Stammhof Ladurn am Eingange des Schnalserthales liegt, — rauchte wie ihr Mann aus einer kurzen Pfeirer Pfeife, wie das ihre Gewohnheit war. So eigenthümlich diese seyn mochte, sie hatte bei ihr nicht weiter etwas Auffälliges oder Abstoßendes. Die Gemessenheit ihres Wesens, der große Ernst, der über die kurze, untersetzte Gestalt, über die ausdrucksvollen, leidenschaftslosen Züge ausgegossen war, harmonirte gewissermaßen damit. Auch an diesem Festabend schaute sie so ernsthaft drein, wie nur möglich, und nicht minder der Sandwirth, der doch sonst an harm-

losen Scherzen das größte Gefallen fand und heiteren Sinnes war, wie einer. Wenn der Eltern Augen auf den strahlenden, glücklichen Gesichtern ihrer Kinder ruhten, schien der Ernst in ihren eigenen Zügen eher zuzunehmen, als zu schwinden, und ähnliche Gedanken in Beiden aufzusteigen. Eine lange Weile saßen sie stumm da. Endlich brach die Sandwirthin das Schweigen.

„Wie es wohl am Nikolausabend nach etlichen Jahren bei uns ausschaut, Ander?" sagte sie in flüsterndem Tone. „Hab' Furcht, daß der Bue und die Madeln dann nit so fröhlich seyn, wie heut!"

„Gott weiß das allein," gab Hofer eben so leise zur Antwort. „Schlimme Posten kamen am heutigen Abend von Nord und von Süd, von Ost und von West, mit wem man immer reden mochte, der Eine wußte noch schlimmere Mähr zu derzählen, als der Andere; aber die letzte Mähr, die war die ärgste von allen!"

„Die der Doctor mitbrachte von Sanct Martin, gelt?" fuhr die Wirthin lebhaft fort. „Von ihrem Bischof fallen die geistlichen Herren nimmer ab, und die St. Martiner werden nit verschont bleiben, meintest du auch vorhin das Gegentheil, Ander."

„Ich glaub's selber, Frau," entgegnete der Sandwirth trübe; „vor der Gewalt ist Alles gleich, Weltpriester und Ordensmann!"

In dumpfes Brüten versunken, saß er etliche Minuten da; dann blickte er auf, der Trübsinn war aus seinen Mienen gewichen und seine Stirn leuchtete:

„Buben und Mädel lachen am heutigen Abend im Lande Tirol und die Männer weinen. Kehrt nach ein, zwei Jahren der heilige Nikolaus nit zu, wie er sonst doch pflegte, da werden Buben und Mädel weinen, aber der Vater, der nit daheim ist, sondern den Stutzen braucht gegen den Feind, dem wird das Herz freudig schlagen, der wird Jubellieder singen, als ginge es zu Spiel und Tanz!"

„O, daß es nie dazu kommen möge, Ander! Mir ward ganz bange, wie ich dich reden hörte unter den Säumern und Gästen!"

„Dir ward bange, und hat dir das doch Niemand anschauen können, Weib," sagte der Mann vom Sand und blickte seiner Lebensgefährtin treu und innig in's Auge. „Gabst mir auch nicht den leisesten Wink, redetest kein Wörtl drein!"

„Ich blieb im Angesicht ruhig, obwohl innerlich mir nit so war; du redetest, Ander, du mußtest das Rechte thun, das war mir genug! Aber ich bin nit ein Mal, mehrere Male hinausgetreten auf die Treppe und habe nach Rechts und nach Links geschaut, ob kein bayrischer Gerichtsdiener, ob nicht der Richter selbst um die Wege war."

„Der Richter von Sanct Leonhard ist so gut kaiserlich, wie wir, und die bayrischen Gerichtsdiener die hocken daheim, die wandern nit durch's Thal, wenn's Nacht ist und der Thümbelswind geht, Andel."

„Bist sonst alleweil vorsichtiger; wie du denkst, das wissen die Pseirer und Etschländer, brauchst es ihnen nit zu sagen."

„Gott sey gedankt dafür! Hast Recht, Frau! Aber es gibt Stunden, wo man unbedacht seyn muß, wo man Geringeres wagen muß, wenn Höheres auf dem Spiele steht. Wenn ein edles Roß schwere Lasten tragen muß Tag aus, Tag ein, wenn es beständig die Geißel kostet, da bäumt es sich Anfangs wohl und ist störrisch und hat bessere Tage nit vergessen; aber allgemach fügt es sich, vergißt, was es einst gewesen, wird dumm und stumpf. Auf uns Passeirer, Tiroler lastet schon so lange schwerer Druck, daß wir in dieselbe Gefahr kommen, in die jenes Roß geräth, daß wir vergessen, was wir waren. Da thut es denn Noth, daß man einmal frei und frank redet, wie's Einem um's Herz, sollt's auch nit just bedachtsam seyn. Waren viele Gäste in der Stube von Nord und von Süd; hat etwa einer nit gewußt, was er von mir halten sollte, weiß es jetzt, und die es schon vorher wußten, sind aufgemuntert und gestärkt worden in ihrem Denken und Thun. Meinte doch auch der Fartleiser, der Raffl, man müßte der Obrigkeit gehorchen!"

„O, ich hab' auf ihn geschaut den Fartleiser! Der gefällt mir am Wenigsten."

„Und brauchst ihn doch nit zu fürchten, Frau! Der braucht mich; das ist immer viel werth, und ein Verräther würde er eben so wenig seyn, wie irgend ein anderer, der Tiroler Blut in den Adern hat."

Hofer hatte seine Pfeife ausgeraucht und griff in die Tasche, um den Tabaksbeutel hervorzunehmen. Statt diesem kam ein silberner Ring mit einem Knopfe

von demselben Metalle zum Vorschein, ein sogenannter Stoß- oder Schlagring, wie ihn die Tirolerburschen zu tragen pflegen.

„Ueber all' die traurigen Neuigkeiten, davon uns der Kopf voll ist, Frau, hätte ich bald das Kostbarste von der Bescheerung vergessen! — Hansel, komm' einmal zum Vater!"

Der Sohn trat heran, er gewahrte den Ring in des Vaters Händen, und seine Augen blitzten vor Freude.

„Schau, mein Sohn!" hub Andreas Hofer an, der Sandwirth von Passeier. „Sah vor Alters anders aus, wie jetzt, herrschten Recht und Gesetz dazumal nur selten, sondern die Stärke. Da schritt der Bauer trutzig daher, das Schwert an der Seite, den Stoßring in der Faust, um sein gutes Recht zu vertheidigen gegen Jedweden, der es anzutasten wagte. Jene Zeiten sind längst vorüber. Bei uns Tiroler Bauern hat sich der Brauch erhalten, den Stoßring zu tragen; ihr jungen Bursche habt ihn gerne so früh wie möglich, und ich schenke dir heute einen mit den Anfangsbuchstaben deines Namens. Ist ein schlechter Brauch aus wilden Zeiten unter den Burschen geblieben bis auf den heutigen Tag, sich zu raufen unter einander, sich zu schlagen mit dem Stoßring in Zorn und Uebermuth. Dazu diene dir dieser Ring niemals, Johann! Und du wirst nit vergessen, was dein Vater dich heißt! Sagte vorhin, die Zeiten seyen vorüber, wo die Stärke herrschte und nit Recht und Gesetz. Können aber wiederkehren, mein Sohn, kön-

nen Tage kommen, wo es noch viel mehr gilt, als für sein eigen Recht einzustehen, einzustehen für das Recht unseres Herrgotts und unseres Kaisers. Du bist noch ein Bube, Johann, aber du wirst schon verstehen, was ich zu dir rede. Schau, wenn ich dich dann nit mehr mahnen kann, da blicke du auf den Stoßring und thu', was du deinem Gotte und deinem Kaiser schuldig bist!"

Aufmerksam hatte der dreizehnjährige Knabe der Rede des Vaters gelauscht, die auf manche der andern Anwesenden einen sichtlichen Eindruck gemacht hatte. Schon nach den ersten Worten des Sandwirths war der Lärm verstummt; nur die kleinen Töchter plauderten leise unter einander von den Gaben des heiligen Nikolaus. Der Knabe, den der Vater mit dem Stoßring, so zu sagen, halb wehrhaft gemacht, zum Knappen erhoben hatte, gelobte, zu thuen, was von ihm verlangt wurde, und Hofer steckte ihm den silbernen Ring an den kleinen Finger der rechten Hand. Das Geschenk des Tiroler Bauern an seinen Sohn und noch mehr die dasselbe begleitenden Worte waren durchaus ungewöhnlich. Sie hatten ihre Quelle in dem Ernst und der drückenden Schwere der Gegenwart, welche von dem klaren Geiste des Sandwirths hinlänglich gewürdigt wurde, um nicht ebenfalls von der Ueberzeugung durchdrungen zu werden, daß man einer noch ernsteren Zukunft entgegen ging, welche von schwachen Knaben Männerthaten gebieterisch forderte.

Mittlerweile war es schon spät geworden. Erwachsene und Kinder verfügten sich zur Ruhe. Aber die

Sandwirthin, die immer geschäftige, ging noch an die Beseitigung allerlei wirthschaftlicher Verrichtungen, und Hofer war zu sehr erregt durch die mannigfaltigen Trauerkunden, die sein Ohr im Verlaufe der letzten Stunden vernommen hatte, als daß er sich schon bewogen gefühlt, sein Lager aufzusuchen.

„Behüt' di Gott, Andel! Will noch a Weilele frische Luft schöpfen draußen," sagte er, „frei aufathmen in der freien Gottesnatur. Nach einer halben Stunde bin ich zurück."

Er nahm den Hut und ging in den Garten, welcher seitwärts vom Hause gelegen war. Der Thümbelswind hatte gänzlich nachgelassen, kein Lüftchen regte sich, klar stand der Vollmond am Himmel, und Hofer warf einen Blick zur Linken, auf die Felder in blitzenden Reifgewändern, auf den Büchel Sinaifeld mit dem Häusel darauf, die schneebedeckte Kuppe von Kolbereck, weiter rechts den Prantacher Berg mit den zwei Spitzen des Rifen, zu deren Füßen die Matten der Awalder Alpe, der unseligen, die eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, sich ausbreiten. Der Anblick der Landschaft, vom silbernen Lichte des Mondes übergossen, war wohl geeignet, Stürme in der Menschenbrust zu sänftigen; für den Sandwirth blieb er wirkungslos. Es war nur ein flüchtiger Blick, den er Berg und Thal gönnte. Er achtete eben so wenig auf den Garten, in dem er sonst so gerne zu wandern pflegte, mit seinen Birnbäumen, die von ihm im Herbste desselben Jahres gepflanzt worden waren, in dem er sein geliebtes Eheweib heimführte, mit seinen

buschigen Buchsbaumstauden, welche da, wo es abschüssig hinunter ging nach dem Thalweg, ihn mit ihrem immergrünen Blätterschmuck zur Winterszeit so oft erfreut hatten [1]). Mächtig hob und senkte sich seine Brust, zuweilen schaute er starr gen Himmel, zuweilen war's, als ob sich seine Blicke einbohren wollten in die frosterstarrte Erde. Der Garten war ihm zu eng, er eilte hinaus auf die Heerstraße und verfolgte den Weg nach Sanct Martin flüchtigen Schrittes, als wenn ihn dringende Geschäfte vorwärts trieben.

Erst auf der Brücke, welche über die Passer führte, machte er Halt, lehnte sich an das Geländer, kreuzte die Arme über einander und redete halb laut für sich hin, wie das seine Gewohnheit war, während der reißende Bach unter seinen Füßen toste und rauschte.

„Alle für Einen, und Einer für Alle!“ hat der Binderluis g'sagt, der Sanct Martiner! Diesseits und jenseits vom Seebach [2]), ob in Sanct Leonhard oder Sanct Martin, unter dem Trienter Bischof oder dem von Chur, ist Alles gleich, wir seyn alle Passeier! Was Enk geschicht, Sanct Martiner, geschicht uns auch! Schlägt man Enk, wir fühlen den Schlag mit. — — — — — Was der geistliche Herr hat g'sagt, der in der vorigen Woche bei mir über Nacht

1) Die Birnbäume und Buxbaumstauden grünen noch jetzt im Garten des Wirthshauses „am Sand.“

2) Die Passer wird von den Passeiern fast ausschließlich „der Seebach“ genannt, weil sie früher aus einem jetzt trocken gelegten See bei Seehaus in Hinterspeier hervorströmte.

gelegen, das hat mich fein gedunkt! „Das Pseier ist das Herz von Tirol," hat er g'sagt. „Liegt gerad in der Mitten drein vom Landl, hat einer gleich viel Stunden zu reisen nach Nord und Süd, nach Ost und West, wenn er an's End' kommen will." Das Pseier ist das Herz von Tirol. Ist's Herz g'sund, so schaut's gut aus um den Leib; vom Herzen strömt das Leben aus in alle Glieder. Müssen sorgen, wir Pseirer, daß wir frisch bleiben! Wenn's anderswo fehlt, ist uns're Sach', lebendig zu machen und stark, was mit gehört zum Leib. Die jenseits der Berge wohnen, die Sarrnthaler, die Pfelderer, die Vintschger Alle, Alle hüben und drüben vom Brenner, sie seyn alle Glieder eines Leibes! Und's Landl Tirol steht nit so allein, es hat Cameradschaft, das Kärnthen, das Steiermark uud so fort. Cameraden halten mit einander in Freud' und Leid! Wollen thun, was wir können, wir Tiroler!"

Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeier, hatte immer schneller und leiser geredet, als wenn die Fluth von Gedanken, die in ihm aufstiegen, immer gewaltiger und gewaltiger anschwelle. Jetzt schwieg er gänzlich; die Worte mochten ihren Dienst versagen! Einige Minuten stand er noch da, lautlos, mit gekreuzten Armen, dann nahm er den Hut ab, blickte mit feuchten Augen empor zu dem blauen, sternenbesäeten Nachthimmel, seine Lippen bewegten sich, der Sandwirth von Passeier, Andreas Hofer, betete!

In dem schlichten Bauern, angethan mit dem groben Rocke von Loden, dämmerte in dieser Stunde die

Ahnung, daß er vom Schicksal dazu erkoren sey, Sanct Leonharder und Sanct Martiner, alle Passeirer dies- seits und jenseits des Seebachs, und nicht nur sie, nein, Sarrnthaler und Pfelderer und Vintschger und die hundert anderen Stämme des Landes Tirol unter seiner weißgrünen Fahne zu sammeln und im gerech- ten Kampfe für Kirche und Kaiser zu ewig glorreichen Siegen zu führen!

## II.

Der 15. August des Jahres 1808, „Hoch — unser — Frauentag“ war herangekommen. Der „Frauentage“ gibt es mehrere im Tirolerjahre. An ihnen legt die Tirolerin ihr festlichstes Gewand an, sendet die inbrünstigsten Gebete zum Himmel empor vor den geschmückten Altären. Denn jene sind der heiligen Jungfrau geweiht. Die weiß am Besten, was des Weibes Herz erregt und bewegt, die hat selber all' die namenlosen Freuden und Schmerzen gekostet, welche der Jungfrau und Mutter beschieden sind. An sie wenden sich voll gläubigen Vertrauens Mädchen und Weiber an den Frauentagen. Sie versteht ihre Bitten und Wünsche, bei ihrem lieben Sohne, der zur Rechten des allmächtigen Vaters thront, ist sie Fürsprecherin und darf im Voraus der Erhörung gewiß seyn. Hoch — unser — Frauentag wird von allen Frauentagen am Festlichsten begangen. Der Erinnerung an die Himmelfahrt Mariens geweiht, feiert er ja die höchste Verehrung der Gottesmutter, und das Kind des Staubes will nicht nur in Andacht versunken ihr sein Herz zum Opfer darbringen, son-

dern auch in äußerlichen Zeichen seine Verehrung an den Tag legen. Die prangendsten Fahnen, die kostbarsten Kirchengeräthe schmücken das Innere des Gotteshauses, in einem Lichtmeer flammt der Hochaltar, süße Weihrauchwolken steigen vor allen Altären zu der gewölbten Decke empor, Loblieder werden gesungen, Pauken und Trompeten schmettern, Prozessionen wallen andächtig betend daher, und das Volk von mannhaften Schützen, das die Tiroler Berge bewohnt, läßt es sich nicht nehmen, durch weithin schallende Böllerschüsse den Jubel seines Herzens zu bekunden. Freuen wir uns der schönen Feste des Kirchenjahres und ihrer lieblichen Feier! denn nicht nur das Leben der einzelnen Menschen, sondern auch das der Völker bietet des Unschönen, des Ernsten und Verkehrten so viel, daß die ganze Zukunft zuweilen nichts Anderes zu seyn scheint, als ein langer, ewig langer Trauertag!

Die kirchlichen Wirren, von denen im vorigen Abschnitte dieses Prologes die Rede war, hatten sich seit dem Nikolaustage des Jahres 1807 von Monat zu Monat trauriger gestaltet, und die Nachricht, welche der Doctor von Sanct Leonhard, Karl Thurnwalder, den an jenem Abend auf dem Sandhofe Versammelten mitgetheilt hatte, war nur zu wahr gewesen, aber eben so richtig die Ueberzeugung, welche damals die Menge aussprach, daß die Geistlichen des Burggrafenamtes Meran und des Vintschgau sich eher einkerkern lassen als von ihrem rechtmäßigen Bischofe, dem von Chur abfallen würden. Nur zwei hatten diese gute Meinung Lügen gestraft, die anderen waren entweder

aus dem Lande gejagt worden oder schmachteten im Gefängniß, und später wurde von dem Kreishauptmann Johann Theodor von Hofstetten auch an die Benedictiner von Sanct Martin, weil dieß Kirchdorf als am rechten Ufer der Passer gelegen zum Bisthum Chur gehörte, das Ansinnen gestellt, den Bischof von Augsburg als den ihrigen anzuerkennen. Die Benedictiner berücksichtigten dasselbe nicht weiter; die Geistlichen von Sanct Leonhard, der Pfarrer Ennemoser und der Cooperator Hermeter achteten sich für verbunden, die weltliche Behörde in Meran von den Unordnungen, welche die Widersetzlichkeit ihrer benachbarten Collegen hervorrief, zu benachrichtigen, und dadurch entstand viel böses Blut im Thale. Das Volk von Passeier, welches diese verwickelten Verhältnisse mit ihren Gegensätzen zwischen weltlichen und geistlichen Obrigkeiten und von geistlichen Obrigkeiten unter einander ganz klar zu durchschauen und zu beurtheilen außer Stande war, trat gänzlich auf die Seite der Sanct Martiner und zürnte in seinem Herzen den Sanct Leonharder Geistlichen. Aber diese handelten wenigstens nicht gegen den Willen ihres Bischofes, ihr Lebenswandel, ihre Berufstreue waren untadelhaft und so wandte sich der einmal erregte Zorn vorzugsweise gegen die bayrischen Gerichtsdiener, welche zahlreich das Thal durchstreiften, im Großen und Kleinen tausend Plackereien ausübten und den Benedictinern von Sanct Martin beständig auf den Fersen saßen. Hohn und Spott, wo die Gerichtsdiener erschienen, wurde ihnen von allen Seiten zu

Theil, häufig ließ man ihre Befehle gänzlich unberücksichtigt, verlachte die Strafen, die sie verhängten, statt sich denselben zu fügen, und zuletzt blieb dem Befehlshaber der bayrischen Truppen, die in Meran lagen, nichts Anderes übrig, als in's Passeier eine Schaar Soldaten unter einem Offizier zu senden, mit der Weisung an Letzteren, durch strenges Verfahren die Leute von vorne herein einzuschüchtern.

Als sie am 26. Juli in Saltaus eintrafen, ließ sich der Strutzertohndel von Sanct Leonhard, der gerade mit einem Trieb Kleinvieh unterwegs war, zu der unbesonnenen Aeußerung hinreißen, mit so einer Handvoll bayrischer Wichte würden die Passeirer bald fertig werden, wenn sie nur ernstlich wollten. Diese Worte hinterbrachte man dem Offizier, er befahl den Verwegenen zu binden. Der starke Mann schlug um sich, wie ein wüthendes Thier und wehrte sich bis zum Aeußersten, ehe man seiner Herr wurde. Aber als man ihn nun mit Schnüren und Stricken fest gebunden vor das Dorf schleppte, ihm das Gewand abzog, um die befohlene Strafe von sechzig Stockstreichen an ihm zu vollziehen, da knirschte er mit den Zähnen vor Wuth, und der Schaum stand ihm vor dem Munde, der Büttel versetzte ihm den ersten Streich, er zuckte zusammen, weniger vor Schmerz, als vor Grimm und Wuth, dann aber auch nicht wieder. Regungslos ließ er die neun — und — fünzig anderen Streiche über sich ergehen, daß der Büttel zuletzt meinte, er läge schon im Sterben. Nichts weniger als das war der Fall. Der starke, eisenfeste Mann

erhob sich ohne Anstrengung, als die Strafe vorüber war, er legte seine Kleider wieder an, ohne ein Wort zu reden und zog mit seinem Kleinvieh weiter nach Meran. Die blutigen Striemen seines Körpers verharrschten allgemach, nicht so schnell schwand die Erinnerung daran, das wurde in späteren Tagen gar mancher Bayer und Franzose gewahr!

Am 27. Juli zogen die Soldaten bis Sanct Martin weiter. Als sie dort einrückten, hatte der Cooperator Augustin Tschöll, auf dringendes Anrathen seiner Collegen, bereits in Bauerngewändern die Flucht ergriffen, doch dem Pfarrer Beda Jung, einem ruhigen, besonnenen Manne gelang es, den Offizier einigermaßen günstig zu stimmen, und in einer Unterredung, welche dieser am Abend mit dem Cooperator Hermeter zu Sanct Leonhard hatte, ward der Benedictiner Pater Magnus Prieth als der eigentliche Anstifter aller Widersetzlichkeiten in der Sanct Martiner Gemeinde bezeichnet. Der Kreishauptmann Johann Theodor von Hofstetten fand sich selbst an Ort und Stelle ein, verhörte die Geistlichen und Gemeindeglieder und erklärte Sanct Martin am 29. in Belagerungszustand. Er gab die Erklärung ab, daß der Cooperator Hermeter für die richtige Besorgung der Pfarre in Sanct Martin sorgen werde, und verfügte sich dann nach Meran zurück. Am 9. August erhielten die Benedictiner von ihm den Befehl, das Dorf gutwillig zu verlassen, wenn sie nicht mit Gewalt der Waffen verjagt werden wollten. Sie leisteten Folge, Pater Magnus Prieth wurde gefangen genommen

und der Kapuziner Pater Ladislaus trat vorläufig als Aushelfer ein, um die nothwendigsten Geschäfte zu besorgen. — So standen die Dinge am Mariä-Himmelfahrtstage des Jahres 1808.

„Es hat obe geschnieben [1]), Rosel!“ sagte die Sandwirthin und hob den Finger drohend in die Höhe, als nach eben beendigtem Frühstück die Kinder aus der Stube stürmten, dem Vater nach, der sein jüngstes Töchterlein auf dem Arme trug.

Rosine hielt inne in ihrem Laufe, wie schwer es ihr auch fallen mochte. Hurtig band sie das blaue Fürtuch [2]) wieder fest, welches sich gelöst hatte, so daß die Bändchen des Mieders zum Vorschein kamen, deren weiße Farbe zu dem obigen im Munde der Passeirer gewöhnlichen Bilde die Veranlassung gegeben haben, und eilte dann den Schwestern nach, die Treppe hinunter, in den Garten.

Die Sonne des Festmorgens hatte den prächtigen Gipfel des Madatz kaum zu röthen begonnen, als bereits in der zum Sandhofe gehörenden Kapelle die Frühmesse von Andreas Hofer, seiner Frau und seinen älteren Kinder besucht worden war. Von dort zurückgekehrt, hatten sie gefrühstückt, und nun wollte der Sandwirth die Zeit, bis man zu Amt und Predigt nach Sanct Leonhard aufbrach, mit seinen Töchterchen im Garten verplaudern. Unter dem einen der Birnbäume, welche er selbst gepflanzt hatte, war eine

---

1) Es hat herunter geschneit auf die Berge.
2) Schürze.

Bank angebracht. Dort nahm er auch heute wie gewöhnlich Platz und plauderte mit seiner kleinen Gertraud oder Gerdel, die er auf dem Schooße hielt. Sie zupfte den Vater an seinem langen Barte, daß er scherzend ihre vollen runden Händchen in die seinigen nahm und meinte, sie blieben dort so lange in Gefangenschaft, bis die Gerdel fest verspräche, derlei nit wieder zu thuen. Andel sah und hörte das Alles sehr wohl, schon längst hatte sie nicht ohne ein wenig Mißgunst die Schwester auf dem Platze gesehen, um den sich alle um die Wette zu bewerben pflegten, und nun hielt sie den Zeitpunct gerade recht passend, über Gertraud den Sieg davon zu tragen. Zuerst umschlang sie schmeichelnd die Beine des Vaters und begab sich hierauf ganz ernstlich daran, auf seinen Schooß zu klettern. Da wußte Gertraud ihre Hände glücklich aus der nicht allzu harten Gefangenschaft zu befreien und bediente sich ihrer als Waffen gegen den Eindringling, ja nahm auch ihre Beinchen mit zur Hilfe, so daß der arme Vater, in dessen Weise es eben nicht lag, strenge gegen seine Töchter zu verfahren, keinen andern Ausweg wußte, als daß er Andel schnell an die Seite ihrer kleinen Schwester setzte, welche sich damit auch ganz zufrieden gab. Rechts und links auf der Bank saßen Marie und Rosine. Das war ein schönes Bild, der Vater umgeben von seinen vier Töchtern, alle ihm sprechend ähnlich, unter der frischen Laubkrone des Baumes, und der starke Mann mit den breiten Schultern, der hohen Brust, dem gefurchten, braunrothen Antlitz, blickte so freundlich und

so friedevoll drein, redete mit so weicher Stimme, als wenn er selbst noch ein Kind wäre. Aber seine Stirn war sorgenschwer, und wovon sollte er denn anders reden, als von der Bedeutung des heutigen Festtages! Die Mädchen lauschten aufmerksam des Vaters Worten, sogar die Kleinste, wenn sie auch nur wenig davon verstand, und als er schwieg, da brach die Aelteste, Marie, eine weiße Sternblume, die neben der Bank blühte, rupfte von den zarten Blumenblättchen, welche den goldgelben Kelch umgaben, eins nach dem andern aus und sagte leise für sich hin:

Himmel, Hölle, Fegfeuer!
Himmel, Hölle, Fegfeuer!

und so fort. Bei jedem Blättchen ward eins von diesen drei Worten gesprochen, wie es der Brauch ist [1]. Der Sandwirth ließ sie ruhig gewähren, bis sie an das letzte kam.

„Himmel!" rief Marie fröhlich aus, warf den Stengel weg und klatschte in die Hände. „Komm in den Himmel, Vater, wohin die heilige Marie, meine Schutzpatronin heute gangen ist!"

„Wünsch' dir von ganzem Herzen, Moidel, daß die Sternblume dich nit betrügt!" sagte Hofer lächelnd.

Er blickte in die Ferne und siehe vom Hause her nahte sich ein Mann, an der Hand einen kleinen

---

1) Auch in Norddeutschland ist das eine jedem Kinde bekannte Sitte. Aber dort sagt man folgenden Reim darzu her:

Edelmann, Bedelmann, Doctor, Pastor,
Landmann, Gelehrter, Kaufmann, Major!

Knaben. „Der Brühwirth!“ rief Hofer aus. „Zu so früher, ungewöhnlicher Stunde?“

„Und der Brühsep,“ fügte Rosel hinzu.

Vater und Kinder gingen den Ankommenden entgegen. „Gelobt sey Jesus Christus, Brühwirth!“ sagte Hofer.

„In Ewigkeit!“ entgegnete der mit dem Sandwirth befreundete rüstige Mann, der in Sanct Leonhard ein Wirthshaus besaß, welches die Brühe hieß und noch zur Stunde heißt, indem auf dem Wirthsschild komischer Weise dargestellt ist, wie bei einem Hochzeitsmahle der Kellner das Brautpaar mit heißer Suppe verbrüht.

„Es kimmt dir absunderlich für, Ander, daß ich dich so früh heimsuche,“ fuhr er fort. „und nit mit Unrecht. Konnt' selber nur mit knapper Noth fortkommen von Hause, weil so viele Gäste seyn, aber was thut man nit für einen guten Freund, und wenn die Noth drängt! Hab' etliche Worte mit dir zu dischkuriren!“

„Geh'n wir in's Haus, Brühwirth!“

Hofer nahm sein jüngstes Töchterlein auf den Arm, und die andern Kinder folgten ihren Vätern in das Vorhaus. „Fahren, Fahren!“ rief die kleine Gerdel und streckte die Hände nach dem Kinderschlitten aus, welcher neben dem rothbraun angestrichenen Weinkasten stand. Kaum hörten das die Schwestern, so schoben sie den Schlitten weiter vor, Hofer setzte Gertraud hinein, welche durch ein Queerbrett vor'm Herausfallen geschützt war, Rosine und des Brüh=

wirths Sep, ein braunlockiger Knabe, spannten sich vor als Pferde, Moidel und Andel schoben nach, und nun ward mit solchem Eifer hin- und herkutschirt, daß die alte Regina ihre spitze Nase aus der Kuchelthür steckte und sich zu den Worten bewogen fand, daß man an einem Festmorgen nicht so lärmen dürfe, welche Mahnung aber nicht viel fruchtete.

Die beiden Männer waren in die Wirthsstube getreten; auf seines Gastes Wunsch brachte der Sandwirth Wein und Käse für diesen herbei und auch für sich selber, denn das war seine Lieblingskost. Dann setzten sie sich neben einander im Winkel und waren bald so sehr in ein Gespräch vertieft, welches sie mit gedämpfter Stimme führten, das darüber Speise und Trank ganz vergessen wurde.

„Hab' mir gedenkt, kein Anderer hat so viel Gewalt über den Strutzer Tohndel, wie der Ander vom Sand," fuhr der Brühwirth im Verlaufe der Rede fort. „Ginge selbst nach Sanct Martin, um auf ihn zu schauen, aber du weißt so gut, wie ich, daß Suntigs Alles bei uns voll von Leuten ist vor und nach Kirchen. Wenn er Einem von uns horcht, Ander, so horcht er dir! Ich würd' nit so gut schaffen mit ihm, hab' das gemerkt vor etlichen Tagen, als ein alter Feiertag war. Der Strutzertohndel legte Festgewand an, wie es Vater und Großvater und Urgroßvater gethan, von Alters her, setzte einen Sonntagshut auf den Kopf, mit einem Buschen [1]) von Blu-

---

1) Strauß.

men, so schön, wie er ihn nur hatte, und ging so angethan zu mir in die Brühe. Trinkt just seinen Wein, da tritt ein bayrischer Gerichtsdiener herein, und was thut der? Er nimmt dem Strutzertohndel den Hut vom Kopfe. „Ist heut' nit Suntig, noch Feiertag," sagt er, „auf der Stelle gibst du Strafe, wie's verordnet ist! Hast die Stockstreiche von Saltaus her bald vergessen, mein' ich!" — „Hab' die nit vergessen, wirst daß spüren, du Lackel," rief der Strutzertohndel aus und riß dem Gerichtsdiener den Hut wieder fort, ja hob den Arm schon, um ihn zu schlagen. Da legte ich mich drein, Ander, aber viel Worte und viele Mühe hat's gekostet, du hast mein Wort darauf, daß ich den Strutzer zur Ruhe brachte. Strafe zahlen wollt' er nit, ich mochte noch so viel zureden, legte selber zuletzt das Strafgeld dem Gerichtsdiener auf den Tisch und noch Etwas dazu, daß er schwieg. Als der nun gangen war, da verschwor sich der Strutzer hoch und theuer, keinen Fuß wieder zu setzen in die Sanct Leonharder Kirche, denn unsere Geistlichen hielten es mit den Bayern."

„Du weißt also gewiß, Brühwirth, daß er nach Sanct Martin Kirchen gangen ist und nit nach Moos oder sonstwo?"

„Gewiß, Ander! Kam heut' schon ganz in der Fruh, um mir das Strafgeld zurückzugeben, das ich für ihn gezahlt. „Wer weiß, was geschicht," hat er g'sagt, „will Niemanden ein Pfund Geld [1]), nein kei-

---

1) Noch vor fünfzehn, zwanzig Jahren wurde im Passeier

nen Kreuzer will ich ihm schuldig seyn!" Dann kam er auf die Stockstreiche zu reden und auf das Strafgeld. „Darf man sich denn noch getrauen, ein reines, sauberes Hemde anzulegen, wenn nit bayrischer Sonn- und Feiertage ist?" rief er aus und zitterte am ganzen Leibe vor Zorn. „Und die geistlichen Herren, die zu den Bayern halten, das sind die Allerärgsten, ich geh' nach Sanct Martin Kirchen und wehe, wenn sie auch dorten sich eindrängen wollen! Ich leid' es nit, und wenn ich thun soll, was mich später gereut!"

„Aber der Pater Ladislaus hat noch gestern in Sanct Martin Meß gelesen," sagte Hofer. „Der Hermeter, wenn ihn der Kreishauptmann bestellt hat zum Seelsorger, wird abwarten, zögern möglichst lange. Ist nit so böse, wie man ihn ausschreit, Brühwirth. Wird thun, was er kann! Seyn Zeiten anjetzo, wo der beste Mann irre wird an Dem, was er thun soll und lassen."

„Wie's heute zugehen wird in Sanct Martin, Ander, darüber gehen bei uns in Sanct Leonhard allerlei dunkle Reden. Der Cooperator soll um Mitternacht durch seyn nach Sanct Martin, Fruhmeß gelesen hat der Pfarrer! Du gehst also Kirchen nach Sanct Martin, Ander?"

„Warum denn nit?"

„Vergelt's Gott, vergelt's Gott im Himmel auf,

---

nach Pfund Geld gerechnet. Ein Pfund Geld waren zwölf leichte Kreuzer. Zur Zeit der Margarethe Maultasch rechnete man nach Pfund Bernern; zehn Berner gingen auf einen Pfennig.

vergelt's Gott tausendmal! Wer was braucht, zu Dir kommt er nie umsonst! — Es ist schon spat, ich will hoam!"

„Aber erst iß und trink' a Bissel!"

Die Thür der Wirthsstube öffnete sich, des Brühwirths Sep bat, ob der Schlitten nicht einmal hineinfahren dürfe, jetzt säßen Gerdel und Andel beide darin. Der Vater wollte davon nichts wissen, aber Hofer ertheilte bereitwillig Erlaubniß dazu, und wiederum zogen Sep und Rosine das Gefährte, in welchem die kleinen Mädchen saßen.

Das Antlitz der Väter, die voll waren von so ernsten, traurigen Dingen, erheiterte sich, als sie ihre Blicke auf den Kindern ruhen ließen.

„Die Beiden schaffen gut mit einander!" sagte Hofer.

„Wenn die Rose tausend Wochen alt ist, ist sie a feins Madel," meinte der Brühwirth. „So eine Söhnerin würd' mir schon anstehen," setzte er in flüsterndem Tone hinzu.

Dann ließen sie Wein und Käse Gerechtigkeit widerfahren. Sep durfte aus des Sandwirths Glase auch einen Trunk thuen, Käse und Brod wurden ihm ebenfalls vorgesetzt. Der kleine Knabe konnte des harten Käses nicht recht Herr werden. Da klopfte Hofer ihm auf die Schulter und sagte freundlich: „Du mußt die Zähne recht zusammendrucken, daß du's derbeißt!" 1)

1) Diese Worte sind die einzigen, deren sich der jetzige Brühwirth von Sanct Leonhard, Herr Joseph Holzknecht, dazumal der zehnjährige Brühsep, von Andreas Hofer erinnert. Manche andere Nachrichten über Letzteren, welche in dieser Arbeit benützt wurden, verdanke ich der Güte des hochbetagten, aber noch immer rüstigen, alten Brühwirthes.

Des Brühwirths Sep befolgte den Rath. Als die Sanct Leonharder dann aufbrachen, gingen die Sandwirthin, die ältern Mädchen und Linus mit ihnen nach dem Dorfe, um dort Amt und Predigt beizuwohnen, und Rose trippelte unterwegs neben ihrem Gespielen her, mit dem sie viele Jahre später als Fräu-Rosa von Hofer vor dem Traualtare stehen sollte. Der Sandwirth, bei seiner Frau dringende Geschäfte in Sanct Martin vorschützend, um sie nicht unnöthiger Weise zu beunruhigen, machte sich dann ebenfalls mit seinem einzigen Sohne dorthin auf den Weg, getreu seiner schon am Nikolaus-Abend bethätigten Absicht, ihn in den Ernst der Zeit möglichst einzuweihen.

Vater und Sohn waren noch nicht weit thalabwärts gewandert, die über gewaltige Steine und Felsgeröll dahinbrausende Passer entlang, deren weiße Schaumperlen glitzerten in den Strahlen der Morgensonne, vor sich in wunderbar schimmernde, bläuliche Tinten getaucht die mächtigen Kuppen des großen und des kleinen Laugen, welche gen Süden die Grenze gegen das italienische Val di Non bilden, — da ertönte vor und hinter ihnen Geläute. Die Glocken von Sanct Martin und Sanct Leonhard mahnten die gläubigen Christen an die hohe Bedeutung des Tages, an die festliche Begehung desselben, und die jenseits der Passer liegenden Berge selber schienen mit einstimmen zu wollen. Was für schöne, glockenreine Töne drangen von dort herüber? Gewahrte man doch nicht das kleinste Kirchlein, Nichts, als jähe, zerklüftete Felsen und darüber die grünen Matten und Felder

des Mittelgebirges mit einzelnen Gehöften. Fort und fort klangen die eigenthümlichen Töne, daß Johannes Ohr sie einsog, als wenn sie vom Himmel kämen, bis er endlich das Schweigen, das bisher zwischen ihm und seinem Vater geherrscht hatte, mit den Worten brach: „Am Sonntag ist doch Alles anders, wie an den Wochentagen! Konnte mich a Weilele gar nit darauf besinnen, was denn so absunderlich klingt. Ist ja der Wasserhammer, Vater!"

Künstliche Wasserleitungen gingen nämlich, wie noch heut zu Tage, von den Bergen hinunter auf die Felder und Wiesen der Bauern. In einer der Rinnen war ein kleines Rad angebracht, das vom Wasser getrieben ward und mit einem Hammer in Verbindung stand, der beim Zuschlagen einen schönen Ton gab, weithin vernehmbar. Wenn der Hammer nicht mehr schlug, war dieß ein Zeichen für den Hirten, der unweit davon in einer Hütte wohnte und die Aufsicht über die Wasserleitungen führte, daß Etwas dabei in Unordnung sey.

„Gott selber hat's in uns hineingelegt, mein Sohn," entgegnete Hofer, „daß uns am Sonntag Alles anders dunkt. Die Blumen schauen Werktags gerad so aus, Himmel und Erde sind nit schöner, und doch scheint uns das Gegentheil. Du sollst den Feiertag heiligen, das ist ein hochwichtiges Gebot, Hansel, und **darum** hat's Gott so in uns hineingelegt. Kommt uns allewege zur Hülf, daß wir nit zuwider handeln dem, was er von uns fordert."

„Den Manderleut kommt er nit genug zur Hülf,"

sagte Johann. „Als ich mit dem Linus gestern zur Stadt war, gingen wir zum Rosenkranz in der Pfarrkirchen. Da waren nur Weiberleut und Kinder beim Rosenkranz, auch nit ein einziger Bursch, außer uns beiden. Und später wanderten wir a Bissel in der Laubengassen, die war voll von Menschen, alle Batreien [1]) besetzt, daß wir kein Platzl fanden auszurasten, und aus den Buschen [2]) vernahm man Musik und Gesang. Da kimmt ein Geistlicher zuwege. Vor dem Geistlichen thaten sonst auch die Leut in der Stadt den Hut ab, aber ich sage dir, nit ein Einziger that das gestern, und der geistliche Herr schleunte sich gar sehr und schaute vor sich nieder, weder nach Rechts, noch Links. Der Linus und ich, wir thaten den Hut tief ab vor ihm, da klopft mich ein alter Bauer auf die Schulter und sagt: Kannst a ander Mal den Hut ruhig auf dem Kopf lassen vor dem, ist kein Gottesdiener, sondern ein Menschendiener. Wußte nit, was er damit sagen wollt', später derfragten wir, daß es der Pfarrer von Meran gewesen, der zum Augsburger Bischof g'schworen hat. Darum seyn alle grantig [3]). Sag', Vater, heiligen die Stadtleut' den Feiertag, wenn sie nit zum Rosenkranz gehen, wenn sie den Hut auf dem Kopfe lassen vor ihrem Pfarrer? Soll ich a ander Mal thun wie sie?"

„Selle nitte [4]), Hansel," entgegnete der Sandwirth

---

1) Die Sitze von Holz oder Stein in der Laubengasse von Meran.

2) Weinhäuser, kenntlich durch grüne Zweige über der Thür.

3) zornig. — 4) Das nicht.

ernst, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, indem er wehmüthig auf den Sohn blickte. „Du sollst ehrerbietig gegen jeden Geistlichen seyn! So ein Bube, wie du, weiß noch nit, was Recht und Unrecht ist, in manchen Dingen, hat zu thun, was Vater und Mutter ihn heißen."

„Werd' immer thun, was ihr mich heißt, Vater," erwiederte Johann schnell, „und was du mich am Nikolausabend geheißen, das vergeß' ich nie und nimmermehr! Werd' thun, was ich meinem Gott und meinem Kaiser schuldig bin, wenn es gilt!"

Dabei drückte der Knabe inbrünstig den silbernen Stoßring, den er trug, an die Lippen und fügte mit funkelnden Augen hinzu: „O, daß ich nit schon groß und stark bin, wie du! Bin traurig, Vater, daß ich noch so gar nit schaffen kann für meinen Gott und meinen Kaiser."

„Du kannst beten, wie wir Alle, Johann, daß dieser Zustand bald ein Ende nimmt. Kindesgebet ist angenehm vor unserem Herrn! Es wird das Strafgericht, das über uns hereingebrochen ist, auch von uns nehmen! — Schau mein Sohn, der Geist der Finsterniß schreitet jetzt schon zwei Jahrzehnte unter den Menschen einher und richtet Unheil an allüberall. Im selbigen Jahre, als du geboren wurdest, da kamen Männer in unser Land, die redeten eine fremde Zunge, und ihr Angesicht war bleich, und sie blickten ängstlich umher, als wenn sie fürchteten, der Feind wäre hinter ihnen. Etliche waren gar fürnehm angethan, Etliche trugen geistliches Gewand, und einer von diesen, der

Pater Gregor[1]) redete auch die deutsche Zunge und ward Cooperator zu Sanct Martin. Der Eine wußte noch grauslichere Dinge zu erzählen, als der Andere, was im Lande Frankreich geschehen war, woher sie kamen. Hatten die Franken ihren gottgesalbten König heruntergerissen vom Thron, ihn gesperrt in's Gefängniß, wie einen Uebelthäter, ihn hingemordet auf dem Schaffot und viele, viele tausend Andere getödtet die zu ihrem König hielten und" —

„Das ist ja schauderlich, Vater," unterbrach ihn Johann entsetzt. „Aber die bösen Menschen glauben nit an unsern Herrn und die heilige Jungfrau, hätten sonst nit so schiech gethan[2])."

„Hast Recht, Hansel, daher kam's. Der Pater Gregor hat mir erzählt, daß die Franken schon seit Langem her Nichts von unserm Herrn wissen wollten, sich selber klüger und gescheidter dünkten als der, und wer Gott nit für seinen Meister hält und glaubt, er selber sey ein besserer Meister, wie sollt' der unterthänig bleiben seinem Fürsten, den Gott eingesetzt?"

„O derzähl mir, Vater, ich bitt di, wie ist's weiter gangen?"

„Seyn die Dinge durcheinander gangen in Frankreich, Jahre lang, heut' hat dieser commandirt, morgen jener, hat Jedweder gemeint, er sey der Weiseste, er könne Alles am Besten richten, wie's immer ist, wenn man Den fortgetrieben, den der große Meister,

1) Pater Gregor war aus dem Elsaß gebürtig.

2) übel gethan.

unser Herrgott, eingesetzt, zu richten. Da ist zuletzt Einer kömma, der hat seine starke Hand gelegt auf Alle, hat sie Alle gebracht zur Ruhe und sich selber eingesetzt als Kaiser über das weite Land."

„Der Napoleon, gelt, Vater?"

„Der Napoleon, Hansel! Seine eigenen Landsleut hat er zur Ruhe bracht; aber nit unser Herrgott, nein, die Unruhe hat ihn so hoch erhoben über Andere, und so lange der regiert, trägt er Krieg und Kriegsgeschrei überallhin in der Welt. Denn sitzen die Franken daheim und haben Nichts mit Andern zu schaffen, da besinnen sie sich auf das, was früher war, denken an ihren König Ludwig, den sie gemordet, möchten gut machen an seinem Stamm, was sie verbrochen. Da kann der Kaiser nit ruhig schlafen in seinem goldenen Hause; der schläft nur ruhig, wenn Tausende und Abertausende der Schlaf flieht und ihnen das Herz schlägt vor Kummer und Sorge und ihnen die Augen naß werden vor Herzeleid. Und der eine Mann hat uns Pseirern all' das Elend gebracht, der eine Mann, Hansel! Wären die Bayern doch nimmer in's Land Tirol kömme, wenn der Frankenkaiser sie nit geschickt!"

„Vater, was soll ich thun, wenn ich groß und stark bin, gegen den einen Mann?" rief der Sohn des Sandwirths eifrig.

„Schau auf den Stoßring, Hansel!"

„Thun, was ich meinem Gott und meinem Kaiser schuldig bin."

„Du hast's getroffen, mein Sohn! Denn die beiden gehören zu einander. Was du dem Einen thust,

das thust du für den Andern mit. — Seyn viele mächtige Fürstengeschlechter in der Welt: keins hat für Gott und seine heilige Kirche so gekämpft, wie unser Kaiserhaus! Seyn viele Reiche auf der Erde, die ehedem klein waren und jetzt groß. Aber woher wurden sie groß? Daß ihre Herrscher Andern raubten, was denen gehörte. Oesterreich, mein Sohn, das Ostreich, das gen Morgen liegt, wo die Sonne aufgeht, woher das Heil der Welt kommen ist, das Reich, darüber unser guter Franzl s'Regiment hat, das hat Gott selber groß gemacht. Er hat's gefügt, daß durch Erbschaft, durch Vertrag, ehrlich und redlich allewege, ein Land nach dem andern dazu kommen ist. Er hält seine Hand sichtbarlich darüber, will's auch jetzo uns bedünken, daß dem nicht so sey. Denn unsere Kaiser hat er sich erkoren zu seinen geweihten Streitern, Johann. Gegen die ungläubigen Türken, die die Lehre unseres Heilandes ausrotten wollten überall, haben sie gekämpft dreihundert Jahre lang, sie werden auch ferner ihr gutes Schwert ziehen gegen Alle, welche ihre freche Hand ausstrecken nach Dem, was Gottes ist!"

„Du sagst, gegen die ungläubigen Türken haben unsere Kaiser gekämpft?" erwiederte Johann. „Diente unser Aeltervater auch unter ihnen, der das Sandkirchl [1]) gebaut hat? Derzähltest mir, der sey in's

1) Das „Sandkirchl," wenige Minuten vom Sandwirthshause entfernt, wurde von einem früheren Hofer nach dem Muster der Heiliggrabkirche in Jerusalem gebaut, wohin selbiger eine Wallfahrt unternommen hatte.

heilige Land gezogen und um das heilige Land hätten die Christen sich lange gerauft mit den Türken."

„Der ging nur als frommer Pilgersmann dorthin, Johann, aber ein anderer Hofer, des Linus Vater, hat gegen die Ungläubigen gestritten, nit mit dem Schwert, aber mit der Schwögel, war ein prächtiger Musikant, und die Musik ist viel werth, wenn es gegen den Feind geht."

„Ist das die Schwögel, die der Linus hat?"

„Dieselbige! Sein Vater ging unter's Militär, und es war damals gerad' die Zeit der Türkenkriege. Als er gefragt wurde, was er denn so recht verstehe, versetzte er: „das Pfeifen," und zog seine eiserne Pfeirer Schwögel hervor — war ein lustiger Musikante sein Leben lang. Er wurde Pfeifer, pfiff bei der Belagerung der Festung Belgrad unter Laudon im Jahre des Herrn 1789 und brachte die Schwögel glücklich zurück in's Passeier [1])."

Der stattliche Thurm der Pfarrkirche von Sanct Martin ward bei einer Biegung des Thalweges sichtbar, und Vater und Sohn überschritten die Brücke, welche über die Passer führte. Damit traten sie aus dem Bisthum Trient in ein anderes, das von Chur nach der standhaften Meinung der Thalbewohner, das von Augsburg nach dem Willen der bayrischen Regierung. Die Bauern diesseits und jenseits waren Stammgenossen, sie hatten fast Alles immer gemein-

---

1) Die eiserne Schwögel, auf der ein Hofer vor Belgrad pfiff, befindet sich noch im Besitz eines Zweiges der Familie Hofer.

sam gehabt, nur in dem, welchem sie ihr höchstes Interesse zuwandten, dem Kirchlichen, fanden einige Verschiedenheiten statt, weil die geistliche Herrschaft getheilt war. Wenn in Sanct Leonhard verordneter Fasttag war, durften die Sanct Martiner Fleischspeisen genießen und umgekehrt; während in Moos in Hinterpasseier der Tag des heiligen Vigilius festlich begangen wurde, tönten von dem gegenüberliegenden Platt die Rufe fleißiger Schnitter, das Wetzen der Sensen in die Gebete der Andächtigen, und am Tage des heiligen Lucius, dem man im Platt eine besondere Verehrung widmete, arbeitete man in Moos. Da alle Adern des Passeirer Lebens von Religion und Kirche durchdrungen wurden, so bildete in der That diese Verschiedenheit der geistlichen Herrschaft eine nicht ganz unbedeutende Scheidewand. Die Passeirer hatten sich oft im Stillen darüber beklagt, ohne daß Jemand eine Ahnung davon haben konnte, wie furchtbar der zu Chur gehörende Theil dereinst darunter leiden würde. So hell wie jetzt, wo dieß der Fall war, hatte indeß das Bewußtseyn der Passeirer, eine große Stammgenossenschaft zu bilden, noch niemals geflammt. Am Nikolausabend hatte, wie wir gesehen haben, schon die Aussicht, daß den Sanct Martiner Geistlichen Leid zugefügt werden könnte, dieß Bewußtseyn in Andreas Hofer so recht wach gerufen, und nach den traurigen Vorgängen der letzten Wochen theilten es mit ihm alle Thalbewohner. Nach Wohnort, Abstammung, Religion, Sitte und Tracht zueinander gehörig fühlte ein Jeder die Leiden, welche eine despotische, un-

kluge Regierung über eine einzige Gemeinde verhängte. Alle standen zusammen, und weil sie ganz von der Erkenntniß, eine große Stammgenossenschaft zu bilden, und von den unausweichlichen Pflichten einer solchen Zusammengehörigkeit durchdrungen wurden, so wußten sie auch eine noch ausgedehntere Genossenschaft, deren Glieder sie waren, die staatliche, in allen den Anforderungen, welche das Haupt an die Glieder stellt, zu würdigen. Mißverhältnisse und Leiden sind immer den Planen der göttlichen Vorsehung dienstbar im Großen und Kleinen. Ohne die kirchlichen Wirren seines heimathlichen Thales und die dadurch hervorgerufenen traurigen Zustände wäre Andreas Hofer seinem Vaterlande Oesterreich und seinem Kaiser vielleicht nicht ganz das geworden, was er geworden ist, ohne sie würden die Passeier vielleicht nicht jenen Ehrenplatz unter den zahlreichen Stämmen Tirols eingenommen haben, der ihnen von allen Geschichtschreibern zugestanden wird, als sich das ganze Alpenland gegen seine übermüthigen Unterdrücker erhob!

Eine zahlreiche Menge Menschen füllte den Gottesacker, die Wege und Stege rings um die Kirche von Sanct Martin, als der Sandwirth und Johann eintrafen. Wenn auch die Flucht des Cooperators Augustin Tschöll, die Gefangennehmung des Paters Magnus Prieth und die Entfernung der anderen Benedictiner von ihrer Seelsorge Allen längst bekannt war, so stand doch der Stellvertreter Pater Ladislaus in dem Rufe eines echten Tiroler Geistlichen, welcher

dem bayrischen Regimente keineswegs zugethan war, und von der Ankunft Hermeters hatte noch Nichts verlautet. Schon waren in der Nähe Böller aufgestellt, um während des Hochamtes und der Procession abgefeuert zu werden. Wie diese eigentlich gehalten werden würden, darüber konnte man sich nicht Rechenschaft geben, aber stattfinden mußten sie, von dieser Vorstellung waren Alle durchdrungen. Die Feier von Hoch — unser — Frauentag konnte unmöglich mit einer einfachen Messe abgehalten werden! Seit die Kirche von Sanct Martin dastand, ja seit das erste christliche Gotteshaus an den Ufern der Passer, wenn auch noch nicht zum eigentlichen Thal Passeier gehörig, die uralte Kirche von Schönna an die Stelle, eines heidnischen Götzentempels getreten war, Jahr aus, Jahr ein, eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch war die Himmelfahrt der heiligen Jungfrau gebührend gefeiert worden. Aus der Höhe selbst, so schien es dem kindlich einfältigen Sinne der Landleute, mußten die Priester kommen, wenn sie nicht anders zur Stelle geschafft werden konnten, zumal in ihrer Kirche, welche unter allen des Thales und noch viel, viel weiter rings umher den vorzüglichsten Rang behauptete. Anderswo gab es schönere Gotteshäuser, ausgedehntere Gemeinden, aber nirgends eine so kostbare Reliquie, wie diejenige, welche hier zur Verehrung der Gläubigen zuweilen ausgestellt wurde, das sogenannte heilige Blut von Sanct Martin, einige Tropfen des kostbaren Blutes Jesu Christi, zu welchem aus den entlegensten Thälern Tirols Wallfahrten unternommen wurden.

Glockenklänge ertönten, zum Zeichen, daß die Messe beginnen sollte. Andreas Hofer hatte sich bis jetzt vergeblich nach dem Strutzertohndel umgesehen und ihn auch nicht erfragen können; ihm blieb nichts Anderes übrig, als sich mit den Sanct Martinern in die Kirche zu verfügen, in der Hoffnung, dort Denjengen, um dessentwillen er ja hierher gegangen, zu gewahren. Durch das weitgeöffnete Kirchenthor drängten sich Männer, Weiber und Kinder, die Weiber und kleinen Mädchen Sträuße in den Händen, aus weißen, duftenden Alpenkamillen, goldiger Arnika, blauen Enzianblumen und andern Blüthen und Kräutern der Berge und Thäler bestehend, damit sie von dem Priester geweiht würden, wie dieß am Hoch — unser — Frauentag der Brauch ist im ganzen Lande Tirol.

Warum stockt plötzlich die Menge? Die vor der Kirche befindlichen können nicht weiter vorwärts; es ist, als wenn sich irgendeine unübersteigliche Mauer urplötzlich erhoben hätte am Eingange der Kirche. Doch nur wenige Augenblicke dauert die Stockung, die Vordern rücken weiter, die Uebrigen folgen nach, und sie bringt beinahe dasselbe Erstaunen zum Stillstand, welches jene eine Weile aufhielt. Ist heute denn kein Feiertag? Wo sind all die unzähligen Lichter geblieben, welche sonst schon bei der ersten Messe vor dem Hochaltar brannten? Die Kerzen sind da, man sieht ihnen an, daß sie schon gebrannt haben, jetzt sind sie verlöscht! Wo sind die Buschen von natürlichen und künstlichen Blumen, die silbernen Leuchter?

Diese sind mit weißen Leinentüchern verhangen, wie man sie in der Sakristei bei der Hand hat, und die Buschen? Neben dem Altar liegen sie auf dem Boden, in einem Haufen. Nur die Kirchenfahnen, die festlichen, mit der heiligen Jungfrau darauf und den Aposteln sind hier und da aufgepflanzt in der Kirche, aber ohne Ordnung. Das Ganze macht den Eindruck, als wenn Alles bereits im höchsten Schmucke geprangt, eine frevelnde Hand aber vernichtet, zerstört, in Unordnung gebracht, wie es in einem sehr kurz gemessenen Zeitraume nur möglich war. Die Leute, welche sich in die Kirchenstühle, auf die Bänke zerstreuten, vergaßen zum Theil, an die üblichen Gebete zu gehen, so nahm Staunen und bange Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, nach so Außergewöhnlichem, alle ihre Sinne gefangen. Aber der Sandwirth, wie sehr dieß auch bei ihm der Fall seyn mochte, und sein Sohn, ihn anschauend, mit fragenden Blicken, lugte eifrig nach allen Seiten, den Strutzertohndel zu erspähen. Endlich gewahrte er ihn in dem entlegensten Theile der Kirche, knieend auf dem Steinboden, wilden Trotz in den Zügen, die dunklen Augen starr auf den Hochaltar gerichtet, glühend von einem unheimlichen Feuer. Eilends traten Hofer und Johann zu ihm heran, Ersterer knieete unmittelbar neben ihm nieder, klopfte ihm leicht auf die Schulter und nickte ihm zu. Jedoch der Strutzertohndel ließ den Gruß unerwiedert, und schien seinen guten Freund kaum zu erkennen.

Der Priester erschien, die Messe begann, auch

nicht eine einzige Kerze ward dazu angezündet; nur das ewige Licht, das Tag und Nacht vor dem Allerheiligsten brennt, verbreitete einen matten Glanz in dem dunkleren Chore, dessen Fenster verhängt waren, während die Augustsonne fröhlich hineinstrahlte in das Schiff der Kirche. Pater Ladislaus war ein alter Mann mit silberweißen Haaren. Bei alten Priestern pflegt die Messe länger zu währen als bei jüngeren, Alles geht langsamer von Statten, aber so ausgedehnt wie heute war sie früher nicht worden, nach der Meinung der Versammelten. Das Offertorium, die Wandlung wollten gar kein Ende nehmen, und wenn der Pater sich umwandte und mit einem „Dominus vobiscum" die Hände segnend ausbreitete über die Gemeinde, dann blieb er noch mehrere Minuten in derselben Stellung, wenn die Worte auch schon gesprochen waren. Endlich war auch der letzte Theil der heiligen Messe, der Genuß des geweihten Brodes und Weines vorüber, die Entlassungsworte ite, missa est (Geht, ihr seyd entlassen) sollten gesprochen werden, aber der Priester sprach sie nicht, und Alle blieben auf den Knieen.

Der administrirende Knabe breitete die weißen Leinwandtücher aus zur Abendmahlsfeier, und die, welche communiciren wollten, erhoben sich, näherten sich dem Tische des Herrn und knieeten wiederum nieder. Auch jetzt wurden keine Kerzen angezündet, nur das ewige Licht brannte, matter und matter, wie es Allen bedünken wollte. Der Priester nahm die Patene, das goldene Tellerchen, auf dem die Hostien

liegen, es war ganz damit bedeckt, und jeder Communicant erhielt nicht eine, sondern mehrere. Deßgleichen hatte keiner von ihnen jemals erlebt bei der Communion. Und als nun die letzte Reihe knieend dalag, da erhielt der Letzte der Knieenden die letzte Hostie. Pater Ladislaus stellte das Tellerchen hin auf den Altar und ergriff die Monstranz. Was sollte das heißen? So fragten sich Alle! Wie unerträgliche Gewitterschwüle lastete bange Erwartung auf Allen! Man hörte auch nicht das leiseste Murmeln eines Gebetes, kaum einen Athemzug! Athemlos lagen sie da, die Blicke geheftet auf den greisen Priester.

Der wandte sich um zu der Gemeinde, in seiner Rechten blinkte die Monstranz mit der großen Hostie, und die Gläubigen neigten in andächtiger Verehrung das Haupt und bekreuzigten sich. Als sie wieder aufschauten, stand der Priester noch da mit der Monstranz, und das dauerte noch einige Zeit, dann nahm er die geweihte Hostie heraus, zerbrach sie, legte die Stücklein übereinander und genoß dieselben.

Aus dem Schiff der Kirche schwand das fröhliche, erwärmende Sonnenlicht, es wurde dunkler und dunkler; draußen mußten schwarze Wetterwolken sich aufthürmen!

Da löschte der Priester auch das ewige Licht! Das war niemals erloschen gewesen, so lange der älteste Greis denken konnte! Es hatte zu Ehren des Gottessohnes geflammt, der in der geweihten Hostie Fleisch und Blut annimmt und in der Monstranz bewahrt, die Kirche im eigentlichen Sinne zu einem

Hause Gottes macht. Ein Diener Gottes löschte das Licht aus, und dieser weite Raum mit seinen Altären und Bildern und Crucifixen war ja keine Wohnung des Allmächtigen mehr, barg keine geweihte Hostie mehr in seinen Mauern, selbst nicht in der Monstranz!

Eine Thür öffnet sich, aus der Sacristei tritt der neue Seelsorger, der Cooperator Hermeter aus Sanct Leonhard, um sein Amt zu beginnen.

Andreas Hofer war der Einzige gewesen, der nicht auf Pater Ladislaus geblickt hatte. Sein Nachbar, der Strutzertohndel, nahm ihn ausschließlich in Anspruch. Durch dessen Finger glitten zwar die Perlen des Rosenkranzes, aber zuweilen ballte er seine Hände krampfhaft, als wenn er den Rosenkranz zerdrücken wollte; dessen Augen folgten zwar den geistlichen Verrichtungen, aber ihn bewegte nicht ängstliche Spannung, sondern ein furchtbarer Kampf. Der starke Mann zitterte und bebte, und als nun der Cooperator Hermeter in der Thür der Sacristei sichtbar wurde, da entglitt der Rosenkranz seiner Hand, er hob den Arm jäh in die Höhe, er wollte aufspringen, er öffnete den Mund, als wenn er Worte des Zornes und der Wuth hinausrufen wollte durch die todtenstillen Räume, aber eine Hand, schwer wie Eisen, legte sich auf seine linke Schulter, die Hand Andreas Hofers, des Sandwirths von Passeier und —

„Ite, missa est!“ ruft Pater Ladislaus mit donnernder Stimme, daß die weiten, gewölbten Räume wiederhallten. Der Versammelten Glieder sind wie gelähmt, Niemand rührt sich.

„Ite, missa est!" wiederholt der Capuziner noch lauter. — Die Messe war geschlossen, die Versammlung der Gläubigen entlassen, nicht nur für dieses Mal, nein für heute, für die ganze Folgezeit, so lange in der Gemeinde Sanct Martin unrechtmäßige Geistliche unrechtes Pfarrthum pflegten!

Wie Spreu vor dem Winde stob die ganze Versammlung auseinander. So mochte es gewesen seyn in ehemaligen Zeiten, wenn der große Kirchenbann verhängt wurde, wenn der Priester das Interdict verkündete, mit dem der Statthalter Christi auf Erden die Lande belegte! Hier waltete die entgegengesetzte Ursache ob: treue Anhänglichkeit an das rechtmäßige, kirchliche Regiment, den Anmaßungen weltlicher Obrigkeit gegenüber, und die Schwergetroffenen fühlten sich schuldlos, brauchten sich keine Vorwürfe zu machen.

Der Strutzertohndel hatte den erhobenen Arm wieder sinken lassen, als der geweihte Priester die Worte sprach, welche mehr, als unberechtigte Ausbrüche zorniger Erbitterung von Seiten eines Laien dazu geeignet waren, Protest einzulegen gegen die aufgedrungene Seelsorge, und Niemanden von Allen erschütterten diese Worte mehr, als den Strutzertohndel, auf Niemanden übten sie eine so eigenthümliche Wirkung aus. Auf dem Antlitz des Alpensohnes ließ der Kampf nach, der Zorn wich von ihm, aus seinen Augen rollten große, heiße Thränen nieder auf den kalten Steinboden der Kirche. Die Tiroler Alpen senden den tosenden Wildbach hinab in's Thal, daß er prangende Saaten verwüste und der Menschen

friedliche Wohnungen mit sich fortreiße in seiner Wuth; die Tiroler Alpen lassen das furchtbare Ungethüm, die donnernde Lawine sich unversehends stürzen auf den Wandersmann und sie lassen auf ihren Scheiteln, hoch droben in den Wolken, weiche Moose sprießen, duftige Veilchen, zartes, unvergängliches Edelweiß! — Längerer Zeit bedurfte es, ehe der Strutzertohndel sich so weit gefaßt hatte, um mit dem Sandwirth und dessen Sohne die Kirche verlassen zu können.

Als sie hinaustraten, knallten die Böller so laut, so rasch hintereinander, als wenn das festliche Hochamt gehalten würde. Die jungen Burschen hatten sich sofort daran gemacht, um Hoch — unser — Frauentag wenigstens dadurch zu feiern. Aber Freudenschüsse waren es nicht. Es war, als wenn die Sanct Martiner, nicht im Stande, thalaufwärts und abwärts all den Schmerz und die Erbitterung hinauszurufen, welche sie in ihrer Brust hegten, den Böllern ihre Stimme leihen wollten! Wie das dröhnte und krachte! Die Berge gaben das Echo wieder, mächtige Rauchwolken wirbelten auf, und wenn ein begeisterter Seher unter der Menge sich gefunden hätte, er wäre aufgestanden und hätte gerufen: „Passeirer, da seht Ihr das Vorspiel künftiger Tage!“

In der That wie ein Seher stand der greise Capuziner Pater Ladislaus auf einem erhöhten Platze des Gottesackers inmitten Derer, denen er „Ite, missa est!“ zugerufen hatte. Erst kurz vor Betreten der Sacristei davon unterrichtet, daß der Cooperator Her=

meter sich bald hernach einfinden würde, hatte er schnell an der Ausschmückung der Kirche beseitigt, was zu beseitigen war, um die Gemeinde dadurch auf das Traurige vorzubereiten, was ihr bevorstand. Jetzt gab er ihr die nöthigen Erläuterungen. Doch die Weiber wollten von Hoch — unser — Frauentag Etwas mit heimbringen, sie gaben sich nicht zufrieden mit den Böllerschüssen der rauhen Männer. Frauen und Jungfrauen drängten sich mit ihren Blumen und Kräutersträußen um den ehrwürdigen Capuziner und baten ihn, diese zu weihen. Das dunkle Gewölk am Himmel zerstreute sich, die leuchtende Sonne brach wieder hervor und übergoß mit ihrem goldigen Schimmer die bunte Schaar von Menschen auf dem Gottesacker, den Capuziner in härener Kutte, unbedeckten Hauptes, die spärlichen Silberlocken spielend im Winde, um ihn herum ältere Frauen mit gefurchten Wangen, jüngere Weiber, Sträuße in den Händen, rosige Mägdlein, das Köpfchen beinahe versteckt hinter all den Blumen, die sie mitgebracht, hoben dieselben hoch empor; mit lächelndem Antlitz — bei Kindern wechselt rasch Schmerz und Freude, Angst und Hoffnung — rufen sie flehend dem geistlichen Herrn zu: „Seyd so guot, Hochwürdiger! Ih bitt' Enk!" [1]).

Andreas Hofer bemühte sich vergeblich, mit dem

---

1) Dieser ganze in der katholischen Welt so höchst ungewöhnliche Vorgang zu Sanct Martin am Mariä - Himmelfahrtstage, den 15. August 1808, ist im Wesentlichen durchaus historisch. Vgl. Kirchen-Archiv von Sanct Martin und Beda Weber: Das Thal Passeier und seine Bewohner.

Strutzertohndel und seinem Sohne möglichst rasch dem Treiben zu entfliehen; denn bald wollte dieser, bald jener Zwiesprach mit ihm pflegen, sich Rath holen und Hoffnung. „Können wir uns nit mehr in der Kirche versammeln, den Nuster [1]) in der Hand, nehmen wir das Schwert in die Faust, stehen wir zusammen gegen den Feind!" Diese und ähnliche Reden wurden gegen ihn laut, aber wie der Sandwirth in späteren Tagen die Leidenschaften zu entfesseln wußte, so verstand er jetzt, sie zu zügeln.

„O Bruder, wir müssen beten, die Gefahr für den Glauben ist groß [2])! Beten, beten!" Das war fast immer seine Antwort; nur wenn er mit älteren Männern, ihm befreundet, einige Worte wechselte, da flüsterte er ihnen wohl in's Ohr: „Dieser Zustand kann nicht lange dauern, bei Gott ist Alles möglich, wir können mit seiner Hilfe eine bessere Regierung bekommen [3])!"

Auf dem Heimwege wurden zwischen dem Sandwirth, seinem Sohne und dem Strutzertohndel nur wenige Worte geredet. Als sie auf dem Sandhofe anlangten, stand auf dem Söller des Hauses die alte Regina, die dreijährige Gerdel auf dem Arme, höchlichst erstaunt über ihre baldige Zurückkunft, und rief ihnen zu, daß die Frau mit den Kindern noch nicht

---

1) Rosenkranz (Pater noster.)

2) Ein oft wiederholtes Mahnwort Hofers zu dieser Zeit.

3) Im Passeier findet man noch diese Worte in alten Gebetbüchern eingeschrieben, welche von Hofer zu jener Zeit oft wiederholt wurden.

einmal von Amt und Predigt in Sanct Leonhard eingetroffen seyen.

„Gehen wir ihnen entgegen," sagte Hofer, „und beten wir im Sandkirchl ein Paar Vaterunser für's Passeier und für's Land Tirol!"

Im Sandkirchl [1]) verweilten die beiden Männer und der Knabe etliche Minuten, durch das eiserne Gitter vor dem Hochaltar hindurchschauend auf die Schmerzensmutter, zu ihrer Rechten die Statuen des heiligen Joseph und Johannes, zu ihrer Linken die der heiligen Magdalena, und Hofern kam der Gedanke, wie die Heiliggrabkirche, nach welcher diese Kapelle gebaut worden, sich in den Händen der Ungläubigen befand, und er betete, daß nicht der Unglaube seine Stätte aufschlagen möge in seinem Heimaththale. Aber mit besonderer Andacht hob er die Augen zu einem Bilde empor, welches den Heiland darstellte, wie er vom Kreuze genommen ward.

Nach verrichtetem Gebete setzten sie ihre Wanderung fort. Da lag endlich das Dorf Sanct Leonhard, der Hauptort des ganzen Passeier, vor ihnen, wie es sich von den Vorhügeln des Jaufen herunter an den Ufern des schäumenden Waltener-Baches hinzieht, bis zu dessen Mündung in die Passer. Die saubern, zierlichen Häuser des Dorfes, der schlanke Kirchthurm lagen zum Theil noch im Schatten da, aber die Bergkette, welche sich zum Schutze gegen die Nordstürme

---

1) Das Sandkirchl ist zur Stunde im Innern noch eben so wie zur Zeit Andreas Hofers.

daneben aufthürmt und als äußerster Grenzwall südlicher Vegetation zu ihren Füßen noch den Mais reifen und Kastanien und Nußbäume in üppiger Triebkraft ihre mächtigen Laubkronen sich ausbreiten läßt, ward bereits in ihrer ganzen Tiefe von der Sonne des Festmorgens bestrahlt. Wie der Gürtel von grünen Bergwäldern, darüber der Weiler Gleiten, jene weißen Gehöfte, welche wie Geier- und Adlernester an den Felsvorsprüngen hangen, wie endlich die grasigen Jöcher glitzerten und glänzten!

„O, wie schön ist unser Landl!" rief Andreas Hofer aus, seine Stimme war nicht freudevoll, sondern voll Schmerz.

Siehe! Da kamen die Sandwirthin, Marie, Rosine, Anna und Linus daher. Die Nachricht von Dem, was in Sanct Martin vorgefallen, war bereits zu ihnen gedrungen, und die Sandwirthin machte ihrem gepreßten Herzen Luft gegen den Gatten.

„Wir beteten im Sandkirchl soeben, Andel," erwiederte Hofer. „Da hab' ich mir das Gemahle von der Kreuzabnahme recht ang'schaut und meine eigenen Gedanken g'hat! Unser Herr war uns in Allem ein Vorbild. Ist gegeißelt und gepeinigt und an's Kreuz geschlagen worden ohne Schuld; also geschieht es uns Tirolern anjetzo. Aber unser Herr ist auch auferstanden, und nach Leid und Tod, Andel, folgt auch dereinst für uns Tiroler die Auferstehung!"

## Erstes Capitel.

### Burschenschmerz und Burschenfreude.

Andreas Hofer, Sandwirth von Passeier, der starke Mann mit dem langen Barte und den braunen, blitzenden Augen, saß neben seiner Frau Anna im Wirthszimmer des Sandhofes, traulich mit ihr plaudernd von Diesem und Jenem, denn sie waren ganz allein mitsammen, und die Dämmerung, welche stärker uud stärker einbrach, kündigte bereits den Abend des Novembertages an. Draußen in der Natur herrschte lautlose Stille, nur zuweilen tönte das Rauschen der Passer herüber, und auch im Hause regte sich Nichts. Die kleineren Kinder weilten im obern Gemache bei der alten Regina, der treuen Dienerin des Hauses, und des Sandwirths „Kronprinz," der einzige Sohn Johann, lag mit Linus im Walde dem Vogelfang ob.

Die Eheleute redeten von den schlimmen Zeiten, welche über Tirol hereingebrochen waren, von dem unerträglichen bayrischen Drucke, welcher seit zwei

Jahren, seit dem Preßburger Frieden, auf dem Lande lastete. Sie schütteten ihr übervolles Herz gegen einander aus und trösteten und ermuthigten sich gegenseitig.

Plötzlich ließ sich unter den Fenstern, die nach der Straße hinausgingen, ein eigenthümliches, durchdringendes Pfeifen vernehmen.

„Das ist der Linus!" sagte Hofer.

„Und unser Johann," fügte die Mutter hinzu.

Nur wenige Augenblicke und sie traten in's Zimmer, beider Wangen geröthet von der scharfen Luft, der Anstrengung des Marsches und vielleicht auch von Freude. Wenigstens schwenkte der jüngere triumphirend eine Menge todter Zeisige, welche zusammengebunden waren, hin und her, während der ältere die Käfige mit den beiden Lockvögeln in den Händen hielt.

„Habt heut Glück gehabt, Buben, gelt?" sagte Hofer.

„Ih moan schun [1]), Vater," entgegnete Johann schmunzelnd. „Der Linus kennt sich aus mit dem Vögelfangen! Ist keiner so geschickt wie der, a guets Platzl zu wählen und die Leimruthen zu stellen! Hat einen Büchel ausgekundschaftet, der Linus, a feiners Oertl giebts nit, Vater, nit zu groß und nit zu klein, gerad recht, und ringsumher Baum und Busch, wie's die Zeiselen gern haben."

„Und die Lockvögeln, die Euch kaufte!"

„Was denn? haben noch einen dritten!"

---

1) Ich meine schon.

„Von dem weiß ich Nichts.“

„Des Linus Schwögel, der Bue pfeift drauf, wie a Vogel!“

„So a eiserne Pfeirer Schwögel ist nit übel, Buben. Der Vater pfiff vor Belgrad drauf; hatt' der Laudon Leimruthen gestellt für die ungläubigen Türken, die seyn darüber hingeflogen und auch hängen blieben! Der Sohn pfeift den Pfeirer Vögeln! Aber wie viel Zeiselen habt Ihr denn?“

„Zwei Dutzend seyn voll, Vater! Trag sie noch auf den Abend nach Sanct Leonhard, daß die Tragerin sie morgen mit nimmt nach der Stadt für die Herrenleut. Das gibt Geld! Für den Linus zwölf Kreuzer und für mich! An einem Nachmittag verdient!“

„Die vierundzwanzig gehören Dir allein, Hansel,“ nahm Linus das Wort, „will keinen Antheil daran haben.“

„Und hätt' ich sie etwa allein gefangen, Linusle?“ entgegnete Johann eifrig, „hast die meiste Arbeit gehabt davon!“

„Ist keine Arbeit, lei [1]) a Vergnügen. Thät Dir gern etwas zur Lieb, Hansel, was mühsaliger warr!“

Linus sah den Knaben mit einem Blicke an, in dem sich die ganze Dankbarkeit spiegelte, welche der Bursche für die Familie des Sandwirths empfand, die sich seiner so gütig angenommen hatte und zugleich jene freundschaftliche Zuneigung, die unter jüngeren Leuten besteht, ehe das Jedem innewohnende

---

1) nur.

Bedürfniß, sich anzuschließen, eine andere Richtung erhält und das Feuer der Liebe vorzugsweise dem erwählten Weibe flammt.

Bei dem Wettstreite der Beiden hatte sich das Antlitz der Eheleute, vorher trübe und traurig, weil sie trübe, traurige Zustände besprochen hatten, ersichtlich aufgeheitert.

„Ihr theilt Euch das Geld!" entschied der Sandwirth endlich, und Linus und Johann entfernten sich, indeß Ersterer einen lustigen Marsch aufmachte.

„Ist ein eigen Ding mit der Musik," sagte Hofer zu seinem Weibe gewandt, „hört man so einen Marsch, man möchte drauf und dran! Der Linus spielt ihn meisterlich. Sitzt doch Manches in dem Burschen von seinem Vater Jörgel, Gott habe ihn selig!"

„Freud' an der Musik, Muth und Kraft gewiß, Ander, aber der Drang in die Ferne nitte, der den Jörgel unter die Militäristen trieb. Unser Linus ist so recht einer, der verspricht ein wackerer Hauswirth zu werden, der sich daheim heimelig fühlt bei Weib und Kind, und haben wir selbst auch Kinder, werden thun an ihm, was immer möglich ist, gelt Ander! Auf den Ohm draußen im Reich ist nicht zu rechnen."

„Brauchst mich daran nit zu mahnen, Frau! Werden auch fortfahren an dem Buben zu handeln, wie ich's dem Vetter Jörgel gelobte, als er starb. Auf den Ohm ist nicht zu rechnen, hörten ja schon viele Jahre kein Wörtl von ihm. Seyn doch der Linus und der Johann wie zwei Brüder miteinander! Schaut

der Linus alm[1]) mehr auf ihn als auf sich, nähm' den letzten Bissen aus seinem Mund und gäb' ihn unserm Buben."

„Der Johann ist ein guter Bue, Ander — Gott sey gedankt dafür — aber er hat rasches Blut, leichten Sinn" —

„Ist ja ein halber Etschländer, seiner Mutter Sohn," unterbrach sie Hofer lächelnd.

„Ein halber Etschländer ist er, aber von der Mutter hat er's nit," sagte die stille, ernste Frau, über deren Gesicht bei diesen Worten indeß ein Schimmer von Scherz flog. — „Was wollt' ich noch sagen? Ich meinte, für den ist so ein Freund, wie der Linus gerad recht. Von dem nimmt es Alles an, begehrt niemals auf[2]). Unser Herrgott segnet uns, Ander, für das, was wir an dem Linus gethan haben."

Hofer wollte antworten, da unterbrach der Eintritt eines Gastes ihr Zwiegespräch, der indeß keineswegs so freundlich bewillkommt wurde, wie sich dessen fast Alle und Jede rühmen konnten, welche einmal ihren Fuß über die Schwelle des Sandhofes gesetzt hatten. Im Gegentheil, die Wirthin warf einen Blick des Unwillens auf ihn, und Hofer begnügte sich mit einem kühlen „Grüeß Gott," ohne auch nur nach seinem Begehren zu fragen.

„Mit Verlaub, Sandwirth," sagte er, „möcht' schon ein Wörtl mit Dir reden, das heißt, wenn's Dir recht ist, so ganz unter uns."

1) immer. — 2) aufbegehren: zanken.

„Warum denn nit? Komm mit mir!"

Hofer zündete ein Licht an und beide gingen durch das Vorhaus nach dem kleinen Zimmer, welches dem Wirthszimmer gegenüberliegend an das Schlafgemach der Eheleute stieß.

„Was hast Du im Herz, Raffl rede!" So sprechend, schenkte Hofer zwei Gläser aus der Halben voll Wein, welche die Wirthin gebracht hatte.

„Mit Dir allein ein Wörtl zu reden, ist einem nit oft gestattet, Sandwirth," hub Franz Raffl, der Bauer von Unterfartleis mit seinem süßesten Lächeln an. „Danken die Menschen schon unserm Herrgott, wenn sie Dich überhaupt reden hören; denn jedes Wörtl aus Deinem Munde ist ein Goldkorn, aber mit Dir dischcuriren so unter vier Augen, so eine Stunde vergißt man sein Lebtag nitte und ist unserm Herrgott dankbar dafür sein Lebenlang."

„Laß nur die Vorreden, Raffl, und nenn' die Sache gleich beim rechten Namen, die Dich zu mir führt," sagte Hofer ungeduldig. — — — „Magst gerne bei mir seyn," fuhr er in neckendem Tone, wie es seine Passeirer Weise war, fort. „Ist Dir a Bissel einsam drinnen in Fartleis, seit Deine Frau todt ist, hast dächt [1]) Deinen Sohn, den Christoph, ein sauberes Bübel! Eine Frau ist dächt anders, schaust Dich vielleicht nach einer zweiten um!"

„Hm! Hm! Du bist ein Wundermann, Sandwirth," und Raffl redete in ganz erstauntem Tone; „ich sage

---

1) doch.

es immer, einen Zweiten wie Du gibt es nit! Errathest auf den ersten Blick, was Einem zu Dir führt!"

„Mit Verlaub, Raffl" — Hofer verzog den Mund etwas — „bin dieß Mal nit unfehlbar gewesen, ich meinte etwas Anderes, was Dich schon ein Mal mich bitten ließ um ein Viertelstündchen unter vier Augen."

Raffl that, als ob er diese Worte gar nicht gehört hätte.

„Ja, ja, eine Frau, das führt mich zunächst hierher. Es ist nit gut, daß der Mensch alleine sey, heißt es in der heiligen Schrift; es heißt ebendaselbst, daß der Vater Sorge tragen soll für seine Kinder nach Kräften. Was kann ich thun für mein Bübel drinnen in Fartleis? Meine Dirn, die mir das Hauswesen führt, ist nit ehrlich; Sandwirth, allein taugt's nit für mich, sehe mich um nach einer Frau, möchte Deinen Rath vernehmen!"

„Und auf wen hast Du ein Auge geworfen, Raffl?"

„Auf des Eigners Moidel, die Wittib in Schönna."

„Ein sauberes Weibsbild, Raffl, wünsch' Glück dazu! Von Deinem Alter so ziemlich, in vernünftigen Jahren, etliche Kronenthaler in der Truhe!"

„Recht, Sandwirth! Etliche Kronenthaler in der Truhe! Hm! hm! Sagtest Du nit so? hast Recht, wie immer! Etliche, viele Kronenthaler!"

„Aber ob sie Dich nimmt, das kann ich Dir nit sagen."

„Sonderbar, Ander, weißt doch sonst Alles!"

Raffl rieb sich in einer Art von Verzweiflung die Hände.

„Ich war schon neulich bei ihr, Ander. Bin so ein weitläuftiger Vetter von der Großmutter oder Base her. Weißt, bin auch so ein Etschländer, von Thall, unweit Verdins. Empfing mich recht freundlich, ich sagte immer: Frau Base, das gefiel ihr auch, wir sprachen viel von der traurigen Zeit, wie uns die Religion verunglimpft wird, von den Bayern, wie sie gar Vielen abhanden kommt, — sie ist ein frommes Weibsbild, wie ich —"

„Ein frommer Mann bin," unterbrach ihn Hofer lachend. „Also Kronenthaler, Frömmigkeit, was willst mehr, Raffl?"

„Ein Gütl hat die Eignerin zwar nit, aber könnte eines haben, mein' ich. Macht den Weiberleuten zu viele Umstände! Ist auch eine Tochter da, eine schöne Tochter, die Moidel, hm! hm!"

„Schöner, als die Mutter, gelt? Würd' nit so schnell anbeißen, wenn Du die heirathen wolltest?"

„Ja, ja, Du triffst das Rechte, aber auch bei der Wittwe hat's einen Haken! Möchte gern vor sie hintreten als wohlstehender Mann! Du weißt, Unterfartleis, mein Hof ist alt, schaun' die Gebäude gar verwittert aus, die spärlichen Roggen- und Waizenäcker tragen nit viel, Der eine Kasten[1]) ist nahe vor'm Umfallen. Werde die Base später einladen, mich heimzusuchen, möchte ihr Alles gern sauber zei-

1) Kleineres Nebenhaus zum Schlafen, für Ackergeräthe u. s. w.

gen und ordentlich, wie es einem wohlstehenden Manne geziemt. Man muß auch hin und wieder in der Stadt Etwas aufgehen lassen für die Weiberleut. Das Jahr war schlecht, der Fahrtleiser Bach hatt schiech gethan [1]) im Herbste und Felder mit Grumme und Korn vertragen, ich brauche so nothwendig Geld, Sandwirth, und — —"

„Möchte Dich gern darum bitten! Raffl, ist's nit so? Hab' doch recht gerathen, weßhalb Du mit mir allein seyn wolltest. Die hundert Gulden vergaßest Du ganz, die Du vor anderthalb Jahren von mir borgtest. Wie werd' ich Dir noch einmal borgen, ehe Du Das gezahlt?"

„Sandwirth, ich bitt' Di, Du bist ein reicher Mann, was seyn Dir zweihundert Gulden? Gib mir sie auf dreiviertel Jahre, ich bitt' Di. Werde sie dann sammt den hundert zurückbezahlen auf Kreuzer und Heller und so viel Zinsen, als Du willst. Du bist ein reicher Mann, Ander!"

„Reich, sagst Du? Weist so gut, wie ich, daß ich den Sandhof um zwölftausend Gulden antrat und an drei Geschwister auszuzahlen hatte. Saß gar schlecht, verdiente mir zwar mit Wein und Branntwein manch' Stück Geld im Innthal, aber um manch' Stück Geld brachten mich wiederum die wälschen Viehhändler. Hatte Anno 94 sechzehn Rosse, war einer der ersten unter den Säumern im Passeier, jetzt hab' ich nur viere. Bin nit reich und kann Dir kein Geld leihen,

---

1) übel gethan.

im Gegentheil, bitt' mir meine hundert Gulden bald möglichst aus!"

Aber Raffl ließ sich damit nicht abfertigen. Er bot seine ganze Beredtsamkeit, und die war nicht unbedeutend, auf, Hofer seinem Wunsche günstig zu stimmen. Mit lebhaften Farben schilderte er all' die Verwüstungen, die der Fartleiser Bach auf seinem Gehöfte angerichtet haben sollte, sein einsames Leben drinnen in dem wilden Thale sey wahrhaft traurig, und das Wirthshausgehen habe er fast ganz aufgeben müssen, um die beinahe unerschwinglich hohen Steuern zu erschwingen.

„Wünsch viel Glück zum Letztern," entgegnete darauf Hofer. „Mir steht nit zu, Dir Vorschriften zu geben, bin nit bestellt zu Deinem Vormund, aber ich muß Dir denn doch sagen, hätt' ich auch Geld vollauf, dürft Dir heut' Nichts leihen. Hinters Licht führen willst Du die Eignerin, Dich für mehr ausgeben, als Du bist, der Du durch Faullenzen und Trinken in Schulden kommen bist. Dazu soll ich die Hand reichen? Das thut der Sandwirth von Passeier nicht."

Raffl vertheidigte sich gegen diese Vorwürfe nach Kräften und appellirte zuletzt ganz besonders an das gute Herz des Sandwirths. „Wenn ich Dir nicht recht bin," schloß er, „wenn Du mir zornig bist, denk an mein Bübel, den Christoph! der braucht bei Gott im Himmel eine Mutter! thu', was ich kann für ihn, Mutterstelle zu vertreten, aber hab' kein Geschick dazu, ohnedieß genug zu thun. Kann auch nit immer

daheim seyn. Ist bitterkalt und Steffels Gewand ist zerrissen, daß der Wind hindurchpfeift, seine Strümpfe sind löcherig. Wer soll sie richten? Sandwirth, was sind Euch zweihundert Gulden auf dreiviertel Jahre? Meine Ehre setz' ich drein zum Pfand, meinen Handschlag geb' ich Euch, sie sammt den hundert andern zurückzuzahlen, ehe Micheli in's Land kommt, ein anderer Mensch zu werden von Stund an, fleißiger, sparsamer von früh bis spat!"

Flehend' sah Franz Raffl zu Andreas Hofer empor; sein Gesicht trug nicht mehr das ewige Lächeln zur Schau, der Besitzer von Unterfartleis blickte ganz verzweifelt drein.

„Hast ein gut's Mundstückl, das muß Dir Dein Feind lassen," sagte Hofer. „Sollte nit thue, was Du wünscht. Der Kopf sagt mir: Ander bleib fest! Aber wenn ich an Deinen armen Buben denke, — ich sah ihn erst vor etlichen Tagen, da dauert er mich, hätt wohl eine gute Mutter nöthig, und das wird die Eignerin ihm seyn! Dem Christoph zu lieb will ich Dir die zweihundert Gulden geben, aber merk wohl auf! Du zahlst sie mir zurück, so wahr Du ein ehrlicher Mann bist, nebst den andern hundert, ehe Micheli wieder ins Land kommt, magst Du die Wittib nun heimführen oder nicht."

„So spricht und handelt Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeier!" sagte Raffl pathetisch, ergriff beide Hände Hofers, wollte sie küssen, ergoß sich in einen ganzen Schwall von Danksagungen und Lobeserhebungen.

„Des Eigners Moidel wird mein!“ rief er endlich aus, als der Wirth aufstand, um aus dem benachbarten Schlafzimmer das versprochene Geld zu holen.

Als er nach wenigen Minuten zurückkam, erblickte er Linus. Der Bursche war todtenblaß, starr wie eine Bildsäule stand er da, die Arme hingen schlaff herab, sein Hut lag auf dem Boden, sichtlich seiner Hand entfallen. Raffl, ihm abgekehrt sitzend, schien ihn noch gar nicht bemerkt zu haben, vor lauter Freude über die glückliche Erreichung des Zweckes, der ihn heute Abend nach dem Sandhofe geführt hatte.

„Was willst?“ redete ihn Hofer an. „Wo fehlt's denn bei Dir in aller Heiligen Namen?“ und er eilte auf ihn zu.

Raffl wandte sich um.

„Ah! Der türkische Linus! Grüeß Di Gott, Linus!“

Ueber das blasse Gesicht des so Genannten schoß eine jähe Röthe.

„Was willst denn? Was hast mir zu sagen, Bue!“ fuhr Hofer fort.

Der Bursche gab keine Antwort; völlig geistesabwesend starrte er etliche Augenblicke vor sich hin. Dann rieb er sich die Stirn, um wieder zum Bewußtseyn Dessen zu kommen, was er zu sagen hatte, aber vergebens. Höchlich erstaunt schaute sein Oheim ihn an.

„Ist das Nachtmahl etwa gerichtet?“ sagte er.

„Essen gehen! Das Nachtmahl ist gerichtet! antwortete Linus rasch und schickte sich darauf an, fortzugehen.

„B'hüt Di Gott Linus!" rief Raffl ihm nach.

Der Bursche kehrte sich um. Ein Zornblick, unter den starken Hofer'schen Brauen hervor auf den Fartleiser geschleudert, der wieder sein Lächeln angenommen hatte und sich vergnügt die Hände rieb, war seine einzige Antwort.

Als Hofer, nachdem er sein Versprechen gegen Raffl erfüllt und dieser ihm Lebewohl gesagt hatte, ins Wirthszimmer zurückkehrte, wo der gedeckte Tisch seiner harrte, fand er das Aussehen und das ganze Gebahren seines Pflegesohnes noch ebenso sonderbar, wie vorhin. Die Tischgebete, welche, wie es der Brauch ist im Lande Tirol, von Allen laut hergesagt wurden, wollten heute Abend dem Burschen kaum über die Zunge, seine Lippen bewegten sich nur, dabei blieb es und ebensowenig ließ er den Speisen Gerechtigkeit widerfahren. Der Bissen quoll ihm im Munde, das sah man ihm an, und sein ganzes Gesicht trug den Stempel eines tiefen Schmerzes, dessen Ursache Hofer und sein Sohn Johann nicht zu erfragen vermochten. Linus versicherte wiederholt, daß er nicht krank sey, er habe nur keinen Hunger.

Nach Beendigung der Mahlzeit sagte der Sandwirth: „Wirst morgen allerlei Geschäfte für mich in Sanct Leonhard und Sanct Martin haben, Linus. Hätt's gern geschehen, wenn Du noch eine halbe Stunde Gsode geschnitten hättest. Aber bist Du nit recht, so sag's, da wird's der Caß thun."

„O bei Leib Ohm! Mir fehlt Nichts, werd' schon machen."

Er verließ das Zimmer, Hofer begleitete ihn hinaus. In der Thür, welche in's Freie zu der Treppe führte, blieb er stehen.

„Mit Verlaub, Ohm! Der Raffl — war — bei Euch!" sagte er abgebrochen.

„Warum meinst?"

„Will — des Eigners Moidel — in Schönna — heirathen?"

„Des Eigners Moidel, die Wittib," antwortete Hofer.

Da machte der Bursche auf einmal einen Luftsprung.

„Gute Nacht, Ohm, schlaf' g'sund!" rief er, und diese gewöhnlichen Worte klangen so kräftig, so unsäglich freudevoll, daß der Sandwirth noch erstaunter als vorhin, den Kopf schüttelte. In wenigen Sätzen war der Bursche die Treppen hinunter, und eilenden Schrittes verfügte er sich in dasjenige Gebäude, welches fast ausschließlich der Schauplatz seiner ländlichen Thätigkeit war, wenn er nicht mit Säumen über den Jaufen ging oder andere Ein- und Verkäufe für seinen Oheim zu besorgen hatte.

Dieß Gebäude war von eigenthümlicher Art. Aus zwei Stockwerken bestehend und an einer sanft ansteigenden Höhe gelegen, hatte es als Verbindungsweg zwischen der ebenen Erde und dem oberen Stock eine breite Brücke von Brettern; jener obere diente als Stadel, während der untere Viehstall war, und zwei Söller liefen rund herum. Hier hatte Linus als Pfeer oder Fütterer des Sandwirths vom Morgen

bis Abend zu thuen; ihm lag es ob, Heu zu schneiden, das Füttern zu besorgen, Rosse zu tränken und andere Stallarbeiten zu verrichten, Beschäftigungen, welche weniger Anstrengung erforderten und angenehmer waren, als die Besorgung der Feldarbeiten, so beschwerlich in diesen Thälern, wo der Mensch mit seiner Hände Kräfte den Boden bearbeiten muß, während anderswo Rosse und Ochsen und nicht die Menschen das Meiste thuen. So sehr Andreas Hofer seinen eigenen Sohn trotz seiner großen Jugend zu Arbeiten aller Art anhielt, — das Pflegekind, der Sohn des Sanct Martiner Vetters, wurde von ihm geschont, so viel wie möglich und mehr, als dieser selbst es wünschte. Als Pfeer gehörte Linus besonders dem Hause an; er aß mit den Kindern, während die anderen Knechte und Mägde auf dem Acker oder im Walde Mittag und Marend einnehmen mußten, und wie die Wirthin ihrem Manne heute bemerkt hatte, sein Sinn war ein durch und durch häuslicher. Frisch und gesund, heiter und wohlgemuth, floh er dennoch die lärmenden Gelage seiner Altersgenossen; in andern Wirthshäusern, bei Spiel und Tanz sah man ihn selten, sein bester Kamerad war des Sandwirths Johann und er hatte sich an die ganze Familie mit jener Innigkeit angeschlossen, die eine Folge der freundlichen Behandlung, welche ihm von Allen zu Theil wurde und seines eigenen freundlichen, liebenswürdigen Wesens war.

Linus brauchte keine Laterne bei seiner Arbeit in später Abendstunde. Neben dem weitgeöffneten hintern

Thore des Stadels stand die Gsodebank mit dem breiten Messer, mittelst welcher das Heu und Stroh zu Gsode geschnitten ward, um dann durch zwei Löcher im Boden, die Wurflöcher, auf das Hackebrett im unten gelegenen Kuhstall geworfelt zu werden. Der Vollmond, doppelt klar in dieser wolkenlosen Spätherbstnacht, hineinschimmernd durch das Thor, verbreitete ein hinlängliches Licht, welches noch durch den hellen Schein des Schnees auf den Bergen und den höher gelegenen Theilen der Bergwälder vermehrt wurde. Hell blitzte die Schneide des Gsodemessers, aber noch heller blitzten die dunkelblauen Augen des Burschen; denen sah man die späte Stunde nicht an, sie spiegelten eine innere Fröhlichkeit wieder, welche tiefere Ursachen haben mußte, als das Gefallen an der Arbeit und der schönen Mondnacht, als das Bewußtseyn, unverdrossen seine Pflicht zu thuen. Linus hatte die Lodenjacke abgeworfen, er spürte Nichts von Kälte! Wie schnell ihm Alles von der Hand ging! Wie kräftig er das Messer ansetzte und weiter rückte, daß der dicke Wust des vorgeschobenen Heus abgeschnitten wurde mit einem Schlage! War der letzte Schnitt gethan, dann flog frisches Heu aus der neben der Tenne hinlaufenden Dille, dem hölzernen Laden mit Futter: in einem Augenblick war die Gsode hinuntergeworfelt mit dem Rechen, und trotz der Raschheit ging doch Alles ordentlich von statten, und wenn das Heu nach gethanem Schnitte wieder vorgeschoben wurde, kaum ein Halm durfte sich unverschämt ein wenig hervorwagen, um die Gleichmäßig=

keit des zu schneidenden Futters zu stören. Vom Stalle herauf tönte ein dumpfes Brummen: die Kühe und Ochsen mochten gestört seyn in ihrer nächtlichen Ruhe durch das Geräusch über ihnen, und zu Häupten des thätigen Burschen erklang ein lautes Miau. Durch das Lattenwerk des Ladens, wo das Stroh aufbewahrt wurde, steckte Griesel, die Hauskatze neugierig den Kopf und lugte hernieder auf ihren guten Freund und Beschützer, den Linus. Aber von allem Dem spürte dieser Nichts, denn seine Gedanken, soweit sie nicht bei der Arbeit zu seyn brauchten, weilten ganz anderswo, als im Heustadel des Sandwirths von Passeier.

Die Arbeit war gethan, die Tenne zum Schlusse mit dem Besen gekehrt, daß die Sonne des morgenden Tages auch nicht ein Hälmchen fände, aber zum Schlafengehen verspürte der junge Passeirer selbst jetzt noch keine Lust. Als er das Thor geschlossen hatte, ließ er sich daneben nieder auf der Söllerbank und schaute träumerisch hinaus auf die Landschaft. Er dachte an die nächste Vergangenheit und an die ferner liegende. So froh ihm zu Muthe war, verweilte er dennoch lange bei den Minuten des heutigen Abends, in denen er bald blaß geworden war, bald roth, in denen er beinahe erstarrt war zu Eis vor Schrecken, in denen seine Augen Zornblitze geschleudert hatten.

„Des Eigners Moidel wird mein,“ redete er so für sich hin, „wie mir das durch Mark und Bein ging, als wenn mit einem ungeheuren Knall die Erde geborsten wäre unter meinen Füßen! War mir doch

zu Sinns, als ob ich in den Boden sinken sollte, als wenn ich hineingesunken wäre mit tausend Freuden, hätt' aber zuvor dem Raffl einen Schlag geben mögen auf den Kopf, wie er das so höhnisch sprach und sich die Hände rieb. Den kenne ich, mag schon mehr als ein Mädel betrogen haben, lumpt in den Wirthshäusern, in den Buschen bei Karten und Wein, ist ein rechter Nichtsnutz durch und durch! — — Des Eigners Moidel wird mein! — — Warum packte mich's so, daß der Fartleiser Lackel sagte, sie sollte sein werden? — Hab' ich mir gedenkt zuvor, daß ich sie haben wollte? — — Hab' mir das nit gedenkt, und bin doch erschrocken! — — Wie das gar curios ist, Linus!" und der Bursche legte sinnend den Kopf auf die Lehne der Söllerbank. — „So hoch hab' ich mich nit verstiegen, hab' mir kaum getraut, sie anzuschauen! — — Möchte sie gerne anschauen, war dann schon ganz zufrieden und dachte später daran und sann darauf, wie ich sie wieder schauen könnte vor ihrem Hause unter dem Feigenbaume in Schönna, vor ihrem Fenster, um das sich der Wein rankt, und auf dem Boden stehen Tausendgeruch [1]) und rothe Veigelen [2]), und durch die Blumen und Blätter lugen die blanken Augen der Moidel! — — Die will der Raffl nit sein nennen, Gott sey gedankt dafür und alle Heiligen gepriesen!" rief der Bursche laut aus und stand auf von der Bank und hob die Arme empor gegen den sternenbesäten Nachthimmel.

---

1) Reseda. — 2) Levkojen.

„Der Raffl ist ein Lump, aber er hat Haus und Hof,“ fuhr Linus leiser fort und setzte sich wieder, „und der türkische Linus, der nennt gar wenig sein Eigen! — — Des Eigners Moidel, die Wittib sagte der Ohm, als ich ihn fragte; das war ein Stein, vom Herzen gewälzt, kein Stein, ein ganzer Berg, wie Kolbereck oder der Jaufen! Und das ist doch gar sehr curios!“ — —

Linus verstummte gänzlich, aber ein Gedanke, ein Bild nach dem andern tauchte in seinem Geiste auf.

Es gibt Blumen, die sich nicht bei Tage, sondern Nachts erschließen. Weder das Sonnenauge, noch das Auge des Menschen schaut dem zu, und nur der blasse Mond und die flimmernden Sterne belugen das geheimnißvolle Werden: in der Knospe regt sich ein wundersam Leben und Weben. Es bewegen sich die Spitzen der grünen Blätterumhüllung, sie weicht ein wenig zurück, die zarte Blüthenhülle; leise, leise, allgemach dehnen sich, entfalten sich die Blumenblätter, schüchtern zuerst, als wenn sie sich nicht getrauten, noch unbekannten Gefahren die Stirne zu bieten, schweren Regentropfen, scharfen Stürmen, sengenden Sonnenstrahlen — kaum sich selber bewußt, halb träumend hineinblickend in die nächtliche Welt. Aber der Muth wächst von Minute zu Minute und mit dem Muthe die Kraft, und aus dem Traum wird Bewußtseyn und sieh! die Knospe hat die Hülle gesprengt, verwundert schauen Mond und Sterne die prangende Blume; die Nacht, die sie gebar, nimmt als erstes Dankopfer tausend Düfte aus ihrem Kelche

entgegen und sendet hinwiederum als Gegengabe den Thau, sie zu erquicken.

Am ungeheuren, erdebeschattenden Baume der Menschheit sind die Jünglinge und Jungfrauen die Blüthen. Linus, der Passeirer Bauernbursche war unter ihnen keine der schlechtesten, und in dieser nächtlichen Stunde quoll aus der Knospe die Blume hervor. Denn die ganze unnennbare liebliche Fülle der Wesenheit von Jüngling und Jungfrau ist erst dann vollständig entfaltet, wenn sie vom klaren Bewußtseyn einer reinen, tiefen Liebe durchdrungen ist.

Linus ward sich immer deutlicher dessen bewußt, was er für ein Mädchen fühlte, das er nur wenige Male gesehen, mit dem er nur etliche Worte gewechselt, das aber dennoch einen unauslöschlichen, tiefen Eindruck auf den Jüngling gemacht hatte. Von der Stärke des Eindruckes hatte ihn die Aeußerung Raffls: des Eigners Moidel wird mein! die eigentliche Ueberzeugung gegeben: der Bursche hatte von der Tochter verstanden, was von ihrer Mutter, der Wittwe gemeint wurde. Der wilde Schmerz, der ihn damals durchzuckte, die unbegränzte Freude, die er empfand, als der Sandwirth ihm den Irrthum benahm, diese beiden entgegengesetzten Gefühle brachten ihn zum Nachdenken über sich selbst, und das endliche Resultat desselben war die Erkenntniß seiner Liebe zu dem Mädchen. Das eine oder andere Mal tauchte unter all den lieblichen Bildern, die vor seiner Seele vorüberschwebten, das Bild Franz Raffls auf, des Fartleisers mit den struppigen Haaren, den stechenden

Augen, dem süßlichen Lächeln. Dem Linus kam der Gedanke, wie unglücklich das geliebte Mädchen selbst dann seyn würde, wenn Raffl die Mutter heimgeführt hätte, und er beschloß, das Seinige zu thuen, um Raffls Plane zu hintertreiben. Aber solche Bilder und Gedanken kehrten bald gar nicht mehr wieder. Auch an die Zukunft dachte er nicht, indem bei seiner Armuth und Abhängigkeit wenig Aussicht war auf den Besitz des Mädchens, und der Ohm draußen im Reich, der viel Geld und keine Kinder haben sollte, so gut wie verschollen war für seine Verwandten in Tirol. Ihn erfüllte nur die Erinnerung an die vergangenen Stunden, in denen er sie gesehen, die Hoffnung, wieder geliebt zu werden. „Denn gar freundlich hat die Moidel mich angeschaut in der Kirche zu Sanct Martin,“ sprach er zu sich selbst, „und durch das Fenster in Schönna, um das sich der Wein rankt, und auf dem Bord stehen Tausendgeruch und rothe Veigelen!“ —

Als er in das Kämmerlein eintrat, welches er mit des Sandwirths Johann theilte, war dieser noch wach.

„Hab Dich gar nit mehr verhofft,“ sagte der Knabe, „so lange bist Du ausgeblieben!“

Linus, indem er sich zu entkleiden begann, gab ihm nur ein kurzes „Gute Nacht, Hansel,“ zur Antwort.

Johann war gewohnt, daß er noch eine Weile neben seinem Bette saß und mit ihm plauderte. Er fühlte sich fast versucht, ihm ein wenig zu grollen,

entschuldigte ihn dann aber mit seinem schlechten Aussehen und seiner Einsilbigkeit beim Nachtmahl. „Der Linus wird nit recht seyn heute Abend," dachte er. Er wußte nicht, daß das Herz seines älteren Freundes aufgehört hatte, sein ausschließliches Eigenthum zu seyn.

## Zweites Capitel.

### Die beiden Moidel.

Das Dorf Schönna, unweit Meran am Berges=hange, links von der Passer gelegen, während sich am jenseitigen Ufer die Dörfer Riffian und Kuens aus=breiten, wird vom Schnuggenbache durchströmt, wel=cher hervorquellend aus dem Gestein des Ifinger in wildem Laufe der Passer zueilt. Wiesen und Felder, Wein= und Obstgärten wechseln in der anmuthigsten Weise mit einander ab, aber die Hauptzierde von Schönna bilden die herrlichen Gruppen von Nuß=bäumen und echten Kastanien, welche an den Gehän=gen und Geländen zerstreut daliegen, und deren üppi=ges Dunkelgrün sich um so schöner ausnimmt, da die weißglänzende Granitspitze des Ifingers das ganze Gebiet von Schönna beherrscht.

Unweit des Schlosses und Wirthshauses lag der Hof „beim Stauder.“ In dem dazu gehörigen etwas abseits liegenden Nebenhause wohnte seit Lichtmeß

1804 der alte Stauder, nachdem er den Hof an seinen Sohn Damian abgegeben hatte. Das alte Mandl, wie im Etschlande der Vater genannt wird, welcher sein Gehöft dem Aeltesten überlassen hat oder schon gestorben ist, zog es vor, seine Wirthschaft für sich, als mit dem Sohne zusammen zu haben, obwohl dieser noch unverheirathet war. Er war nämlich der richtigen Ansicht, daß die Vielherrschaft nirgends am Platze sey, und glaubte sich doch selber hinlänglich zu kennen, um überzeugt zu seyn, daß er sich dem neuen Herrn über den Hof „beim Stauder" zuweilen als gleichberechtigt an die Seite stellen, sich in allerlei mischen würde, was ihn im Grunde Nichts mehr anging, wenn er mit jenem zusammen hauste. Der Damian war ohnedieß nicht allzu sanfter Natur, ja zuweilen etwas aufbrausend, und so that dann das alte Mandl gescheidter, als Manche seines Gleichen, wenn er sich in das vom eigentlichen Hofe ziemlich weit entlegene Nebenhaus flüchtete.

Im Jahre 1803 war ein guter Freund von ihm, Philipp Eigner, gestorben, ein vermöglicher Bauer in Schönna mit Hinterlassung eines Weibes und einer Tochter, beide Maria mit Namen, Moidel im Etschländer Dialekte. Die Frau hatte bald nach dem Tode ihres Mannes das Besitzthum veräußert, und bei der Freundschaft, die zwischen den Eigners und den Stauders immer obgewaltet hatte, zogen Mutter und Tochter zu dem alten Stauder in sein geräumiges Nebenhaus, führten ihm seinen Hausstand und machten ihm das Leben so angenehm, wie sie vermochten. Die

Tochter als Söhnerin zu sehen auf seinen alten Tagen, das wurde bald sein sehnlichster Wunsch, doch während bei Damian auch das Wohlgefallen an dem kleinen Mädchen später in Liebe zu der emporgeblühten Jungfrau überging, war sein wildes, auffahrendes Wesen dem sanften Charakter des Mädchens allzusehr entgegen, als daß sie seine Gefühle hätte erwiedern sollen. Die ältere Moidel, die Mutter, sagte weder Ja noch Nein zu der ganzen Angelegenheit, sie war sanft, wie die Tochter. Wenn der alte Stauder zu ihr von seinen Wünschen redete und sie bat das Ihrige zu thuen, so versprach sie das allerdings, aber ließ sie dann ein Wörtchen gegen die Tochter fallen und der kamen die Thränen in die Augen, so war es mit ihren Ueberredungskünsten zu Ende. Der alte Stauder trug niemals gerade zu seiner Miedel, wie er die jüngere Moidel zu nennen pflegte, vor, was ihm beständig auf dem Herzen lag, verblümt geschah dieß, indessen gar oft. Vater und Sohn wurden immer dringender. Die ältere Moidel wäre gern in ein anderes Quartier fortgezogen, noch lieber in ein anderes Dorf, aber den Alten verlassen, das ging auch über ihre Kräfte, und als das Jahr 1807 sich seinem Ende näherte, herrschte auf dem Hofe „beim Stauder" eine höchst unerquickliche Stimmung.

So standen die Dinge, da brachte Franz Raffl seinen Heirathsantrag vor und erreichte auf der Stelle mindestens soviel, daß die Wittwe den Antrag nicht gänzlich zurückwies, sondern sich etliche Wochen Be-

denkzeit ausbat, während welcher es dem Freiersmann auch nicht verwehrt war, bei häufigen Besuchen diejenige Liebenswürdigkeit geltend zu machen, welche er gar wohl zu heucheln verstand. Sie verfehlte auf die Wittwe ihre Wirkung nicht; trotz seiner Häßlichkeit dünkte ihr Raffl als künftiger Lebensgefährte wenigstens nicht unangenehm, und wenn sie an die Bewerbungen Damians um die Hand ihrer Tochter dachte, so schien ihr mit der Verheirathung zugleich ein guter Ausweg gefunden, die Tochter in einen ruhigen Hafen zu bringen, ohne sich von ihr zu trennen und ohne daß das alte Mandl sich gekränkt fühlen konnte.

Mit diesem, wie sehr er auch sonst ihr treuer Berather gewesen war in allen Fällen, wurde die bewußte Angelegenheit, ehe sie entschieden war, natürlich nicht besprochen. Nur die Tochter wurde eingeweiht und sie bestärkte die noch immer schwankende Mutter in dem Gedanken, daß mit der Annahme des Antrages beiden wohl gedient wäre. Zwar war der Wittwe auch hin und wieder vom Raffl zu Ohren gekommen, daß er ein Glas zu viel nähme, daß er auf hübsche Mädchen schaue, seine Vermögensverhältnisse nicht ganz günstig seyen: „aber wie viel Verläumdung und Bosheit herrscht nicht in der bösen Welt,“ meinte die gute Frau. „Der Raffl ist ein frommer Mann, der oft und gern von geistlichen Dingen redet, die niemals versäumt, den geistlichen Herren die Hand zu küssen, solchen Leuten heften Andere gern etwas Unlauteres an, das weiß man wohl; wird ihm auch der-

weil lang seyn so allein in Fartleis mit dem Bübel.“ So redete die Wittwe zu sich selbst; irgend etwas Bestimmtes konnte dem Freiersmann eigentlich nicht vorgeworfen werden, es ging nur hie und da ein dumpfes, unklares Gerede.

Schlechter Stand des Vermögens war allerdings ein Punct, der wohl erforscht seyn wollte. Aber wie es ja mit manchem Menschen geht! Erkundigte sich die Frau nach Diesem oder Jenem bei Andern über den Raffl, so erhielt sie häufig günstige Antworten, wenn der Kopf auch anders redete, wie der Mund; denn der schlaue Geselle von Fartleis, der nach Umständen eine sehr glatte und eine sehr spitze Zunge hatte, ward überall gefürchtet. Der Besuch, den der Herr Vetter auf dringendes Bitten von der Wittwe auf seinem Gehöfte erhielt — er hatte es klüglich so einzurichten gewußt, daß die Tochter daheim blieb, — neigte im Herzen der Frau die Wagschale noch mehr auf die Seite Raffls. Ein Theil des von Hofer entliehenen Geldes hatte dazu gedient, Manches umzugestalten oder zu bessern an den Gebäuden, indem der Winter besonders gelinde auftrat; Christoph, der elfjährige Sohn zeigte sich seiner zukünftigen Stiefmutter so sauber, wie möglich; süßer Wein stand auf dem Tische, an süßen Worten ließ es der Bauer noch weniger fehlen, und die wilde Oede der Gegend, die Kleinheit und Verfallenheit des Gehöftes trotz aller Verbesserungen, sie wurden von ihr übersehen, und als Raffl sie Abends nach dem Sandwirthshause geleitete, gab sie das Jawort. Aber kaum war das

Wort gesprochen, kaum sah sie ihrer Tochter wieder in die Augen, da bereute sie beinahe, was sie gethan. Doch Raffl benutzte den errungenen Sieg, an ein Zurücktreten war für sie nicht mehr zu denken. Und die Tochter? Bald hätte auch sie das Jawort der Mutter gerne ungeschehen gemacht, bald freute sie sich desselben, in den Gefühlen und Gedanken der achtzehnjährigen Jungfrau herrschte ein außerordentlicher Zwiespalt, Linus hatte daran nicht unerheblichen Antheil.

Wenn der junge Bursche an jenem Novemberabend, den ich im vorigen Capitel schilderte, sich seiner Liebe zur Moidel bewußt geworden war, so hatte dazu die vorhergegangene Zuthunlichkeit der Jungfrau auch nicht wenig beigetragen. Der Eindruck, als sie sich zufällig in der Kirche zu Sanct Martin zum ersten Male sahen, war ein gegenseitiger gewesen. Geschäfte, die Linus für seinen Ohm auszurichten hatte, brachten ihn später etliche Male nach Schönna, wo er das Mädchen wieder erblickte, mit ihr redete. Da traf er auch mit dem Raffl zusammen, als der Vetter seinen ersten Besuch bei der Frau Base machte; der erlaubte sich einige neckende Worte gegen ihn und nannte ihn den türkischen Linus, was diesen gar sehr erbitterte. Nach jenem Novemberabend gelang es dem jungen Passeirer noch mehrere Male, mit dem geliebten Mädchen zusammenzukommen, er machte Fortschritte in Moidels Gunst, dieser wurden Damians Bewerbungen nur um so verhaßter, der Mutter Heirath um so erwünschter. Linus stand Anfangs dem

Mädchen noch zu fern, um über Raffl ungünstige Aeußerungen fallen zu lassen, später wagte er dieß zwar, aber da war es schon längst zu spät, und als sie der Mutter aus der Tochter Mund wieder zu Ohren kamen, erklärte dieselbe Linus' Worte für Verläumdungen; hatte doch auch sie von dem Zank zwischen ihm und Raffl vernommen. Daß Linus, welcher wenig mehr sein nannte, als die Schwögel, mit der sein Vater gegen die Türken gepfiffen, ein Auge auf ihre Tochter geworfen, war ihr ebenfalls durchaus nicht recht. Sie erinnerte Moidel daran, wie freundlich, wie wahrhaft väterlich sich ihr künftiger Stiefvater gegen sie betragen, und es regte sich in Moidel Etwas wie Groll gegen den Burschen. Dann dachte sie wieder mit Schrecken daran, dem fremden Vater in dem abgelegenen Thale unterthan zu seyn, genug, je näher der Zeitpunct der nochmaligen Verheirathung ihrer Mutter heranrückte, je banger ward es ihr um's Herz.

Dem alten Mandl klang die Mittheilung der Wittwe, daß sie als Ehefrau zum Raffl nach Farrleis mit der Tochter gehen werde, wie ein Donnerschlag. Der Alte unterfing sich, von den Gerüchten zu reden, die über Raffl gingen, wenn auch nur andeutungsweise; das war gänzlich unnütz. Dann hielt er förmlich bei der Tochter an für seinen Sohn. Aber seine Miedel erklärte schluchzend und weinend, den Damian könne sie nicht nehmen, unter tausend Versicherungen, der Alte sey doch ihr liebster, bester Freund auf der ganzen Welt.

„Und das wird er bleiben sein Lebenlang, Miedel, mein Mädchen," sagte darauf das alte Mandl, anscheinend ruhig und gefaßt. „Wenn es dir übel geht, mein Mädel, wenn Du nit weißt, wo Du Trost suchen sollst oder Rath oder Hülfe, da komm Du zu mir, Du kennst das alte Mandl, dessen Herzblatt Du gewesen so manches Jahr. Rede kein Wort mehr von der Sache weder zu Dir, noch zu der Mutter, Miedel, mein Mädel! Bleiben nur kurze Zeit mehr beisammen in einem Hause! Will mich noch freuen über jeden Augenblick so recht von Herzen, denn wenn Du fort bist, wird's mich bedünken, als wenn der Tag zu Ende sey und grau und düster Alles um mich herum!"

Der Alte hielt Wort, so schwer es ihm fallen mochte, ja er that noch mehr. Seine Haare waren weiß, seine Hände zitterten vor Alter, seine Stimme klang nicht mehr so kräftig, wie ehedem, aber sie besaß noch immer Kraft genug, den wilden, heftigen Sohn zu zügeln. Damian sprach hinfort kein Wörtchen von Liebe mehr zu der Jungfrau. Wenn sie sich begegneten, wandte er den Kopf hastig zur Seite, aber wenn die Nacht kam, wenn das alte Mandl schlummerte im Nebenhause und die beiden Moidl, dann konnte er stundenlang dasitzen in der Nähe und hinschauen nach dem Kämmerlein, wo Mutter und Tochter schliefen.

An einem Morgen, so milde, wie er in der Wonnezeit des Maimonates im Etschlande zu seyn pflegt, saß das alte Mandl vor der Thüre seines Hauses auf dem Dengelsteine, den Unterstock zwischen den Beinen,

wie es der Brauch ist. Auf dem Unterstocke lag die Sense und es klockte[1]) recht eifrig, damit sie scharf würde. Als der Alte das Nebenhaus bezog, hatte er selbst den Stein eingerichtet, mit dem Steinbohrer mitten darin ein Loch gebohrt, einen hölzernen Keil hineingethan und in den Keil den eisernen Unterstock, denn wenn er auch nicht mehr arbeitete auf dem Acker, er wollte wenigstens den Anger, welcher sein Haus umgab, selber mähen. Von allen seinen Arbeiten außer dem Hause war das die einzige, die er noch trieb; sie lag ihm deßhalb nicht zweifach, sondern richtiger gesagt zehn- oder zwölffach am Herzen, und Frühling, Sommer und Herbst hießen bei ihm nie anders, als die Heu-, Grummet- und Bofelzeit, nach den Namen, welche das gedörrte Gras, je nach der Jahreszeit in Tirol führt! Einen Kräutelgarten[2]) gab es nicht beim Hause, Alles ersetzte der Anger, der grüne Platz ringsherum mit seinen Aepfel- und Birnbäumen. Aber viel höher als diese hielt das alte Mandl den mächtig großen Feigenbaum, der neben dem Dengelsteine stehend beinahe die eine Seite des Hauses überschattete. Warum hielt er den so hoch? Weil der Heu-, Grummet- und Bofelfeigen trug, Früchte zu drei verschiedenen Zeiten. Was immer den Alten an's Mähen erinnerte, war ihm gar werth, und das Dengeln ihm eine besonders liebe Beschäftigung. Er vergaß dabei die trüben Gedanken an seinen Dami, seine Miedel, die ihn sonst plagten, und

---

1) hämmerte. 2) Blumengarten.

horch! War es doch, als ob ein junger Bursche dasäße, der gerade an sein Liebchen denkt:

> Wer nit guot dengeln kann,
> Der hat kei Schneid,
> Und wer koan fein's Moidel lieben kann,
> Der hat koan Freud!

So summte der Alte für sich hin; vor fünfzig Jahren, da hatte er das Gsatzl oft gesungen.

> — — — — lieben kann,
> Der hat koan Freud!

wiederholte er. „Lieben kann!" da war es urplötzlich mit der Freude aus bei dem alten Mandl. Er erinnerte sich an Dami und Miedel, Dengelhammer und Sense entglitten seinen Händen.

„Grüeß Gott, Vater!" rief eine helle Stimme.

Der Alte wandte sich um, ein wunderliebliches Mädchen kam daher, das Köpfchen durch den leeren, hölzernen Bogen des Ferkele gesteckt, jenes in Tirol üblichen Feldgeräthes, mittelst dessen man in Verbildung mit mehreren Stricken Heu und Korn auf Kopf und Rücken nach Hause zu tragen pflegt.

„Das Heu auf der andern Seite des Angers ist schon dürr, Vater," fuhr das Mädchen fort, „will es heim tragen."

„Laß nur, Miedel," entgegnete der Alte, sich vom Dengelsteine erhebend und ihr die Hand entgegenstreckend. „Ist besser, lassen es noch dörren bis morgen. Rast a Bissel neben mir auf der Holzbank, hab'

mein Töchterlein nit lange mehr, bekommst in Kurzem einen andern Vater."

Die Jungfrau schlug ihre blauen Augen nieder. Ihre dunkelblonden Wimpern und daneben das Haupthaar vom hellsten Blond, überhaupt von einem goldigen Schimmer, verliehen ihrer ganzen Erscheinung einen besonders eigenthümlichen Reiz.

„Weiß nit, ob er so gut ist, wie Du, Vater," sagte sie.

„Wir wollen es hoffen, Mädel! — Was gäb' ich darum, wenn die Mutter allein davonzöge und Du bei mir bliebest! Doch daran ist nicht zu denken."

„Die Mutter läßt nit von mir, ich nit von der Mutter, Vater. Wenn sie allein davonzöge, würde ihr's doch gar zu hart ankommen drinnen im Fartleis, sie überstände es nicht. „Nun hat sie mich und der neue Vater soll schon zufrieden mit mir seyn."

„Recht, Mädel! Thu', was Du ihm an den Augen absehen kannst! Ist sicherlich ein braver, guter Mann, der es verdient, hätt' ihm die Mutter sonst nit das Jawort gegeben. — Und was erhältst Du noch von unserem Herrgott, was Du Dir oft gewünscht hast? Wen sollt' ich wohl meinen?

„Den neuen Bruder, gelt Vater?"

„Ja, den neuen Bruder, des Raffls Christoph."

„Den werd' ich recht, recht lieb haben."

„Das wirst Du gewiß! Hast Dir oft ein Brüderle gewünscht, Miedel! Ist doch ein ander Ding, wenn man Bruder oder Schwester hat, meintest Du oft und hattest Recht. Der Christoph ist noch ein

kleiner Bue und hat schon Jahre lang keine Mutter mehr. Seine neue Mutter wird brav seyn gegen ihn, und Du mußt auch brav seyn, für ihn sorgen, nach dem Gewand schauen, daß Alles wohl in Ordnung sey, und Desgleichen. Da wird er die Miedel gerne haben, als wenn sie seine leibliche Schwester wäre, und das wilde, einsame Thal wird ihr nit mehr wild und einsam seyn, und sie wird Gott danken für das, was er ihr läßt zu Theil werden."

„Das wird Deine Miedel, Vater, aber über den neuen Vater und Bruder wird sie das alte Mandl in Schönna nit vergessen! Werd' oft an Dich denken, Vater!"

„Und mich heimsuchen, gelt?"

„Fartleis ist weit von hier, Vater. Die Mutter kam erst den andern Tag heim von dort, hat am Sand über Nacht gelegen."

„War dazumal hahl zu gehen, viel Schnee auf den Bergen, der Tag kurz zur Grummet- und Bofelzeit, macht sich's komoter an einem Tage, und was liegt auch daran, wenn Du über Nacht bleibst am Sand? Seyn feine Leut', die Hofers! Es gibt nur einen Sandwirth im Thale Passeier und auch wohl noch weiter herum im Lande Tirol. Du kennst ihn ja, kam schon etliche Male nach Schönna, um Vieh zu kaufen, der Mann mit dem langen Barte und sein Pflegesohn, der Linus, in Geschäften seines Ohm."

Verwirrt stand Miedel auf; das Gespräch hatte ohne Wollen des alten Mandl eine Wendung genommen, die ihr peinlich war.

„Von den Seidenbäumen muß ich Laub klauben[1]) für die Würmer," sagte sie schnell, „und Du wirst mähen wollen, Vater."

„Fühle mich heut' nit stark genug, mein Mädel; werde voran gehen ins Gamsstübele, nach den Würmern schaugen, bis Du kommst. Behüt' Di Gott, Miedel."

„Behüt' Di Gott!" und die jüngere Miedel eilte davon.

Das Gamsstübele war der Lieblingsaufenthalt des alten Mandl, zumal zur Heuzeit, also im Frühling. Es war ein ziemlich großes, holzgetäfeltes Gemach, eine Art Vorbau mit zwei Fenstern nach Westen, und nach Westen sowohl, wie nach Norden und Süden waren drei Rosen in der Mauer ausgebrochen und vor jeder Rose ein Fensterlein, so daß man die mannigfaltigsten Aussichten vom Gamsstübele aus genießen konnte. Was ihm den Namen gegeben, daß waren die zierlichen Gemshörner, mit denen die Wände ringsumher geschmückt waren. Diese Hörner hatten einst das Haupt von Gemsen gekrönt, die das alte Mandl in seinen jungen Jahren erlegt hatte, und dieselben vor sich, vertiefte sich der Alte in Erinnerungen an glücklichere Tage, die er auf den Jöchern und Graten der wildesten Gebirge in Gesellschaft seines treuen Stutzen zugebracht hatte. Was ihm das Zimmer aber zur Heuzeit so werth machte, war der Umstand, daß hier die Seidenwürmer seiner Miedel ihren

1) pflücken.

Wohnort hatten, bis sie nach viermaligem Schlafe, jedesmal von vierundzwanzig Stunden, nach einer wachen Zwischenzeit von acht bis neun Tagen auf das Spinnbett gelegt wurden, einem Haufen Reiser auf der luftigen Dille, wo sie sich einspannen.

Der dem heiligen Markus geweihte Tag war schon längst vorüber, an dem man es für glückbringend hält, den im Winter sorgsam aufbewahrten Saamen zuerst in ein warmes Zimmer zu bringen, damit der Wurm ausschlüpft. Das war auch schon geschehen. Miedel hatte die Tabelone, das weite, die Hälfte des Gamsstübele einnehmende Brettergestell mit Essig und Wermuth abgerieben und dann die Würmer darauf gelegt. Die dreimalige Fütterung mit Maulbeerblättern jeden Tag geschah niemals, ohne daß das alte Mandl zugegen war; ihm überließ auch Miedel die Auswahl, wenn die Würmer auf der Dille die Galetten oder Cocons vollendet hatten, von denen die Seide gehaspelt wird, und es sich darum handelte, die schönsten zurückzubehalten zum Behuf des Saamens. Die Cocons wurden alljährlich nach Lana, unterhalb Meran verkauft, wo die Seidenzucht von jeher im Großen betrieben ward, während sie in Schönna mehr Spielerei ist.

Das alte Mandl hatte sich einen Stuhl an die Tabelone gerückt und sah auf die Würmer, wie sie ruhig dalagen, unter sich die dürren Ueberbleibsel ihrer gestrigen Abendmahlzeit, Stengelchen, Nerven und Adern der Blätter des Maulbeerbaumes. Da trat Miedel ein, einen Korb mit Laub in der Hand

und auch das aufgeschürzte, blaue Fürtuch damit angefüllt. Rasch erhob sich der Alte, beide schütteten das Laub hin über die Tabelone, daß die Thiere auf ein Paar Augenblicke ganz darunter verschwunden waren. Das dauerte jedoch nicht lange. Bald kamen die Würmer wieder hervorgekrochen mit ihren unzähligen Füßchen, krümmten sich bald so, bald anders, dehnten sich, reckten sich, knisperten und knusperten an dem harten Laube, und die Jungfrau hatte so recht ihre Freude daran, wie sie es sich wohl schmecken ließen und das alte Mandl nicht minder.

„Das wird Galetten abgeben heuer," nahm der alte Stauder das Wort. „Immer milde Luft und selten ein Wölkle am Himmel zu sehen, gerade wie es recht ist für die Würmer!"

„Was hab' ich davon," entgegnete die Jungfrau, beschäftigt, einige Stellen der Tabelone, wo wenig Laub hingekommen war, vollends zu bedecken. „Daß ich auch die Würmer nicht mit mir nehmen kann nach Fartleis, das ist ein Elend, Vater!"

„Ich werd' darauf schaugen, Miedel, verlaß Dich drauf! Wenn Du mich heimsuchst, sollst Du Deine Freude daran haben, und der Erlös in Lana ist Dein, wie zuvor."

„Vater, bist alm gut gegen mich. Liegt mir Nichts am Gelde, aber ich hab' die Würmer so gern und die Galetten und die Schmetterlinge. Sollt's denn gar nit möglich seyn, nur etliche?" und bittend sah sie den Alten an.

„Könnt' ich Etwas dazu thun, ich thät's auf der

Stelle! Aber in so einem Hochthale ist's rauh, von Anbeginn der Schöpfung her. Kann Niemand die Luft milde machen, die vom Madatsch weht, aus den Teldern hervorbläst, aus dem Ahchthal, dem Taufenthal, am wenigsten das alte Mandl! Freuen sich die Leut', wenn das Korn geräth, das ist Alles. Da wachsen keine Seidenbäume, bei Lärchen und Zirmen, da müßten die Würmer sterben bei dem ersten kalten Hauche."

„Und in so ein Thal sollen wir ziehen, Vater!" rief die Jungfrau aus und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Bleib fein frisch, Madel, und verlier' den Muth nit," sagte der Alte begütigend. „Ist das Thal Fartleis bei Weitem nicht so schiech, wie Hinterpseier; in Rabenstein seyn die wenigsten Höfe sicher vor der Lahne [1]). Ihr könnt Euch beim wildesten Wetter ruhig schlafen legen, ohne Furcht."

„Ach, Vater," entgegnete Miedel, „gestern Abend da trafen die Wirths-Burgele [2]) und ich uns beim Brunnen, und ich erzählte ihr, daß wir nach ein paar Wochen davongingen. Du armes Madel sagte die Wirths-Burgele, ein wilderes Thal, als Fartleis, gibt es nit diesseits des Brenner. Alle Jahre gehen da Menschen auf den steilen Bergmahdern, bei den Heuarbeiten zu Grund, so schiech, wie da, ist's ninderscht. Man hat halt das Sprüchwort: In Fartleis stirbt Keiner, sondern er derfallt [3]). So sprach die

1) Lawine. 2) Nothburga. 3) Geht durch Fallen zu Grunde. Das Ganze ist ein Passeirer Sprüchwort.

Wirths-Burgele, ist das nit schauderlich? Und es war ihr ganz ernst damit, ich that ihr leid, der Burgele, aber das erste Mal, daß sie von mir vernahm, die Mutter heirathe den Fartleiser, da leuchteten ihre Augen auf, wie vor Freude, und waren doch immer gute Freundinnen! — — — Du wirst oft ein Vaterunser für mich beten und für die Mutter, gelt, Vater?"

„Das Thal ist schiech, Madel, wirst es selbst bald schaugen, warum das verhehlen, aber unser Herrgott, seine Engel und Heiligen, die wachen auch dort am Meisten! Seid so sicher in Fartleis, wie in Schönna, glaub' es mir, und alle Tage will ich für Dich beten, mein Kind, daß es Dir wohlgehe auf allen Wegen, und das Gebet hat große Macht!"

Der Alte hatte Mühe, die Rührung, die ihn überfiel, zu bewältigen, er ließ sich wieder nieder und begann eifrig an einem hölzernen Löffel zu schnitzeln, wie das in solchen Fällen seine Gewohnheit war, indeß das Mädchen daranging, die Seidenwürmer nach eingenommenem Blätterfrühstück von der Tabelone herunter zu nehmen und diese zu reinigen. Sieh, da kam noch ein Dritter zu den Beiden in's Gamsstübele, ein kleiner Mann, der die Regelmäßigkeit in hohem Grade liebte. „Kuckuk," rief der kleine Mann plötzlich. Das alte Mandl und die Jungfrau hatten gar nicht bemerkt, daß er die Thüre seiner Behausung bereits geöffnet hatte und auf der Schwelle stand; weiter wagte er sich aus Bescheidenheit niemals.

„Kuckuk! Kuckuk!" erwiederte Miedel, eilte auf die Schwarzwälder Uhr zu und betrachtete mit herz-

lichen Blicken den alten, guten Bekannten, den Vogel von Holz.

„Du bleibst auch daheim, wenn die Miedel von dannen zieht!" sagte das Mädchen leise und war dem Weinen nahe. „Alles, was ich gerne habe, muß ich verlassen!"

Miedel blickte durch die Rose in der Mauer neben der Schwarzwälder Uhr.

„Sieh dort den Schnuggenbach mit der Mühle," fuhr sie fort, und jenseits den großen Wirthsgarten mit den Rosenstöcken, das Schloß mit dem rothen Dach, wo der Herr Richter wohnt, den Hof „zum Eil" zwischen den grünen Feldern und endlich den Ifinger! Was das prächtig ist, und ich muß Alles verlassen!"

„Das Dorf kannst Du nit mitnehmen nach Fartleis," nahm das alte Mandl das Wort, während Miedel wieder an die Reinigung der Tabelone ging, und den Ifinger nit und die Seidenwürmer, aber den Kuckuk wohl, der so oft zu uns gekommen ist, wenn wir hier im Gamsstübele beisammen waren. Die Schwarzwälder Uhr geht mit nach Unterfartleis, die schenkt Dir das alte Mandl zum Angedenken!"

Das Tabelone-Brettchen wäre der Jungfrau bald aus der Hand gefallen vor freudiger Ueberraschung.

„Die Kuckuksuhr, die Du noch vom Vater hast, ist Dir ja so lieb, wie die Gamshörner! Und was würde Dami dazu sagen?"

„Der redet kein Wörtl dawider," entgegnete der

Alte trübe und schnitzelte doppelt eifrig an seinem Löffel und sprach doppelt so schnell wie zuvor.

„Stellst die Uhr an der Wand in Deinem Stübele in Unterfartleis, und wenn Du ihn hörst, den Kuckuk, da bringt er Dir einen Gruß vom alten Mandl. Könnte er doch rufen: Grüeß Di Gott, Miedel! aber Du denkst es Dir, gelt?" und sein Liebling versicherte es ihn unter den wärmsten Dankesbezeugungen.

Da trat die Mutter ein. Die Wittwe Maria Eigner, war eine stattliche, wohlaussehende Vierzigerin, die in ihren jungen Jahren vielleicht so schön gewesen war, wie die Tochter. Manche Spuren hatten sich noch davon erhalten: das üppige, blonde Haar, wenn auch jetzt des goldigen Schimmers beraubt, den es früher besessen haben mochte, — die langen Wimpern, hatte ihnen das vorgerücktere Alter auch eine hellere Färbung gegeben. Die Züge der Wittwe trugen dasselbe Gepräge der Sanftmuth und Weichheit, welche der jüngeren Moidel Antlitz so lieblich machte. Bei einer Frau in ihren Jahren trat dieser Charakter zu sehr hervor; etwas mehr Entschiedenheit und Kraft hätte einen angenehmeren Eindruck gemacht.

„Habt Ihr schon gehört, Bartl, daß Militäristen nach der Stadt kommen," sagte sie und blickte ganz erschrocken drein. „Die Bötin hat es mitgebracht von Meran. Sollen die Meraner im Zaume halten und die Sanct Martiner Geistlichen zwingen, vom Bischof von Chur abzufallen und zu dem von Augsburg zu schwören. Ist himmelschreiend, was jetzt ge-

schieht! Die Kirchen stehen leer allüberall, und was soll man den Leuten viel zur Last legen, daß sie nit Kirchen gehen? Bayrische Geistliche gehören nit in's Land Tirol, seyn keine rechtmäßige, die unsrige leiden im Gefängniß Noth und Elend oder seyn mindestens davongejagt."

„Preisen wir unseren Herrgott dafür," entgegnete das alte Mandl lebhaft, „daß sie um Amt und Geld und Freiheit sich nicht verlocken ließen abzufallen von ihrem Bischof! Waren ja nur zwei unter Allen feige genug! Auch die Sanct Martiner werden nit wanken, noch weichen."

„Wohin gehört denn Unterfartleis, Mutter?" fragte die jüngere Moidel, „zu Sanct Leonhard oder Sanct Martin?"

„Zu Sanct Leonhard, Mädel! Werden auch damit gut berathen seyn, besser als hier in Schönna. Darf man sich doch kaum getrauen vor den Leuten, zur heiligen Messe, zu Amt und Predigt zu gehen bei unserem neuen Pfarrer. Die Hochwürdigen von Sanct Leonhard seyn wohl gelitten bei den bayrischen Herrenleuten und dächt getreue Diener von ihrem hochwürdigsten Bischof; die behalten wir, die Dinge mögen dann gehen, wie sie wollen. — Wenn ich's bei mir bedenk', Mädel, wie es jetzt hier draußen ausschaut, da kann ich mich so recht freuen von ganzer Seele, daß wir bald in einem abgelegenen Thale seyn. Hab ich Recht oder Unrecht, Bartl?"

„Ruhiger ist's dort, Moidel, da habt Ihr nit Unrecht! Wer weiß, was kommen kann! Man hört

schon allerlei Dinge reden, tragen die Leut den Kopf — Gott sey gedankt — a Bissel höher, als vor einer Weile."

„Stehen die Tiroler auf und wollen die Bayern fortjagen, Niemand kann wissen, wer zuletzt gewinnt. Kriegeslärm und Blut und Plünderung, dem gehen wir aus dem Wege, Tochter! Das bringt nit bis Unterfartleis. Zwei schwache Weiber, was können die helfen? Wir sitzen ruhig unter einem Dache, das uns Schutz und Schirm ist, bei einem ruhigen, friedlichen Mann, der Allem aus dem Wege geht, schon um unserntwillen!" und die Wittwe, dasitzend neben dem Alten die Hände übereinandergelegt im Schooße, erging sich mit sichtlichem Behagen in diesen Vorstellungen.

„Dürft nit so denken und reden von Eurem zukünftigen Manne," entgegnete der Alte ernst und mit Nachdruck. „Gott verhüte, daß Franz Raffl von Unterfartleis der Sache seiner Landsleute untreu werde! Stehen die Meraner auf, die Vintschger, die Pseirer, meint Ihr, der Fartleiser Bauer darf sich vergraben in den Feldern, in den Schluchten des Madatsch. Darf er das wohl, Miedel? Sag' Deiner Mutter, wie Du davon denkst! Du hast nit vergessen was ich Dir erzählt vom Jahre 1701, gelt? Hast nit vergessen, daß auch Weiber kämpften für das Land Tirol, wenn es galt! Denkst besser von Deinem neuen Vater, Miedel!"

Aber Miedel entgegnete schüchtern: „Ich weiß

nit, Vater! Ich könnt' nit den Stutzen führen gegen andere Menschen!" —

„Und das verlangt von Dir auch Niemand," sagte das alte Mandl, „und wir wöllen unsern Herrgott recht inbrünstig bitten, daß er Alles zum Besten lenke! — Ich dachte meine alten Tage in Ruhe und Frieden zu verleben, aber daß Gott erbarm! Ich hab' gehofft, Ihr würdet bei mir aushalten, bis ich sterbe, das schaut jetzt anders aus!"

„Gewiß, es fällt mir schwer, Euch zu verlassen," erwiederte die ältere Moidel herzlich, welche allein zurückgeblieben war, indeß sich die jüngere in die Küche begeben hatte, das Mittagsmahl zu bereiten. „Aber es ist so besser für uns Alle! Welch eine Freude es für mich gewesen, Euren Dami und meine Miedel als ein Paar zu sehen, brauch's Euch nit zu sagen! Das ist nun einmal vorbei! Der Dami grämt und härmt sich ab, daß es ein Gräuel ist. Ist die Miedel erst drein, sieht er sie nit mehr, da wird er sie allgemach vergessen, er wird sich andere Madel anschauen, er wird Euch eine Söhnerin bringen, schöner und reicher als meine Miedel, und Ihr werdet noch Enkelkinder wiegen auf Euren Knieen, Bartl!"

Der Alte schüttelte sein ehrwürdiges Haupt, dessen kahler Scheitel von wenigen Silberlöckchen eingerahmt war, und seine hagere Gestalt, ohnedieß gebeugt von der Last der Jahre, sank noch mehr zusammen, so daß sich die Wittwe des innigsten Mitleides nicht erwehren konnte, als ihre Blicke auf ihm, dem treuen Freunde ihres verstorbenen Gatten ruhten.

„Das ist nun einmal vorbei, wie Ihr selber sagt," nahm er das Wort. „Reden wir nit weiter davon! Also um vierzehn Tage ist die Hochzeit!"

„Um vierzehn Tage! Werden in Meran das Hochzeitmahl halten beim Rößlwirth unter den Lauben. Dürft nit dabei fehlen, Bartl, das sag' ich Euch! Werde am Sonntag die Tochter in die Stadt schicken, es zu bestellen, mir selber liegt daheim genug ob zur Uebersiedelung. Das Mahl soll nit übel werden, Franz Raffl soll sehen, daß er keine Bettlerin zum Eheweibe nimmt!"

„Wird das schon längst vorher gewußt haben," murmelte das alte Mandl, indeß die Wittwe Marie Eigner das Gamsstübele verließ.

---

# Drittes Capitel.

## Gefunden und verloren.

---

Am folgenden Sonntag Nachmittage ging es in Meran laut und lebhaft zu, wie fast immer um diese Zeit. Durch alle vier Thore der Stadt waren Landleute hereingeströmt, um sich sowohl in der Laubengasse zu ergehen und Neuigkeiten auszutauschen, als auch die immer durstigen Kehlen zu erquicken. In der herrlichen, von König Heinrich von Böhmen erbauten Pfarrkirche mit ihren sieben Glocken war die Vesper eben zu Ende, die letzten Orgelklänge verhallten, aber aus dem weiten Thore ergoß sich nicht, wie ehedem, eine zahlreiche Menge Andächtiger. Weiber und Kinder waren allerdings auch heute reichlich vertreten, aber die Männer wollten Nichts wissen von dem neuen Pfarrer Ingenuin Koch, welcher der Sache seines Churer Bischofes und seiner Landsleute untreu geworden war und sich unter den Bischof von Augsburg gestellt hatte. Ihrer zählte man nur sehr wenige,

die meisten hatten Frau und Kind vor dem Gotteshause erwartet und wanderten nun mit ihnen davon. Einige schlugen den Weg links nach dem Maiser Thore, nach Dorf Tirol und dem steinernen Steg ein, oder gerade aus nach dem Posthause und der Wassermauer, welche die Stadt gegen die Ueberschwemmungen der Passer schützt, die Meisten wandten sich indeß rechts nach der Laubengasse und füllten gar bald die Arkaden, welche sie zu beiden Seiten umgeben. Aus den Buschen, denjenigen Schenken, denen der oben am Thore ausgesteckte grüne Zweig als einziges Wahrzeichen zugleich den Namen gegeben hat, tönten Citherklänge einheimischer, oder gar Clarinetten, Geigen und Flöten böhmischer Musikanten allzu verführerisch, um nicht zahlreiche Männer und Burschen noch eher hineinzulocken, als ihre Kehle dazu aufforderte. Nur wenige Augenblicke, und mit den Tönen der Musik mischt sich ein Trutzlied oder ein weithinschallender Jodler!

Draußen „unter den Lauben" bewegt sich Jung und Alt fröhlich durcheinander oder rastet auf den Batreien, den Sitzen von Holz oder Stein, welche dort angebracht sind. Frühkirschen von Gratsch und Allgund werden hier und da feilgeboten. Söhnchen und Tochter blicken so lange sehnsüchtig hin und zupfen und zerren den Papa, der behaglich sein Pfeifchen schmaucht, so kräftig, daß er endlich nachgeben muß und für die süße Kost von dem Gelde ausgeben, was eigentlich für eine Halbe Wein bestimmt war. Aber jene schwarzlockigen, braunen Gestalten, welche

in einfachem Anzuge, der durch Nichts hervorsticht, reihenweise daherziehen, sie feiern durch keinen besonderen Genuß den Sonntag. Es sind italienische Arbeiter, viel gesucht und theuer bezahlt, sich mit dem Nothwendigsten begnügend, arbeitend von früh bis spät, um recht reiche Ersparnisse mit nach dem heimathlichen Dorfe an den Gestaden der Adria oder des Gardasees zu bringen. „Senza l'amore non si può vivere", oder „Andar in gondola per nespirar" summen sie vor sich hin und das „Grüeß Gott" und „Behüt Di Gott" der sich begegnenden Deutschen tönt dazwischen.

Doch was ist Das? Trommelwirbel, schmetternde Hörner, Pfeifenklang vom Vintschgauer Thore und dem Kapuzinerkloster her! Gesang und Geplauder verstummen, Alle stecken die Köpfe zusammen, aber sie eilen nicht dorthin, woher die lustige Musik erschallt. Diese kündigt die Ankunft von Gästen an, welche ungeladen kommen und unbeweint wieder von dannen ziehen. Es ist eine Abtheilung bayrischer Infanterie, die einrückt, dazu bestimmt, den Meranern und Passeirern Respect einzuflößen. Auf dem Kornplatze und neben demselben wird von den Truppen Halt gemacht, dann zerstreuen sie sich, um ihre Quartiere aufzusuchen. Aber als die blauweißen Uniformen unter den Lodenjacken mit den breiten, rothen Aufschlägen, wie sie die Etschländer tragen, in der Laubengasse sichtbar werden, da gehen die Versammelten rasch auseinander. Die Einheimischen eilen nach ihren Wohnungen; die Tiroler, Maiser, Allgunder und an=

dere Dörfler schlagen den Weg nach ihrer Heimath ein, die Städter im innersten Herzen bedauernd und froh, von so unwillkommenen Gästen verschont zu bleiben. Nicht lange währt es, so ist die Laubengasse beinahe verödet.

Unter den Wenigen, welche außer den Soldaten noch unter den Arkaden zu erblicken waren, befand sich auch ein junges, blondhaariges Mädchen, die jüngere Moidel von Schönna. Eilends kam sie daher, die sonst so zarten Wangen hochgeröthet, denn sie hatte mit dem alten Mandl im Gamsstübele am Nachmittage zu viel Zeit verplaudert. Das Ziel ihrer Wanderung, das Stößlwirthshaus, wo sie für die Mutter das Hochzeitsmahl bestellen wollte, war bald erreicht, da kam ihr ein bayrischer Offizier entgegen, den Schnurrbart gedreht, mit wallendem Federbusch und funkelnden Epauletten. Er hatte den Kopf stolz zurückgeworfen, damit seine Augen nicht das Pflaster der erbarmungswürdigen Tirolerstadt, das seine Füße zu betreten verdammt waren, erblickten, aber dieß hinderte dennoch nicht, daß er das niedliche Mädchen gewahrte, welches ihm entgegenkam. Die kleine Tirolerin gefiel ihm nicht übel; mit soldatischer Keckheit schlang er den Arm um die Erschreckte. Sie sträubte sich gegen diese Vertraulichkeit, das steigerte noch sein zudringliches Wesen, er beugte sich herab, ihr einen Kuß zu rauben, ein leiser Schrei entfuhr ihr: in diesem Augenblicke trat Linus aus dem Thore des Wirthshauses beim Rößl und gewahrte das geliebte Mädchen in den Armen des Bayern.

„Du Lackel, Du bayrischer Lump,“ rief er entrüstet aus, hastig auf die Beiden zuschreitend. Der Offizier ließ seine Beute fahren, die sich an Linus Arm flüchtete, und schritt gravitätisch davon, einen verächtlichen Blick auf den Bauernburschen werfend, mit welchem weiter anzubinden, trotz der Schimpfworte, er jedoch unter seiner Würde hielt. Aber Moidel hielt ihren Beschützer so fest am Arme, daß dieser den Bayern gar nicht verfolgen konnte, wenn er auch gewollt hätte, und das imporirende Aeußere desselben, die Uniform, die Epauletten mochten auch nicht ganz verfehlen, einen gewissen Eindruck auf ihn zu machen.

„Der nichtsnutzige Schurke,“ brach er wieder aus, „meinen die bayrischen Hunde, daß sie jedes Tiroler Mädel nur so überfallen können, es bussen[1]) und an sich drücken? Hätte er noch ein Bussel gewagt, a Wörtl gesagt, der bayrische Lump, hätte ihm einen Schlag auf den Kopf gegeben, daß er sein Lebtag d'ran genug gehabt und“ — —

„Sey ruhig, lieber, bester Linus,“ unterbrach ihn Moidel ängstlich. Wollen uns freuen, daß die Sach' so ablief. War brav von Dir, daß Du nit weiter Zank anfingst“ — —

„Aber hätt' es dächt thun sollen, mein ich, um Deinetwillen, Moidel!“

„Wäre nixnutz gewesen, Linus! Wenn er Dich nun gefaßt hätte, mag ja nit d'ran denken! — — Komm ein wenig mit hinauf zum Rößlwirth, ich bitt' Di, hab' dort Geschäfte!“

---

1) küssen.

Wie gerne folgte der Bursche der Einladung! Wie behutsam führte er das noch immer erschrockene Mädchen die Stiege hinauf in den oberen Stock, wo die Wirthszimmer waren! Wirth und Wirthin empfingen die Beiden gar freundlich, und es schmeichelte Linus nicht wenig, daß man sie in das Herrenzimmer nöthigte, wo sich sonst gerade Niemand befand, während die große Gaststube, welche unter der Decke das Bild des heiligen Urban, des Schutzpatrones der Weinmesser, und ein buntfarbiges Fenster, das Wahrzeichen der ehrsamen Glaser- und Spenglerzunft, die hier ihre Herberge hatte, zur Schau trug, mit Soldaten angefüllt war. Die Kinder von den Ufern der Donau, der Isar und des Lech schauten mit verlangenden Blicken auf die schöne Tirolerin, als sie an Linus' Arm durch sie hinschritt nach dem Herrenzimmer, der Eine oder Andere bot ihr das Glas, Bescheid zu thuen, das that sie nicht, und dabei blieb es auch, und Linus blickte ganz herausfordernd umher im Kreise, als wenn es ihn gelüstete, sich mit Allen zu messen. Der Wirth mußte eine Halbe vom besten Küchelberger und einen ganzen Teller voll weißer, lockerer Bretzele bringen, und als Moidel die Bestellungen von der Mutter ausgerichtet hatte, da ließ man die Beiden allein: Wirth und Wirthin mochten ihren Blicken wohl ansehen, daß sie sich beide genug waren und ihre Gesellschaft doch nicht nach Gebühr geschätzt hätten.

„Also in der nächsten Woche ist Hochzeit, und Du gehst nach Fartleis," sagte Linus. „Will wünschen, daß

Du gut schaffst mit dem neuen Vater! hätt'st Du nur nit Den, sondern einen andern bekommen, wäre mir lieber gewesen!"

Das Mädchen rückte auf dem Kanapee, wo sie nebeneinander saßen, ein wenig fort von ihrem Nachbar und streckte die Linke, die sich nach dem Fortgange der Wirthsleute unwillkürlich zu Linus' Rechten gefunden hatte, unter das Fürtuch. Ihre Verstimmung gegen den Burschen, welche in dem Gegensatz ihren Grund hatte, den seine Reden über Raffl mit dem freundlichen Benehmen des Letztern gegen seine zukünftige Stieftochter bildeten, eben ganz in den Hintergrund getreten, machte sich wieder geltend.

„Daß Du auch über den neuen Vater reden mußt, Bue!" sagte sie schmollend. „Was hat er Dir dann zuwider gethan? Wenn er Dich einmal a Bissel getratzt [1]) hat, mußt das nit gleich so übel aufnehmen."

„Wäre das Alles, Moidel," entgegnete der Bursche erregt; „hör' einmal, dann wirst Du anders reden. Den Raffl hat Niemand gerne außer Dir und Deiner Mutter. Er hat nit alm so gelebt, wie er sollte, ist scheinheilig, tratzt und plagt Andere. Daß er des Eigners Moidel, die reiche Wittib von Schönna, heirathet, ist den Pseirer Bürschlern ein Dorn im Auge. — Bei uns im Pseier hat man den Brauch, daß man Spottlieder macht auf Die, die man nit gerne hat. Kamen auch einmal etliche Bürschler zu mir, wollten, ich sollt' mit helfen, eins zusammenzimmern auf den

1) geneckt.

Raffl, wie er so schlau und listig den Freiersmann gemacht hat. Nein, hab' ich g'sagt, das thu' ich nit, hab' ich g'sagt! Dein neuer Vater mag seyn, wie er will, ein Spottlied auf ihn machen, selle warr schiech von mir gewesen, für hundert Kronenthaler thät' ich selles nit!"

Moidel, die noch immer schmollend niedergesehen und mit den Bändern ihres Fürtuchs gespielt hatte, blickte jetzt ein klein wenig auf, dem Burschen freundlich ins Auge, und so ganz allmälig kam ihre linke Hand wieder unter dem Fürtuche hervor, daß Linus sie nehmen konnte.

„Ich bat die Bürschler," fuhr dieser fort, „es zu unterlassen, sie versprachen es, aber nach etlichen Tagen wurde ein Spottlied auf den Fartleiser Nachts bei dem Metzger in Sanct Leonhard ins Fenster gelegt, ein ganzer Packen, dieselben Gsatzl zwanzigmal abgeschrieben. Das war schnell durch die ganze Gemeinde verbreitet. Am folgenden Suntig, als der Raffl Kirchen ging, wurde es laut gelesen vor dem Brühwirthshause; ich sah, wie der Raffl mit den Zähnen knirschte, die Fäuste ballte, als er es hörte und der kleine Mann sah sehr zum Lachen aus, wie er das that, und der Doctor Thurmwalder, ihm auf die Schulter klopfend, sagte: Mandl, Mandl, eine Frau ist das größte Uebel, darum hab' ich auch so eine kleine genommen und Ihr nehmt gar die zweite!" Mich überkam das Lachen, ich mochte wollen oder nit, es ging halt nit anders, und der Raffl schaute mich gerade an. Da warf er mir einen Blick zu, ich

sage Dir, Gift und Galle lag darin. Merkte das bald zur Genüge! Arbeite eines Morgens auf der Tenne und der Ohm steht neben mir und lobt mich, daß ich so brav schaffe. Da kommt der Gerichtsdiener und lädt mich auf den andern Tag vor zum Landrichter, sollte auf den Raffl ein Spottlied gemacht haben und wäre von ihm eingeklagt. Was der Ohm für ein Gesicht machte, Moidel, kannst Du Dir denken. Ist noch aus meinem Hause Niemand vor Gericht geladen worden, so lange ich denken kann, sagte er, und wenn ich auch betheuerte, ich sey unschuldig und der Ohm mir das glaubte, — es kränkte ihn sehr, und die Sandwirthin hat erst recht aufbegehrt. Vor Gericht hat's nit lang gedauert, der Richter sah bald ein, daß ich unschuldig sey, und wer das Spottlied gemacht, kam nit heraus, werden Viele dran gezimmert haben. Nacher ist dem auch der Raffl zum Ohm gekommen und hat sich entschuldigt und viele süße Worte gemacht. Aber hör' uns weiter, Moidel! Hat auch ein Wörtl fallen lassen, wie ich ein Auge auf Dich geworfen. Sey zwar ein braver Bursch, aber an Heirathen wäre ja nit zu denken, und solche Vertraulichkeiten taugten nit viel, hat er g'sagt. Nacher hat der Ohm mich a Bissel ins Gebet genommen, aber geredt hat er nit viel, mir ist fast fürkömme, sein Herz hat anders geredt, als sein Mund, er ist nit grantig darüber, daß ich mit Dir Bekanntschaft hab; denn er hält viel auf mich und er hat mich lieb, wie seinen eigenen Sohn. Die Frau ist anders gegen mich, wie ehedem, sagt alm, daß ich nit mehr schau auf den Johann und — —"

„Thust Du das nit, Linus?"

„Gewiß thu' ich's! Einen besseren Kameraden hab ich nit im ganzen Pseier!"

„Warum ist denn die Frau zuwider, Bue?"

„Ich wuaß nit! Schwatze und plausche nit so viel, hab' meine Gedanken — —"

„Wo seyn denn Deine Gedanken, Bue?"

„Sie seyn bei Dir, Moidel!"

Die Jungfrau sah ihn mit ihrem lieblichsten Lächeln an, Linus beugte sich über sie, ihre Lippen berührten sich.

„Wir Menschen haben alle unsere Fehler," sagte das Mädchen nach einer Weile, „Du wirst nit wieder über den neuen Vater lachen und ihm verzeihen."

„Aber Du mußt mir noch a Bußel geben," flüsterte der Bursche seinem Mädchen in's Ohr, und aus dem einen Kusse wurden mehrere.

„Ich muß bald zurück in's Pseier," sagte Linus dann. „Moidel, wenn's Dir recht ist, bring' ich Dich hoam nach Schönna. Seyn so viele Militäristen auf der Straße, könnte Dir wieder etwas Unziemliches geschehen. Von Schönna gehe ich über den Birkenberg hinunter auf Saltaus, der Umweg ist klein."

„Gespannschaft haben, ist alm angenehm," entgegnete Moidel. Der Bursche bezahlte die Zeche für sich und das Mädchen, und beide verließen das Wirthshaus „beim Rößl."

Der braunlockige Linus und die blonde Moidel, wie sie nebeneinander dahinwanderten, waren ein so hübsches Paar, wie man es nur sehen konnte, und

wenn Städter ihnen begegneten in der Laubengasse, kam es nicht selten vor, daß diese stehen blieben und ihnen nachblickten, als wenn sie sich in ihrem Anschauen für die verhaßten blau-weißen Uniformen entschädigen wollten, die augenblicklich nur in zu großer Zahl vertreten waren. Moidel hielt sich dichter an ihren Gefährten, wenn solche herannahten, aber unbehelligt wurde das Maiser Thor erreicht. Die Jungfrau athmete recht auf, als sie die Stadt glücklich im Rücken hatten, und schaute mit hellen Augen in die Ferne, auf den schlanken Spitzthurm von Obermais, auf Kirche und Schloß des Heimathdorfes weiter oben am Berge, wie sie aus Nußbäumen und Kastanien hervorlugten ihre Grüße zuzuwinken schienen.

„Oh, daß ich doch bleiben könnte im Etschlande!" rief sie.

„Hätte mich recht gefreut, Dich in Schönna zu sehen," erwiederte Linus, „wenn die Sanct Leonharder vor Pfingsten mit Kreuz dorthin gehen, aber dann seyd ihr schon in Fartleis!"

„Treffen uns auch dort, Bue!"

„Wenn's Dein neuer Vater nit sieht, Mädel."

„Ist stückl [1]) zu gehen in Fartleis," meinte das Mädchen und lachte schelmisch dazu.

„Wie Du nur so reden kannst," erwiederte Linus, ebenfalls lachend.

Die beiden waren auf dem steinernen Steg an-

1) felsig, steinig.

gelangt, jener einzigen wogentrotzenden Brücke von Stein, die über die Passer führt.

„Schau wie der Bach dort hervorschießt,“ nahm der junge Passeirer das Wort, still stehend, und seine Stimme, sein Antlitz waren ernst geworden. „Wirf so große Steinblöcke hinein, wie Du willst, Du hältst den wilden Seebach [1]) nit auf, magst Du's thun im Rabenstein, in Sanct Leonhard oder am steinernen Steg, der Seebach kommt doch, wohin er will, zu der Etsch. Die ist viel schöner, Moidel, der edelste Wein wächst an ihren Ufern! Schau, die Etsch, das bist Du, der Seebach, das bin ich! Meinst, es sey zu stückl für mich in Fartleis?

Geh'n thät' ich überall,
Wär' mir kein Weg zu schmal,
Hin über Berg und Thal
Des Tag's dreimal,

um bei Dir zu seyn, Moidel! — — Gelt, möchtest Du einmal meine Frau seyn?“

Erröthend blieb Moidel ihm die Antwort schuldig.

„Ja, das möchtest Du, ich schau Dir's an, Moidel, und das wirst Du auch.“ — Der Bursche schlang den Arm um sie. „Das Wasser, das aus dem Thümbels [2]) hervorquillt, hat einen langen Weg zu machen nach der Etsch. Schließen steile Felsen den Bach ein, hemmen ihn oft Klippen und gewaltige Blöcke in

1) So wird die Passer allgemein von den Passeirern genannt.

2) Auf dem 8000 Fuß hohen Thümbels sind die Hauptquellen der Passer.

seinem Laufe, daß man meinen sollte, er käme nit weiter, aber er findet dächt seinen Weg. So wird's mir auch geh'n, Moidel:

Denn zum Bau'r seyn
Z' wenig Feld,
Und zum reich seyn
Z'wenig Geld,
Und zum Einsiedler wern
Hun ich mein Duenal zu gern.

Da geht's nit so schnell, Mädel! Da werd' ich einen langen Weg zu machen haben und Allerlei wird zwischen mir und Dir liegen. Der Weg wird stückler seyn, als zwischen dem Sand und Fartleis!

Dächt eh' ich mei Duenal laß,
Eh' laß ich All's,
Eh' laß ich Strümpf und Schuh
Und's Tuacherl vom Hals.
Und mei Schatz ischt so schön,
Wie der Landsrosmarin,
Und mei Schatz ischt mer lieber
Als hundert Karlin.
Hundert Karlin
Warr süächt a schön's Geld,
Dächt mei Schatz ischt mer lieber
Als All's auf der Welt!

So sang der Pseirer Bursche.

„Ich bitt' Di, Linus, wenn Jemand Dich hörte, so nah' bei der Stadt," sagte Moidel, aber der steinerne Steg sowohl, wie die Straßen und Steige ringsumher waren öde, und Niemand außer seinem Mädchen hörte die Betheuerungen des Burschen.

„Zur Winterszeit,“ nahm dieser dann wieder das Wort, indem sie weiter schritten, „wenn es hahl ist, da gehen die Weiberleut nit gerade zu Kirchen nach Sanct Leonhard, da gehen sie den andern Steig nach Sanct Martin zu und über den Sand. Werde dann auf der Lauer stehen, Moidel, bis Du und die Mutter kommen und Euch begleiten. Will die Mutter auch jetzt noch nit viel von mir wissen, wird sich schon ändern. Hat mir der Vater auch wenig hinterlassen, war doch sein einzig Kind, ist immerhin noch a Bissel da, und der Ohm, der wird auch was thun für mich mit Rath und That. Ist Steuerprobst, gut Freund mit dem Richter und der ganzen Gemeinde; wem der vorwärts hilft in der Gemeinde, der kommt auch vorwärts.“

„Wo kehrst Du zu in Sanct Leonhard, Linus?“

„Warum meinst? Alm in der Brühe.“

„Das trifft sich gut, entgegnete das Mädchen. Der Brühwirth ist von unserer Verwandtschaft. Haben uns früher selten heimgesucht, nun wird's öfter geschehen, vom Fartleis aus. Da sehen wir uns denn! Der Kolber, der reiche Bauer oben auf dem Büchel, wenn man von der Brühe aufwärts geht, ist auch ein Vetter von der Mutter.“

„Hast lauter reiche Verwandte, Moidel,“ sagte Linus nicht ohne Mißmuth. „Man sagt, ich hab' auch einen reichen Ohm, aber ich weiß nicht einmal, wo er bleibt.“

„Darauf sollt ich etwa a Stölzl haben!“ entgeg-

nete das Mädchen lachend. „Aber auf Etwas hab' ich einen Stolz."

„Worauf denn?"

„Daß mei Bue mir treu ist!"

„Und wie heißt's denn weiter im Liede, Moidel? Will Dir's sagen:"

Und treuer als ich
Kann unmögli wer sein,
Und ich woaß nit, ist's wahr
Oder bild' ich mer's ein.

Das mueß ich dächt sagen
Und es bleibt a dabei,
Ja, das Beste von Allem
Ischt dächtersch die Treu.

Denn a recht a schiees G'sichtl
Und a recht schöni G'stalt,
Und recht a treu's Herzl
Das ist, was mer gefallt!"

Als das glückliche Paar das Dorf Obermais durchwandert hatte, schlug es den steilen, steinigen Pfad ein, der sich in vielfachen Windungen am Bergeshange durch üppige Weingärten nach Schönna hinaufschlängelte. Unweit desselben auf einem freien Platze, der nach allen Seiten hin eine reiche Fernsicht gewährte, erhob sich inmitten blumigen Wiesengrundes ein uralter Nußbaum. Den Liebenden war die Zeit zu rasch vergangen, sie lagerten sich im Grünen, um noch eine Viertelstunde zu verplaudern, ehe sie sich für heute trennen mußten.

Eben stand die Sonne im Begriffe, hinter dem

Tschigatspitz zur Rüste zu gehen. Dunkles Gewölk verhüllte sie zwar, aber der goldige, glänzende Saum des vielfach ausgestreiften Wolkenballens verkündete deutlich ihr Daseyn. Während der leichte Nebel, der aus Fluß und Wiesen, aus Weingärten und Obstwäldchen aufstieg, sich an der einen Seite, der untergehenden Sonne, je nach seiner Entfernung davon und den mehr oder weniger hervorspringenden Seitenflächen der in's Passeier und Etschland mündenden Thäler, als licht- und dunkelbaue Gewandung um den Fuß, um die Riesenleiber des Muttspitz und anderer Berge legte, umwallte er diesseits als goldiger Flor dieselben, und um die in den Himmel hineinragenden Häupter lagerten weißlich-blaue Wolken, umrandet vom zartesten Milchweiß. Drunten in der Niederung, wo Etsch und Passer sich vereinigten und die Stadt Meran sich anschmiegte an den Vorsprung des weinberühmten Kuchelberges, wogten flüchtige Abendnebel hin und her, so daß Thürme und Häuser bald zum Vorschein kamen, bald sich verbargen, und kehrte man sich um und wandte das Auge gen Osten, da lag in mildem Abendscheine die ganze Gebirgskette da, auch nicht vom leisesten Dunste angehaucht. Hell und klar trat des Ifingers Granitspitze hervor, wie sie sich abhob gegen das saftgrüne Stirnband von Feldern und Wäldern, das sie umschlang; aus dunklem Nadelholzgrün lugten der Hof „zum Eil" und andere Berghöfe, und rosig schimmerte über all' dieser Herrlichkeit der Himmel, gleich dem Spiegel des Meeres; goldene Wölkchen schwammen darin, die Inseln der Seligen.

Der junge Pseirer Bursche und sein Mädchen hatten zwar andere Dinge zu thuen, als ihr Augenmerk auf die lieblichen Bilder und Farben und Tinten allüberall um sie herum zu richten; hatten sie sich doch heute zum ersten Male so recht über ihre gegenseitige Zuneigung ausgesprochen. Aber jene verfehlten dennoch nicht, unvermerkt auch ein gut Theil zur Führung der wonnigen Stimmung beizutragen, die sie beide beseelte, und die Zukunft erschien ihnen so rosenroth, wie der Himmel, der sich über ihnen ausspannte. Linus Herzensfreudigkeit war so groß, daß sie im Gesange wieder einen Ausdruck suchte und fand:

Lustige Leut, ledige Leut:
Sieht man se nit, hört man se weit!

brach der Bursche aus und hätte nicht bemerkt, wie hinter ihnen und dem Wiesenplane Schritte laut wurden auf dem steinigen Wege, wenn er nicht von Moidel darauf aufmerksam gemacht worden wäre.

Beide erhoben sich; Damian, der einzige Sohn des alten Mandl kam daher und statt auf dem Pfade weiter zu gehen nach der Stadt, betrat er die Wiese und schritt gerade auf die Liebenden zu.

Der junge, hochgewachsene Bauer in der Meraner Sonntagstracht, blendendweißen Strümpfen, weit ausgeschnittenen Schuhen mit einer großen Rosaschleife vorne darauf, in der Lodenjacke mit den breiten Aufschlägen vom brennendsten Roth und dem breitrandigen, grünen, straußverzierten Hute, nahm sich viel statt=

licher aus, als der kleine Pseirer Bursche in seinen einfachen, wenig hervorstechenden Kleidern, den weinfarbenen Strümpfen, welche dazumal noch im Thal Passeier üblich waren, den unterhalb der Knöchel enganschließenden Schuhen und der Jacke, mit schmalen, rothen Streifen eingefaßt. Des Etschländers Gesicht war zugleich wahrhaft edel geformt, die Stirne hochgewölbt, die Nase sanft gebogen, aber gegenwärtig hing ihm sein blondes Haar wirr und wüste über die Stirn, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und hatten einen wilden Glanz, der von innerer Pein und Aufregung deutlich redete. Die Herrschaft, die sein alter Vater über ihn ausübte, seit die Wittwe Marie Eigner dem Fartleiser das Jawort gegeben hatte, war von den Qualen verschmähter Liebe endlich ebenso untergraben worden, wie seine Gesundheit, und der junge Bauer hatte den Entschluß gefaßt, dem Mädchen entgegen zu gehen und noch einmal ein Wort mit ihm zu reden. Die Gesellschaft, in der er dasselbe fand, wenn sie ihn auch nicht gänzlich überraschte, da er bereits von Linus Absichten eine Ahnung hatte, mußte seine bittere, verzweifelte Stimmung natürlich bedeutend erhöhen.

Lustige Leut', ledige Leut':
Sieht man se nit, hört man se weit,

wiederholte Damian in höhnischem Tone. „Wenn Bue und Madel sich an einem dritten Orte treffen nach Verabredung und gehen dann heim miteinander und sind lustig, thäten dächt besser daran, sich nit so weit hören zu lassen!“

„Was meinst damit?" stieß Linus heraus und sah ihn mit herausfordernden Blicken an.

„Ich mein' nur so," entgegnete Damian in gleichem Tone. „Geschicht wohl bisweilen, wenn man die lustigen Leute allzuweit hört, daß sie nit ungewasnet und ungeästet heimgehen, daß ihnen so a Wasen[1]) oder a Baumast an den Kopf fliegt und wissen nit woher."

„Willst mich etwa ticken[2]) Dami?" Die Lust soll Dir vergehen. Linus that einen Schritt vorwärts, aber Moidel faßte ihn beim Arm.

„Laß uns heimgehen," sagte sie ängstlich und wollte ihn fortziehen.

„Dischkuriren wir noch a Bissel," nahm Damian wieder das Wort. „Will Dich nit ticken, Linus, Deine Gespannschaft gefällt mir absunderlich wohl! Kann auch so feine Gsatzle, wie Du, zum Beispiel:

Der Pusterer[3]) hat en Sack gestohlen,
Der Vintschger hat ihn außer gelogen,
Der Pseirer hat sie beide betrogen.

„Moidel, Du mußt Dir das Gsatzl auch so recht merken:

Der Pseirer hat sie beide betrogen!

„Hörst Du's? Seyn rare Leut', die Pseirer!"

Linus Augen funkelten vor Zorn; er trat noch einen Schritt vorwärts, er hob den Arm auf zum

1) Rasenstück. — 2) wecken, zu Leibe gehen.
3) Bewohner des Pusterthales.

Schlage. Zum zweiten Male wurde er heute gereizt. Das erste Mal, als der bayrische Offizier Moidel küßte. Sie hatte ihn zuvor gelobt, daß er dieß so hingehen ließ, aber dieß Lob erfreute ihn nicht, es wurmte ihn doch, daß er nicht drein geschlagen. Er hatte einen sanften Charakter, wie Wenige seines Gleichen, er war oft stille davongegangen, wenn er geneckt wurde und man ihn in Erinnerung an seinen Vater, den türkischen Linus hieß. Aber die höhnischen Reden Damians in Gegenwart Moidels, zumal nach Dem, was vor dem Stößlwirthshause vorhergegangen, brachten das jugendliche Blut in Wallung, ließen den jugendkräftigen Arm sich erheben zum Schlage, daß Moidel in höchster Angst rief:

„Fort von hier, Bue, hoam, hoam, ich bitt' Di!" Aber ihr Ruf war vergeblich. Da wandte sie sich mit flehenden Gebehrden an Damian:

„Dami, bist ja mein Jugendgespiel! Denk' an das alte Mandl! Was tratzt Du den Linus? Hat Dir Nichts zu Leide gethan und ich auch nit."

„Du mir Nichts zu Leide gethan?" erwiederte Damian, und seine kräftige Gestalt zuckte in Grimm und Schmerz, und seine bleichen Züge verzerrten sich vor einer Erregtheit, die ihn völlig vergessen ließ, welche Blöße er sich selbst gab in seinen Reden, dem glücklichen Nebenbuhler gegenüber.

„Du mir Nichts zu Leide gethan? Schau mich an, Du sauberes Madel wie Du mich zurichtest! Meine Wangen sind eingefallen, meine Stimme schwach! Kein Bissen schmeckt mir, der Schlaf flieht mich, das

kommt Alles von Dir, die Du Dich so fromm anstellst und so sanft wie a Tauben. Ich, der reiche Damian Stauder, hab' gebettelt, Du möchtest mein Weib werden, hab' gesessen auf Deiner Schwelle und mich schon gefreut, wenn Du mich einmal freundlich ansahst. Und Du, Du hast mich fortgestoßen, wie einen Hund! Stellst Dich an, als ob Du nit aufschautest zu den Buben! Und derweil ich mich härme, daß ich zu Haut und Beinern [1]) werde, sitzt Du auf dem Wasen, Deinem Liebsten im Schoß, wirfst Dich weg an einen armen Heiter [2]), an den türkischen Linus! — Werd' es erzählen im Dorfe, und bei allen Heiligen, sollst die türkische Moidel heißen von dieser Stunde!"

Da war es mit Linus Geduld zu Ende. Er riß sich los von Moidel, zornsprühend sprang er auf Damian zu und schlug ihm mit der Faust in's Gesicht, daß die Moidel laut aufschrie vor Schrecken. Nun begann ein Ringen und Raufen zwischen den Burschen, daß der grüne Rasen und die Blumen zerstampft wurden unter ihren Füßen, daß ganze Büschel ihres Haupthaares vom Abendwinde dahingetragen wurden und die Erde mit dem Thau zugleich rothe Tropfen Blutes einsog, welches aus Nase und Mund der erbitterten Gegner floß. Aber der goldige Saum und der Goldflor, den die untergehende Sonne den Wolken verliehen hatte, war längst geschwunden, die goldenen Wölkchen am Himmel längst

1) Knochen. — 2) Tropf.

erblaßt, und die Berge legten andere Gewänder an, Nachtgewänder, Trauergewänder! Die Arme gen Himmel gestreckt, die Hände gefaltet, lief die blonde Moidel in Verzweiflung hin und her, neben den Burschen, sie vergeblich beschwörend, von einander zu lassen, und dann rufend nach dem alten Mandl und der Mutter, als wenn diese in der Nähe seyn müßten. Und siehe! da, wo der Steig eine Biegung machte, kamen zwei Gestalten daher, eilenden Schrittes.

„Mutter! Mutter!" rief die Moidel und die Wittwe Maria Eigner und neben ihr das alte Mandl kamen herzu; durch Moidels langes Ausbleiben geängstigt, hatten sie beide den Weg gemacht, um ihr entgegen zu gehen. Als sie anlangten, hatte Linus Geschmeidigkeit und Gewandtheit in dem Kampfe mit Faust und Stoßring eben den Sieg über den kräftigeren, aber unbeholfenen jungen Bauer davongetragen. Damian sank, allem Anscheine nach bewußtlos zu Boden.

„Dami, mein Sohn, mein Sohn!" tönte des Alten Stimme, beinahe brechend in Thränen. „Du Taugenichts, Du Todtschläger," sagte er, zu Linus gewandt, und seine Stimme bekam wieder Kraft.

Starr vor Schrecken, bei dem Anblicke des Daliegenden, dessen ganzes Gesicht von Blut überströmt war, vermochte der junge Passeirer keine Antwort zu stammeln; doch wie nun das alte Mandl und die beiden Moidel sich über den jungen Bauer beugten, da erholte sich derselbe wieder; sie wuschen ihm mit dem Wasser des Bächleins, welches den Wiesenplan

durchrann, das Blut aus dem Gesichte, zu Linus hoher Freude zeigte sich Damians Zustand nicht weiter gefährlich, und hinzutretend wollte auch er mit Hand anlegen bei dem Burschen, gegen den er jetzt keinen Groll mehr hegte und der ihn so schwer gereizt hatte. Zufällig streifte er das Gewand der jüngern Moidel, und zu seinem tiefen Schmerze gewahrte er, wie sie hastig zurückwich, als wenn ihr bange würde vor der Berührung mit ihm.

„Schleun' Dich, daß Du fortkommst,“ sagte das alte Mandl, „und danke Gott, daß Deine Schläge nit härter trafen! daß der Dami nit ärger zugerichtet wurde, Dir braucht er's nit zu danken!“

„Und daß Du nit wieder die Augen aufschlägst zu meiner Tochter,“ fuhr die Wittwe erzürnt fort. „Mit Euch ist's aus für immer, so wahr ich ihre Mutter bin!“

Linus wanderte davon, ohne ein Wort der Erwiderung zu wagen. Da, wo der Steig eine Biegung machte, wandte er sich noch einmal um, Damian stand schon aufrecht da, aber nach einem Blicke des geliebten Mädchens spähte er vergebens. Jammer und Trauer im Herzen wanderte er weiter, auf das Thal Passeier zu. Die mit der Moidel am Nachmittage und Abende verplauderten Stunden schienen nichts weiter zu seyn, als ein lieblicher Traum: die er soeben g e f u n d e n, war wieder für ihn v e r l o r e n!

Damian trat ebenfalls mit seinem Vater und den beiden Moidele den Heimweg an, zeitweilig von ihnen unterstützt. Der leidenschaftliche junge Bauer schwieg

vor Ermattung, aber er knirschte zuweilen mit den Zähnen, er konnte sich durchaus nicht beruhigen, und die Folge seiner Aufgeregtheit war, daß unweit des Gehöftes „beim Stauder" seine frühere Schwäche wiederkehrte und er auf ein paar Minuten nicht weiter konnte. Alle drei waren um ihn beschäftigt, da erblickte die Wittwe vor ihnen im Wege ein anderes Mädchen gehen.

„Leiste uns Beistand, Burgele," rief sie ihm zu. „Der Dami ist nit recht, hat einen Fall gethan, hol' a Bissel Wasser!"

Das gerufene Mädchen erblaßte, als seine Blicke auf Damian fielen, dessen Gesicht noch einige Spuren von Blut trug. Mit wankenden Schritten erfüllte sie das Begehren der Wittwe, aber als sie von einem Quell in der Nähe ein wenig Wasser in die hohle Hand geschöpft hatte, kam Damian, wieder gekräftigt, ihr schon, von Moidel unterstützt, entgegen, und ohne von dem Wasser Gebrauch zu machen, eilte sie schleunig davon.

„Wie die Wirths-Burgele unfreundlich und ungefällig ist, heute Abend," sagte die Wittwe, „habe das Madel ehedem nit so gekannt," und ihre Tochter erinnerte sich wieder, wie die Burgele sich gefreut bei der Nachricht, daß sie davonziehen würde nach Fartleis.

Bis in die Nacht hinein saßen die beiden Moidel und das alte Mandl in Dami's Schlafkammer. Des jungen Bauern eines Auge war dick geschwollen, sein Gesicht trug Beulen und rothe Flecken in Menge, er bedurfte sorglicher Pflege, und die jüngere Moidel

wollte durchaus das Meiste dabei thuen, weil um ihrentwillen sich die Rauferei entsponnen hatte, sie gab es nicht zu, als Dami's Häuserin sie ablösen wollte am Krankenbette.

„Hatte ihn nit angerührt, den türkischen Linus, als er auf mich losschlug, wie auf einen Ochsen! Er wäre auf den Wasen kommen und nicht ich, wenn das Raufen Rechtens gangen wäre, aber gegen seine Pfiffe und Kniffe kann Niemand!"

In diesen und ähnlichen Ausdrücken machte Damian zuweilen seinem Grimme Luft, bis er endlich in einen ruhigen, erquickenden Schlummer sank. Des alten Mandl's Miedel dachte mit Entsetzen daran, daß Linus der Angreifer gewesen war, sie vergaß, daß man ihn viel härter angegriffen hatte, als mit Faust und Stoßring, sie vergaß, daß er erst dann losschlug, als Damian von der türkischen Moidel redete, und das sanfte stille Mädchen, das allem Zank in Worten und Werken so abhold war, zürnte in ihrem Herzen dem jungen Passeirer. Der auffahrende, wilde Damian, der eine so gewaltige Liebe zu ihr hegte, wie er so stille im Bette dalag und schlummerte, gefiel ihr in dieser Stunde besser, als je zuvor, und wenn die Jungfrau mit sorglichen Blicken dem Burschen kühlende Leinwandläppchen auf Auge und Stirn legte, da keimte im Herzen des alten Mandl noch einmal die süße Hoffnung seinen Dami und seine Miedel dereinst durch das Band der Ehe vereinigt zu sehen.

Hätte der Alte sich aus dem Fenster der Kammer

gelehnt und umhergeschaut, er würde vielleicht eine weibliche Gestalt gewahrt haben, die seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben hätte. Die Kammer lag zur ebenen Erde, und das dichte Laub der Kastanie davor gestattete kaum den Sternen am Firmament, auf die Jungfrau herabzulugen, welche dicht an die Mauer des Hauses geschmiegt stundenlang dastand und nicht müde ward zu lauschen. Zaghaft, als wenn sie ein Verbrechen begehen wollte, war sie herangekommen; glücklich zur Stelle, getraute sie sich kaum, einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu machen, und jedes Mal, wenn ein lautes Wort von Damians Lippen kam, hob sich und senkte sich ihr Busen, und als er sanft entschlummert, als Nichts mehr für ihn zu fürchten war, nach den Reden der Andern, auch da blieb sie noch eine Weile wie gebannt. In den Gebüschen flötete die Nachtigall, Schmetterlinge umschwirrten das schwarzlockige Haupt der hohen, stattlichen Jungfrau, Glühwürmchen beschrieben, Funken gleich, ihre Bahn durch den mit balsamischen Wohlgerüchen erfüllten Raum. — — Die Lauscherin war die Wirthstochter von Schönna, Nothburga.

---

## Viertes Capitel.

## Auf dem Sandhofe.

Wenn Revolutionen ausbrechen auf kirchlich-politischem Gebiete, so ist es gerade, als wenn eine mächtige Bewegung hineinfährt in den Boden der menschlichen Gesellschaft. Derselbe erzeugt nicht mehr in stetiger Weise, sondern entwickelt eine besonders üppige Triebkraft, daß das Unkraut emporschießt mit furchtbarer Gewalt und unwiderstehlich zartere, nutzenbringende Gewächse erstickt. Aber dem edlen Obstbaume kann das Unkraut Nichts anhaben; mag es wuchern zu seinen Füßen, die wurzeln zu fest und tief in der Erde, als daß sie davon Schaden litten; mag es wachsen höher und höher, es reicht nimmermehr an seine Krone, und dieselbe Kraft, aus welcher Schierling und Stechapfel Nahrung schöpfen, nährt den Baum, daß er überreiche Fülle spendet der süßesten köstlichsten Früchte und der Gärtner im Anschauen der schwerbeladenen

Zweige, sich über die giftigen Kräuter tröstet, die darunter wachsen.

Der wahrhaft edle Mensch wird noch mehr veredelt, während im Ganzen und Großen an dem gerüttelt wird, was er für wahr und gut erkannte. Da durchdringt ihn erst die lebendigste Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Erkenntniß, sein Glaube wird felsenfest inmitten der Stürme, die ihn umbrausen, er fühlt, daß es gilt, einen Damm entgegenzusetzen der bösen Welt, er sieht es für seine Pflicht an, selber dazu mitzuwirken nach Kräften und in der Erfüllung dieser Pflicht tritt seine eigene Persönlichkeit gänzlich zurück hinter Gott, Fürst und Vaterland.

Der unedle grundsatzlose Mensch hingegen verliert dann nur zu oft auch denjenigen Halt, den ihm früher Religion und Gewohnheit boten. Er blickt nur auf sich, auf das Wohlergehen seines irdischen Theiles, glaubt er doch nicht an einen himmlischen. Er sinkt tiefer und tiefer; je gräulicher die Zerrüttung aller Verhältnisse um ihn herum ist, je mehr hält er sich für befugt, mit Allem zu brechen, was für ihn in früheren Tagen noch einen Anstrich von Heiligkeit hatte. Er sieht sein eigenes Ich im Einklang mit der Welt um ihn her, und ihm ist wohl dabei. Seine eigene Persönlichkeit mit ihren Lüsten und Begierden wird von ihm zum Gott erhoben.

Da, wo Unglaube und Untreue allgemein eingerissen sind, zeigen sich die, welche zu dieser Fahne schwören, wie sie sind, ja thuen groß damit vor Andern, die ihre Gesinnungen nicht theilen. An denje-

nigen Orten jedoch, wo solche Verderbniß nur noch wenige Opfer ergriffen hat, wo Glaube und Treue noch kein leerer Wahn wurden, halten es jene Opfer für nöthig, ihren innern Menschen zu verbergen, wenn sie nicht als Ausgestoßene behandelt werden wollen, Schafskleider anzulegen über ihre Wolfsnatur, unheiligen Herzens den Heiligen zu spielen. Aber gerade dieß beständige Zurschautragen einer Frömmigkeit, von der das Herz Nichts weiß, trägt in hohem Grade dazu bei, dasselbe noch mehr zu verderben. Fromme Worte auf den Lippen, Hohn und Spott im Innern, Aergeres gibt es nicht, den Menschen seiner Kindschaft zu Gott, dessen Ebenbild er ist, zu berauben und ihn zu Dem zu machen, was wir nicht unrichtig mit der starken Bezeichnung „Ausgeburt der Hölle" zu charakterisiren pflegen.

Seit Anbeginn der Schöpfung hat der Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman gedauert. Er flammt am Wildesten inmitten des Umsturzes alles Bestehenden! Da schreitet der Gott der Finsterniß furchtbar einher, gekleidet in Nacht und Graus, aber niemals flammt auch strahlender der segenspendende Ormuzd, der Gott des Lichtes, und sein ist am Ende doch immer der Sieg!

Jene gewaltige Umwälzung, welche während der letzten Decennien des vergangenen Jahrhunderts in Frankreich vorbereitet worden und zum Ausbruch gekommen war, welche die Häupter von Tausenden und aber Tausenden, darunter auch des Landesfürsten gesalbtes Haupt unter dem blutigen Messer der Guillo-

tine hatte fallen lassen, welche, alles Heilige verspottend in Werken und Worten, zeitweilig sogar den allmächtigen Gott leugnete und auf den kraft Decrete des souveränen Volkes erledigten himmlischen Thron eine feile Dirne als Göttin der Vernunft erhob, jene gewaltige Umwälzung hatte nicht verfehlt, sich mehr oder minder ebenfalls auf das übrige Europa zu erstrecken und sogar das abgeschlossene, felsenumgürtete Eiland im europäischen Ländermeere, das kleine Tirol nicht ganz verschont. Die Ideen der sogenannten Freiheit, von welchen die Träger der französischen Revolution, im Grunde unfrei im höchsten Grade, schmachtend in der schmählichsten Knechtschaft ihrer eigenen Begierden, beseelt waren, konnten allerdings ihrer ganzen Natur nach bei den strenggläubigen, treuen Tirolern nicht den mindesten Eingang finden, aber die Kunde davon drang wenigstens bis in diese entlegenen Thäler, flüchtige Geistliche und Edelleute kamen hierher, zuletzt suchten die Franzosen ihre goldene Freiheit auch den Tirolern aufzudrängen, und die Folge von allem Dem war, daß sich eine unbestimmte Furcht, eine quälende Unruhe der einfältigen Landleute bemächtigte.

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts tauchte in Frankreich aus dem wüsten Chaos ein einziger Mann auf. Der wollte nicht mehr seyn als die Anderen, er wollte frei seyn, aber er war klüger und stärker als sie Alle und setzte seinen Fuß auf ihren Nacken. Um jedoch vollkommene Freiheit zu erringen mußte er sich auf die umwohnenden Völker, ja das

Oberhaupt der Christenheit selbst unterthänig machen. Ihr Widerstand war bald besiegt, der fromme Pius ward in die Gefangenschaft geschleppt. Dieß Ereigniß erfüllte die Tiroler mit Entsetzen, mit den bangsten Ahnungen! Sie gingen nur zu sehr in Erfüllung! Der Druck, den der mit Napoleon verbündete Bayernkönig über Tirol ausübte, ward immer ärger; man verwundete gegen feierlich beschworenen Vertrag die Leute in ihrem Theuersten, man wollte ihre alten kirchlichen Sitten und Gebräuche umstoßen, und schwere Strafen wurden über diejenigen Priester verhängt, welche sich weigerten, ihre Hand dazu zu bieten.

Im Passeier sah es besonders traurig aus. Die Geistlichen der Gemeinde Sanct Martin waren theils gefangen, theils verjagt, wie wir im Prolog gesehen haben. Die Verwirrung und Trübsal war gränzenlos, die Thalbewohner wußten größtentheils nicht mehr, woran sie sich halten sollten. Aber die Blicke der Passeirer sowohl, wie der Bewohner manches andern grünen Thales richteten sich auf ein einfaches Bauerngehöfte am Ufer des schäumenden Seebachs, auf ein Wirthshaus, von dem in einer Zeit der Finsterniß, des Unglaubens, der feilsten Knechtschaft, ein heller Glanz ausging über Tirol, ja über ganz Europa! Der Wirth war ein schlichter, gottesfürchtiger Biedermann — meine Leser kennen ihn schon — Andreas Hofer! Schon mehrere Male weilten wir miteinander auf dem Sandhofe; betreten wir ihn wiederum, uns begegnet gleich ein guter Freund, des Sandwirths Linus.

Er hat sich schon vor längerer Zeit auf einer der steinernen Bänken niedergelassen, der sogenannten „Setzen," welche sich längs der Mauer des Hauses hinziehen, seitwärts von den beiden Treppen, unter denen der Keller liegt und die von ebener Erde zum ersten Stocke hinaufführen. Was rastet denn der junge Bursche so lange, da es doch mitten am Tage ist? Hat er einen weiten Weg gemacht, schwer zu tragen gehabt? Neben ihm steht ein Fischzuber, der ist nicht gar schwer für einen Burschen, wenn auch große Forellen drein sind; sie wurden auch nicht weit von hier gefangen, in Sanct Leonhard. — Schauen wir unsern guten Freund näher an, der uns so wohlgefiel im November des vergangenen Herbstes, als er spät am Abend Gsode schnitt und nicht nur Griesel, die Hauskatze, auf ihn lugte, sondern auch wir uns die Freiheit nahmen. Wahrlich, er sieht nit halb so gut aus, wie dazumal! Wir erinnern uns noch seiner blitzenden Augen: heute sind sie matt und schläfrig, — Gott sey's geklagt! — nach rosenrothen Wangen spähen wir auch vergebens. — Ein sauberer Bursch braucht just nit eitel zu seyn, aber er muß Etwas auf sich halten, nicht nur, wenn er zu seinem Madel geht, — dann versäumt er's nit so leicht, mein' ich, aber auch sonst. Unser Linus that es ehedem immer, heute jedoch gucken seine Ellenbogen aus den Joppenärmeln heraus, als wenn sie durchaus frische Luft schöpfen müßten, und der Hut ist gar keine Kopfbedeckung mehr, fort ist der Boden, ich weiß nicht, durch welchen bösen Zufall, ist nur so viel vorhanden, um die

Krempe festzuhalten. Vor Zeiten war der Hut wohl grau, mein' ich, zur Stunde hat er alle Farben, die Regen, Schnee und Sonnenschein so einem nur geben können. Eben wollen wir Linus fragen, weßhalb er ihn trägt, da kommt uns ein kleines, zehnjähriges Mädchen zuvor. Das trägt einen Kopfschmuck, kostbarer, als der schönste Hut in der ganzen Welt, dicke langherabwallende Zöpfe von kastanienbraunem Haar.

„Grüeß Di Gott, Linusle!" sagt lachend Rosine, des Wirthes Töchterlein, indem sie die Treppe herunterhüpft und dem Burschen beinahe auf den Schoß springt vor lauter Lust und Uebermuth. „Was Du doch seit etlichen Wochen für ein absonderlich Ding auf dem Kopfe trägst! Der Vater schenkte Dir erst unlängst einen neuen Hut, Du trägst ihn nit, und zwei alte hangen noch in der Kammer."

„Der meinige thut Dir nichts zu Leid, Rosel," entgegnete Linus in trübem, abwehrenden Tone.

„Wer redet davon? Ein Anderer schaut doch besser aus."

„Ich bewahr' mir die anderen auf später. Ein armer Bliether [1]), wie ich, muß gsparig seyn."

Rosine schwieg und sah mit ihren klugen Augen fragend den Burschen an. Da gesellte sich die alte, treue Magd des Hauses, Regina zu ihnen und nahm den Zuber fort mit den Worten:

„Hab' manch Hundert Forellen gesotten und gebacken aus unserm Bach. Gott weiß, das seyn da-

---

1) Armer Tropf.

raus vielleicht die letzten!" Seufzend ging sie davon und Rosine begleitete sie: mit Linus ließ sich ja nicht mehr scherzen und lachen, wie in früherer Zeit, er hatte sich gar zu sehr verändert, weßhalb, das wußte sie nicht so gut, wie wir es wissen, und hätte man ihr es mitgetheilt, für Derlei würde sie ja doch noch kein Verständniß gehabt haben.

Als der Bursche allein war, lehnte er sich an die Mauer des Hauses und blickte starren Auges unverwandt auf den Bach, und er schien erst zu gewahren, daß er einen Nachbarn erhalten hatte auf der Setze, als dieser ihn in höflichem Tone anredete:

„Verzeiht, daß ich Enk störe! Ihr schaut auf den Bach, als wenn Euch Gold und Silber hineingefallen wäre."

Linus sah den Sprecher an. Zum ersten Male in seinem Leben hatte man ihn mit „Ihr" angeredet. So pflegt man in den Tiroler Dörfern nur zu höherstehenden oder zu alten Leuten zu sprechen. Sein Platz war immer unter den Niedrigen gewesen; speiste er auch an des Sandwirths Tische als sein Pflegesohn; wie wenig er galt, das glaubte er recht aus der Weise zu erkennen, wie sich die beiden Moidel gegen ihn betragen hatten.

„Habt Ihr auf dem Sandhof Eure Heimath?" fragte sein Nachbar weiter.

„Ich hab' keine Heimath [1])."

---

1) Bei den Tirolern ist „die Hoamath" besonders der erbliche Haus- und Grundbesitz.

„Ich auch nicht.“

„Woher kommt Ihr denn?“

„Von Botzen. Hab’ ein Wörtl mit dem Sandwirth zu reden, gehe dann weiter über den Jaufen nach Innsbruck in Geschäften. Denke nach vierzehn Tagen wieder bei Frau und Kindern zu seyn.“

„Da habt Ihr ja eine Heimath!“

„Ich und Meinesgleichen irren immer in der Fremde umher, uns hat man längst aus der Heimath fortgetrieben an den Ufern des Jordan!“

Linus musterte das Gesicht seines Nachbarn etwas näher. Die Habichtsnase, Augen und Haare verriethen den Juden, und nun konnte er sich auch erklären, weßhalb ihn der in herrischer Tracht gekleidete Mann, mit blitzendem Goldreif am Finger so höflich behandelte. Die Juden waren von jeher nicht gerne bei den Tirolern gesehen. Die Innigkeit der katholischen Ueberzeugung, welche hier in dem Grade herrscht, daß die Tiroler es als ein altes, wohlverbrieftes Privilegium hoch anschlagen, daß Niemand, welcher der katholischen Kirche nicht angehört, sich in ihrer Mitte Grundbesitz erwerben darf, ist leider zuweilen bei den niederen Ständen mit Verachtung Andersgläubiger verknüpft. Vor fünfzig Jahren war dieß in noch höherem Grade der Fall. Die Juden standen auch durch manche Aeußerlichkeiten, welche seitdem geschwunden sind, den Christen schroffer gegenüber und bemühten sich deßhalb doppelt, durch Höflichkeit ihre Existenz unter ihnen angenehmer zu machen. Linus hätte sich früher vielleicht selber von seinem jüdischen Nachbarn abge-

kehrt, jetzt fühlte er sich von einem Menschen angezogen, der in der Welt rauh behandelt wurde, wie er.

„Seyn beide übel d'ran,“ sagte er, „aber ich dächt' am Uebelsten! War noch a klein's Bübel, da starb mir der Vater. Ein Jahr darauf ging ich mit der Mutter kirchfährten [1]) auf Moos. Der Bach war angeschwellt von Regen, die Mutter schritt über einen Steg, — ich selber war a Bißl voran gelaufen stand schon am andern Ufer, — da ward der Steg weggerissen vom Bach, die Mutter that einen Schrei, dann war sie hin, ist ihre Leiche auch nimmer funden worden.“

So machte der Bursche gegen den unbekannten Juden seinem gepreßten Herzen Luft. Das ist die Weise des Traurigen, wenn das besondere Leid, welches ihn drückt, sich weniger zur Mittheilung eignet, redet er von Anderem, mag es ihm auch ferner liegen, und inmitten seines Schmerzes ist ihm ein geheimer Genuß, sich selber so recht hineinzureden in Kreuz und Trübsal!

„Willkommen, Abraham!“ ertönte Hofers Stimme oben von der Treppe. Linus ging davon, der Jude stieg die Treppe empor, und der Sandwirth mußte in ganz besonderen Beziehungen zu ihm stehen, weil er ihn so freundlich bewillkommnete, wenn er auch an Kopf und Herz seinen Landsleuten zu sehr über-

1) wallfahrten.

legen war, um ihre gehässige Stimmung gegen die Israeliten zu theilen.

„Setzt Euch, Abraham," sagte er, nachdem er ihn in das für den Augenblick gänzlich menschenleere Wirthszimmer geführt hatte. „Wichtige Dinge führen Euch hierher. Habt Dank für Das, was ich schon erhielt, ist wohlverwahrt, und wird zur rechten Zeit seine Dienste thun. Ich werde Euch den bedungenen Preis zahlen und nit minder in Sanct Leonhard, Sterzing, Innsbruck und im Innthal alle Die, denen Ihr vom Sandwirth in Passeier einen Gruß bringt. Vorsicht, Vorsicht, Abraham! Es steht viel auf dem Spiele, wir wagen unsern Hals, und was noch viel mehr ist, es handelt sich um Tirol. So gute Kunden, wie wir, erhaltet ihr auch nit so leicht."

„So gute Kunden, sagt Ihr!" erwiederte der Jude, und sein Gesicht nahm den verschmitzten Ausdruck an, der seinem Stamme eigen ist. „Meint Ihr, der Jud' hab' keinen Hals zu verlieren. Hab den meinen so lieb, wie Ihr den Euren. Es handelt sich um Tirol, sagt Ihr? Bei den Erzvätern und den Propheten! Was seyn wir Israeliten Tirol schuldig? Ihr Tiroler habt uns angeschaut, wie Hunde! Müßt mehr zahlen in Zukunft, ich sag's Euch! Würde mir funkelnde Karolinen einbringen die schwere Menge, wenn ich so ein Wörtl fallen ließe gegen den Kreishauptmann, was in Euren Kellern verborgen wird, Ihr Tiroler Wirthe!"

„Redet nur so, weil's Euch um einen höhern Preis zu thun ist," entgegnete Hofer mit großer Ruhe.

„Daß Ihr kein Verräther seyd und niemals einer seyn werdet, weiß ich selber am Besten. Mein Vater, Joseph Hofer, schaute Euch nit an als einen Hund, da Ihr erkranktet unterwegs auf dem Sandhofe als junger Bursche, da er Euch pflegen ließ als sein eigen Kind, Euch Nichts berechnete für Kost und Quartier, sondern auch noch den Doctor zahlte, was Ihr schuldig wart."

„Und der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs höre nimmer auf, Euer ganzes Haus dafür zu segnen!" entgegnete der Jude in verändertem Tone. „Von Euch und Eurem Hause redete ich nicht!" und er bedeckte des Sandwirths Hände mit Küssen.

„Gelobt sey Jesus Christus, Ander!"

Abraham zog sich unwillkürlich in eine Ecke zurück bei diesem Gruße, kräftig hervorgestoßen von dem eintretenden Kraxenträger.

„In Ewigkeit!" entgegnete der Sandwirth. „Hast eine Kraxe auf dem Rücken, Strutzertohndel?" fuhr er fragend fort.

„Man muß auf alle Weise den Verdienst mitnehmen."

Der Strutzertohndel legte die Kraxe ab und nahm mit seinem Begleiter, einem Knaben an dem Tische Platz, auf den Hofer eine Halbe Wein stellte.

„War mit Branntwein nach Sterzing und will jetzt wieder nach Meran. Das Bübel da, mein Bruderssohn, hat den Ohm nit so oft, gab mir das Geleit hierher von Sanct Leonhard. Ich dachte in Sterzing Geschäfte zu machen für den Spätherbst, aber

der Malefiz-Spitzbube, der Lump, der Binder-Luis [1]) von Sanct Martin hat mir Alles vorweg genommen. Redete einmal vor etlichen Wochen gegen ihn davon, daß ich im October und November Branntwein hinüberbringen würde. Als ich nun komm' zu den Wirthen, ist der Lackel schon da gewesen, thut's um etliche Kreuzer billiger und mir geht der Verdienst fort. Der Binder-Luis ist ein Schurke, ich sag's nocheinmal!"

„Ohm, ich hab' Hunger!" sagte der Kleine neben ihm.

„Ander, Bretzeln her, soviel Du hast für den Nazi! [2]) Der Bub' dauert mich, Sandwirth! Mein guter Bruder ist todt und ich bin all' mein Lebtag a Lump gewesen und leb' dächt noch. Wenn ich eine Million hätte, ich nähm' mich des Buben an."

Der Strutzertohndel stürzte ein Glas Wein hinunter. „Was that ich dem Binder-Luis zuwider? Sag's mir, Ander!"

„Jeder schaut auf sich," sagte entschuldigend Hofer.

„Aber Du am Wenigsten. Sich so gleich davon zu machen über den Jaufen, die Galle läuft mir über, bei Sanct Crispin! — — Iß und trink, Bube!" — Der Strutzer beugte sich nieder zu seinem Neffen und streichelte ihm die rothen Wangen — „da hast zwei Silbersechser! Kauf' Dir was Schön's dafür! — — Sandwirth, ich sag's und bleib' dabei, das ist Betrug, der Binder-Luis ist a Schuft und a Betrüger! — — Da hast a paar Kreuzer für Birnen, Naz, oder hast etwa Pferscher [3]) lieber?"

---

1) Binder-Aloys. 2) Ignaz. 3) Pfirsiche.

„Nix unlieber, Ohm!“

„Da hast noch einen Kreuzer für Pferscher!“

„Abraham, warum drückt Ihr Euch so in den Winkel?“ sagte Hofer. „Setzt Euch zu uns!“

„Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs soll mich bewahren, daß ich mich vordränge, wenn Christengäste im Zimmer seyn.“

„Und thuest wohl daran, Jud,“ unterbrach ihn rauh der Strutzer. „Könnt sonst in Versuchung kommen, Dir einen ins Genick zu geben, wie ich's dem Binder-Linus möchte! — Max, geh hoam, die Mutter sorgt hübsch wegen Deiner! Richt' einen schönen Gruß an Sie aus! Schieb' so viel Bretzeln in Sack, als Du fassen kannst!“ Der Ohm half selbst mit einstecken, Max ging fort; als er die Thüre hinausging, trat der Binder-Luis über die Schwelle.

„Wie schaut's bei Enk Sanct Martinern aus?“ rief Hofer ihm rasch entgegen, um das Ungewitter zu beschwören, das ihm von Seiten des Strutzers drohte, dessen Stirne sich bereits mit düsteren Wolken bezog. „Wißt bald nit mehr, ob ihr Christen oder Heiden seyd, gelt Luis?“

„Und gibst Du uns Unrecht, Sandwirth, daß wir nit Kirchen gehen beim Hermeter?“ erwiederte er, sich dem Strutzer gegenüber niederlassend, der ihn grimmig ansah. „Haben Hochunserfrauentag noch nit vergessen! Hat nit umsonst das ewige Licht ausgelöscht, der Pater Ladislaus! Bei uns geht Niemand Kirchen, etliche anderswo, die wenigsten nach Sanct Leonhard,

und wenn ein Kind geboren wird, der läßt ihm die Frauentaufe geben.

„Unser Herrgott hat Schweres über das Thal verhängt," nahm Hofer das Wort. „Achtzehnhundert Seelen ohne Priester, Schwereres gibt es nit! O Brüder, laßt uns beten im Verein, alle miteinander, aus allen Kräften! Dieser Zustand kann nicht lange dauern, bei Gott ist Alles möglich. Wir können mit seiner Hülfe eine bessere Regierung bekommen. Ihr Sanct Martiner seyd übler daran, als wenn auf einmal nit ein Körnlein Brod zu finden wäre in Eurer ganzen Gemeinde. Des Priesters Worte und Verrichtungen sind Seelenspeise, und die fehlt Euch, da müßt Ihr schwach werden und lahm, Binder-Luis!"

„Aber Christen bleiben wir, dächt Ander," gab dieser getrost zur Antwort. „Vergäßen wir Eltern unser Christenthum, unsere Buben und Mädel riefen's uns wieder ins Gedächtniß. Mariä Geburt hielt ich mit den Meinigen Andacht, schon in der Fruh, wir beteten mitsammen und lasen in den heiligen Schriften. Ging dann a Weilele fort. Als ich zurückkam, hatte der Franzl, mein Bub, im Stübele einen Altar aufgebaut, mit Muttergottesbild und bunten Buschen drauf, schwang selber ein Rauchpfandl vor der Muttergottes. Hatte nit genug gehabt an dem, was wir mitsammen thaten, der Bub! — Leb' wohl, Sandwirth, bleib g'sund, Tohndel!"

Der Binder-Luis reichte dem Letzteren die Hand,

der drückte sie, als wenn sein bester Freund sie ihm gereicht hätte: Der Zorn war gänzlich von ihm gewichen, und Hofers Herz klopfte in freudiger Hoffnung bei dem Gedanken, daß inmitten gemeinsamer Trübsal und gemeinsamer Kämpfe alle seine Thalgenossen ihre besondere Zwistigkeiten vergäßen. Aber der Jude hatte schadenfroh den Reden der Männer gelauscht. „Die wehklagen, daß ihnen Priester seyn genommen und Kirchen, was hat man uns denn gelassen? Können nun fühlen, wie einem dann zu Muthe ist! — — Verrath üben wird der Abraham nit, aber mehr fordern für die Waare, dabei bleibt's!" — — Solche und ähnliche Gedanken stiegen in ihm auf. Dann verließ er mit dem Binder-Luis das Gemach und trat in die Kuchel, wo er Regina fand.

„Mit Verlaub, gebt mir die Judenpfanne," sagte er.

Regina holte eine große, schwarze Pfanne aus dem Speisegaden [1]).

„Ist kauscher," sagte sie spöttisch. Doch kaum hatte Abraham einen Blick hineingeworfen, so rief er: „Kauscher? Komme hier an hungrig und durstig, und das Geräth, darin ich will kochen Speise, ist nicht kauscher mehr! Wo seyn denn die Ebräischen Buchstaben drinn? Zeigt sie mir! Auch kein Kreide-Strichlein ist mehr zu gewahren!"

Die alte Regina fand sich zu einer lebhaften Gegenrede bewogen, und ein Zank wäre nicht ausge-

1) Speisekammer.

blieben, wenn sich nicht die Sandwirthin eingestellt hätte. Da schwieg der Jude, eingedenk Dessen, was ihm einst in diesem Hause an Pflege zu Theil geworden war und begab sich mit Eifer daran, die schwarze Pfanne wieder kauscher zu machen, da die Schriftzeichen, welche jeder Glaubensgenosse, wenn er sie gebraucht, darin zeichnen mußte, verwischt waren. Frische Scheite wurden in das Heerdfeuer geworfen, die Pfanne auf so lange hineingestellt, bis sie glühend geworden war, Asche hineingethan, endlich mit Wasser ausgespült. Aber die alte Magd murmelte:

„Seyn dächt nit, wie andere ehrliche Leut' die Juden, und meinen, man soll ihnen aufwarten, wie solchen!"

Die im Gastzimmer zurückgebliebenen Männer fuhren indeß fort, sich über die Lage des Thales Passeier und des Vaterlandes überhaupt zu unterhalten.

„Große Dinge werden vorbereitet," fuhr der Sandwirth im Verlauf der Rede fort. „Das neue Jahr wird Manches ändern, ob zum Bessern oder Schlechtern, das weiß unser Herrgott allein! Ein Jeder thue nur seine Schuldigkeit, der Erfolg ruht in Gottes Händen, und die gerechte Sache ist noch niemals zu Schanden worden.

„Erfuhrst Du Neues vom Prinzen Johann?" fragte der Strutzer.

„Erst vor acht Tagen war ein geheimer Bote von ihm auf dem Sandhofe, brachte mir allerlei mündliche Nachrichten vom Prinzen Johann und etliche geschriebene Worte von demselben, die mir sagten,

ich könne dem Boten trauen in Allem. Unser guter Kaiser Franz rüstet nach Kräften. Der Prinz Karl ist daran, bei den Soldaten zu bessern, was mangelhaft; werden es dieses Mal getrost aufnehmen können mit den Franzosen. Der Napoleon erhielt Kunde von den Rüstungen und ließ unserm Franz sagen, wenn er's nit einstellte, käme es sicherlich zum Krieg und" —

„Er hat's eingestellt?" unterbrach ihn lebhaft der Strutzer.

„O bei Leib! Davon ischt kei Red' nit! Jetzt geht's erst recht an! Der Franzl will um jeden Preis sein Landl Tirol wieder haben; ein großes Heer wohl gerüstet, wird in Langes [1]) aufbrechen und unser Prinz Johann an der Spitze stehen. Da kann's nit fehlen, Bue! Unser Landl gehört dem Kaiserhaus jetzt bald fünftehalbhundert Jahre, eine lange Zeit, mein' ich, und von allen Ländern im weiten Reich ist kein's so gehalten worden, wie wir, so beschenkt mit Gnaden und Freiheiten. Wir Bauern müssen auch dankbar seyn, das Unsrige thun nach Kräften und schon im Voraus bereit halten, was thunlich ist!"

Hofer rückte dem Strutzertobndel näher und flüsterte ihm längere Zeit etwas in's Ohr. Der Strutzer nickte dazu, und ein beifälliges Lächeln umspielte seinen Mund.

„Zuviel kann's nie werden," sagte der Letztere endlich laut. „Etliche Centner verbrauch ich allein, wenn's losgeht! Nun weißt Du's, Ander! Du und

---

1) Im Frühling.

ich, wir haben am wenigsten Ursach', uns zufrieden zu geben mit dem bayrischen Regiment! Hab' sie nit vergessen, die sechzig Stockstreiche, welche mir aufgezählt wurden im Julimonat, werde sie heimzahlen, wenn die Zeit gekommen ist. Und wer muß so zinsen und steuern, wie Ihr Wirthsleute? Ich nenn' keinen Acker mein, bei Euch ist's anders. Ihr Wirthe habt am Meisten Grund und Boden inne, aber die Frucht bringt's nicht ein, was Ihr steuern müßt. Jeder hält auf das, was sein ist, und mit Recht; halte ein gut Stück auf meinen breiten Rücken, Ander! Als ich mit der Kraxe über den Jaufen ging, da hab' bei jedem Schritt denken müssen, wie er mir blutig geschlagen ward. Dir schlägt man Grund und Boden blutig, der Rücken trägt auch deinen Erwerb. Derlei ist schon genug einen zu dem Stutzen zu treiben, sey es gegen den Bayernkönig, oder den Kaiser oder den heiligen Vater selbst." Der Strutzer knirschte mit den Zähnen vor Wuth.

„Mußt die beiden fortlassen, den Kaiser und den heiligen Vater," entgegnete Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeier mit hohem Ernst. „Schlag' mich selber nit so hoch an, Tohndel, darfst das auch nit! Der allmächtige Gott ist mein Zeuge: Wenn die Zeit kommt, daß ich den Stutzen zur Hand nehm', da nehm' ich ihn nit für mich, sondern für Kaiser und Papst, für das liebe, theure Vaterland und die Religion! O Bruder, wir müssen beten, die Gefahr für den Glauben ist groß! Und weil sie so groß ist,

wird's gar schwer halten, sie zu besiegen! Schöpfen aus uns selbsten nimmer die Kraft dazu, die muß uns aus der Höhe werden! Sie wird uns nimmer, wenn wir auf uns selbst pochen, wenn unsere gerechte Sache befleckt wird von unreinen Dingen, von Haß und Rache!"

Der Strutzer wagte keine Einwendungen, im Gegentheil, der riesige Mann, der auch sitzend den Sandwirth noch überragte, es war, als ob er während der letzten Worte desselben zusammensank, kleiner wurde dem großen Manne gegenüber, in dessen Brust die kleinlichen Dinge dieses Lebens so gar keinen Raum fanden, sondern wenn sie sich hineinstehlen wollten, sogleich verzehrt wurden, von dem heiligen Feuer der Begeisterung, welches dort für die edelsten, höchsten Güter der Menschen loderte!

An die Thüre ward geklopft, außergewöhnlicher Weise. Ein bayrischer Gerichtsdiener trat ein, er reichte Hofern einen Brief mit einem großen Siegel und entfernte sich dann sogleich wieder. Der Sandwirth brach das Schreiben, entfaltete und las es. Seine beiden Hände, welche das Papier hielten, begannen zu zittern, als er einige Worte gelesen hatte, aber still vollendete er, was er begonnen. Dann den Brief zusammenlegend schlug er die Augen empor und schaute um sich, und seine Miene war tief bekümmert. Noch bekümmerter wurde sie, als er neben sich seine Frau gewahrte, welche unbemerkt eingetreten war.

„Was bringt das Schreiben, Ander?" fragte sie.

„Nit viel Gutes, Weib! Tausend Gulden sind hin, die bayrische Regierung zahlt mir so viel weniger, als ich selbst gegeben für den Seebach und hat ihn für ihr Eigenthum erklärt.

„Auch das noch!“ brach der Strutzer aus. „So ein Unrecht ist himmelschreiend!“

„Müssen uns halt drin fügen,“ nahm die Sandwirthin das Wort, und zärtlich die Hand auf ihres Mannes Schulter legend, setzte sie hinzu: „Laß Dich daran nit niederbeugen, Ander! Wollen arbeiten von früh bis spat, das Geld wieder einzubringen.“

„Du sprichst mir Trost und Muth zu, Andel!“ sagte Hofer und seine Stimme bebte. „Hättest in Wahrheit eher Ursach, mich zornig anzufahren! Wer anders, als Du bat mich um des Himmels willen, den Kauf zu unterlassen, eher soviel Geld in Aecker hineinzustecken, als in den Seebach?“

„Gräm' Dich darob nit, Ander! Was kommen kann, ist nit alm voraus zu wissen.“

„Aber der Ander war starrköpfig, Frau, er brauste auf gegen Dich, statt auf Dich zu hören.“

„Du warst noch ein junger Mann, noch nicht der Sandwirth von Passeier, wie er dasitzt.“

„Ih geh' hoam!“ sagte der Strutzer. Kommen Dinge zur Sprache, die nur die beiden Eheleut' angeh'n, dachte er.

„Bleib Du nur noch a Weilele, Tohndel,“ entgegnete der Sandwirth erregt. „Du weißt, ich kaufte den Bach vom Kaiser für viertausend Gulden, soweit er reicht von Saltaus bis nach Moos. Die Andel

rieth mir von dem Kaufe ab von Anfang an, ich hörte nit darauf. Als ich am andern Morgen nach Meran gehen wollt', um Alles richtig zu machen, da bat sie mich am Abend vorher noch zum letzten Mal, das nit zu thuen, und ich ward wild, Tohndel, und ich lief an die Truhe meiner Frau, wo ich wußte, daß Beutel voll Kronenthaler lagen, die ihr die Mutter in Allgund gegeben hatte für unsere Kinder und — —"

„Fremde Leut' brauchen um die Sach nit zu wissen," unterbrach ihn die Sandwirthin.

„Der Tohndel ist uns kein fremder Mann," versetzte Hofer. „Du tröstest mich jetzt über das Geld, er soll sehen, was Du für ein Weib bist, Andel! — Also ich lief zu der Truhe und ich streute das Geld hin auf den Boden im Schlafkämmerlein und sagte, wolle nit anrühren einen einzigen von den Thalern zu dem Kauf. Mein Weib redete kein Wörtl mehr dagegen, der Kauf ward geschlossen. Jetzt will der Bayer die Fischerei an sich bringen, hat im Frieden versprochen, alle Rechte und Privilegien zu schützen, im Ganzen und Einzelnen und bringt mich dächt um tausend Gulden! Werde tief dadurch bekümmert, Tohndel, um meiner Frau willen! Will's gelten lassen als eine Strafe von Oben für meine Heftigkeit!"

Die Sandwirthin, die stille, ernste Frau, konnte kaum der Rührung Herr werden, die sie ergriff.

„War der erste und der letzte Zank in unserm Leben, Tohndel," sagte sie. „Sind uns in den übrigen siebenzehn Jahren nimmer zuwider gewesen."

„War der erste und der letzte Zank!“ wiederholte Hofer freudig.

„Und das können sich nur wenig Ehemänner rühmen,“ meinte der Strutzer lachend, „bist halt a Sonntagskind. — Tirol wird den Bayern nit lange mehr gehören und in Tirol fließt der Seebach!“

Während der Strutzer und Hofer noch eine Weile Zwiesprach miteinander pflogen, schoß Ersterem mehrere Male der Gedanke durch den Kopf. „Der Ander ist doch so recht einer von den Unserigen!“ Er hatte ihn noch lieber, als ehedem, ohne daß Hofer Etwas von dem Ansehen einbüßte, in dem er bei demselben stand.

Am Abend merkte Hofer, daß seine Frau etwas auf dem Herzen hatte und sich doch nicht getraute, mit der Sprache herauszurücken.

„Was hast Du heut, Andel?“ sagte er, als nach des Tages Arbeit das stille Schlafgemach beide aufnahm und die gleichmäßigen Athemzüge Gertrauds, ihres jüngsten dreijährigen Töchterleins, in dem strohgeflochtenen Bettchen neben der Eltern Lagerstatt verkündete, daß es bereits in tiefem Schlafe lag. „Du kimmst mir für, Weib, wie der Andre Hofer, da er, ein Auge auf Dich geworfen hatte, als Du ein bildsauberes Madel warst, und Dich fragen wollte, ob Du sein Weib seyn wolltest; aber die Frage blieb ihm abeweil im Halse stecken, bis er denn doch zuletzt sich Muth faßte.“

„Hab' Dir Etwas abzubitten,“ entgegnete die Sandwirthin mit stillem Lächeln.

„Was das wohl seyn mag?“ Nit soviel, als ich dazu Ursach' hatt' am heutigen Tage, mein' ich!“

„Hast ein einzig Mal aufbegehrt gegen mich in siebenzehn Jahren, Ander! Will Dir nit zum zweiten Mal Ursach' geben! Als wir mit dem Strutzerthondel dischkurirt hatten, da kam die Rosel zu mir und sagte, wo's denn doch in aller Welt beim Linus fehle, schaue aus zum Erbarmen. Du bist fein gegen ihn alle Tag', Ander; ich wär's nit seit der Rauferei mit des Stauders Dami. Bin Mutter, konnt' mich nit überwinden, als ich sah, daß er an dem Johann nimmer hängt, wie ehedem. Wir haben gelobt Elternstelle bei ihm zu vertreten! Ist mit der Lieb' gar absunderlich, wir wissen's Beide! Des Eigners Moidel steckt ihm im Kopf, man muß ihm was nachsehen! Hab's wohl gespürt, daß Dir's schiech' dunkte, wenn ich nit höflich war gegen ihn.“

„Hast Recht, Andel! Sey fein gegen s'Linusle, ich bin's auch! Aber der Bub' hängt sein Herz an ein Madel, daß er nur unlustig wird und träg. Geht ihm die Arbeit nie, wie sonst von Statten. Ich hab' schon so a Mittel im Kopf, daß ich den Buben wieder frisch mache, ein recht's Wort findet eine rechte Statt! — Die sich Feind seyn und zuwider, werden Freunde in gegenwärtiger Zeit, weil sie Alle einen Feind haben. — Werd' mir die Sache noch a Bissel überlegen! Der Linus ist krank, will ihn wieder g'sund und stark machen, verlaß Dich d'rauf.“

In den nächsten Tagen gab Hofer auf Linus ganzes Aussehen, Thuen und Treiben genau Obacht.

Was besonders an ihm auffiel, war die große Theilnahmlosigkeit an Allem, was ihm früher Interesse eingeflößt hatte, sey es Arbeit oder Unterhaltung: sein Gsedemesser galt ihm ebensowenig, wie seine eiserne Schwögel. Doch Eins erfüllte seinen Oheim mit großer Freude: Wenn er hin und wieder über die Noth der Passeier und des Landes überhaupt ein Wort fallen ließ, wenn er die eine oder andere Geschichte von neuer Gewaltthat oder Bedrückung der Bayern zum Besten gab, da war es, als wenn Linus aufwachte aus dem geistigen Schlafe, in dem er versunken war. Sonst nur redend, wenn er darum angegangen wurde, that er in solchen Fällen weitere Fragen und konnte sich ereifern über Das, was er vernahm. Kehrte auch das alte, träumerische Wesen bald wieder, Hofer wurde doch in der Ueberzeugung von der Heilkraft des Mittels bestärkt, das er gegen sein Siechthum anzuwenden gedachte, und der Besuch eines Verwandten der beiden Moidel, des Brühwirths von Sanct Leonhard, brachte den Entschluß, mit dem er sich trug, vollends zur Reife.

Das Gespräch kam auf das Wohlbefinden von Frau und Kind als einzigen Trost in dieser schweren Zeit und Hofer klagte gegen den Jugendfreund, vor dem er kein Hehl hatte, nur mit dem Linus sey er nicht zufrieden.

„Weil er sich raufte mit des Stauders Dami? Ander, Ander," und der Brühwirth hob den Finger neckend in die Höhe. „Das Roblen [1]) war vor Zeiten

---

1) Ringen.

Deine Sache wohl! Was war der Markt in Latsch [1]), am Montag nach Rosalie, wenn Ander Hofer, der erste Robler fehlte?"

„Das Madel, um derentwillen sich die Buben rauften, macht das Unglück! Hat früher auf den Buben g'schaut, jetzt niemer, und mit dem Stander hat sie dächt keine Bekanntschaft."

„Der Raffl wird d'ran Schuld seyn," meinte der Brühwirth.

„Macht der Bursche eine Heirath mit einem reichen Mädchen, das brav ist, wie des Eigners Moidel, ich für meinen Theil kann mich lei darüber freuen, aber selber dafür handeln, geht nit. — Du hast Recht der Raffl hat die Finger mit im Spiele, gönnt sich selbst am liebsten das Geld von Stiefmutter und Tochter! — Seyn Freunde, Brühwirth, ich hab' keine schlechten Absichten, such' keine reiche Frau für den Linus, die mir die Sorge für ihn abnimmt, Du kennst mich durch und durch. Der Bub' dauert mich, a jeds Mädel ist gut mit ihm berathen, Du hast mein Wort darauf. Du bist ein Verwandter von den Eigners. Kannst so ganz von Weitem, so ganz allmälig wirken für meinen Linus? Gottes Lohn dafür!"

„Wenn ich's nur vermöcht', Ander! Mein Weib und ich haben gar keinen Verkehr mit den Unterfartleisern. Luden sie ein gar oft, wenn sie Kirchen gehen Suntigs, Mutter und Tochter, aber nur ein, zwei

---

1) Latsch, Dorf im Vintschgau, wegen seiner Viehmärkte berühmt.

Mal im Anfang kehrten sie bei uns zu, seitdem nit wieder. Der Raffl hielt sie davon ab, wollte mir fürkommen. Die andern Vettern, die Kolbers, suchen sie eben so wenig heim. War blind auf beiden Augen, die Wittwe, als sie dem Fartleiser das Jawort gab! Mer war es a nit recht von Anfang an! Ist so ein sauberes Madel, die Tochter, und wird nimmermehr aus dem schiechen Thal herauskömme, mein' ich, und dem Linus gibt er sie erst recht nit, zeigte genugsam, wie er dem gesonnen ist, als er ihn beim Landrichter verklagte! — Hab' den Raffl alm nit leiden können, aber vor ein Paar Tagen ist mir das Grausen ankommen neben ihm; hätt' ich früher gewußt, was ich jetzt weiß, wär' zu der Wittib ungerufen gangen und ungefragt und hätt' sie gebeten bei allen Heiligen, von ihm zu lassen.

„Ich bitt' Di, was ist's denn, Brühwirth?" rief Hofer erschreckt.

„Nix weiter, als daß der Raffl ein Lump ist und ein Heuchler, wie nur einer im Pseier. Weißt selbsten, wie er sich alm fromm anstellt und die Augen verdreht vor jedem Crucifix, wenn Leut' es sehen können. Den Erchtig [1]) kam er nach Monaten zum ersten Male wieder zu mir, a Seitel trinken. Hatte schon einen Tschak [2]), als er in die Stuben trat und auch sein Camerad, der Peter Ilmer von Sanct Martin. Der Tschak ward immer ärger, der Raffl

1) Dienstag (Hertha-Tag). 2) „Er hat einen Tschak" sagt man im Passeier für: „er ist betrunken."

wußte niemehr, was er redete, er redete, wie's ihm zu Sinns ist alle Täg. Der Wein bekam die Herrschaft über seine böse Zunge, und das bekam sie nie zuvor, soviel ich weiß! S' war noch früh am Morgen, muß ihm ganz etwas Absunderliches zugestoßen seyn, dem verschmitzten, schlauen Burschen."

„Aber was hat er denn geredt?"

„Hatt Kaiser und Papst kein gutes Haar lassen, sag' ich Dir. Wären wohl berathen, die Sanct Martiner, daß sie nur einen Geistlichen hätten, den Hermeter; die seyn dächt zu nix Anderm nutz, als zu fressen und zu saufen von Dem, was wir Bauern verdienten und allerlei Stücklein den Leuten vorzuplauschen, woran kein wahr's Wörtl sey. Genug, Ander, es war schauderlich, wie's zuging! Die meinige Basel und ihr Madel liegen mir seitdem alm im Sinne! Dem Kolber hab' ich's auch derzählt. Wern rathen und helfen, so viel wir können, wenn sie uns einmal darum angehen, für jetzt hat unser Herrgott allein die Sorg' für die beiden Weibsbilder in dem wilden Fartleis!"

Solche Mittheilungen konnten nicht verfehlen, auf den Sandwirth den allerschmerzlichsten Eindruck zu machen, auf ihn, der ja, wenngleich in der besten Absicht von der Welt, dem Raffl zu seiner Verehelichung mit der Wittwe Marie Eigner die Hand geboten hatte. Schon oft war ihm die Reue gekommen über Das, was er in einer schwachen Stunde gethan, aber niemals heftiger als jetzt. Mit den zweihundert Gulden, die er Raffl gegeben, war vielleicht von ihm ein

ganzes Leben voll Trübsal und geknickter Hoffnungen für eine Mutter und ihre Tochter herbeigeführt worden, und endlich noch für Den, der ihm selbst so nahe stand, für seinen Pflegesohn. Das Alles bewegte tief das weiche Herz Hofers, aber dem Sandwirth von Passeier wohnte auch die markige Kraft, die Selbstüberwindung und Entschlossenheit des Passeirers inne, und kaum hatte der Brühwirth von Sanct Leonhard den Sandhof wieder im Rücken, so stand Hofer neben derjenigen Person von den Dreien, welchen er, der allen Menschen gerne hilfreich war, so großes Leid hatte mitbereiten helfen, neben derjenigen, die sich wenigstens in seinem Bereich befand, an der er auf der Stelle wieder gut machen konnte, was er versehen hatte, neben Linus.

Des Burschen Platz war wieder bei der Gsodebank, er verrichtete seine gewöhnliche Arbeit, jedoch träge und verdrossen. Hofer trat auf ihn zu; die Miene eines Vaters kann nicht wohlwollender seyn, wenn er mit dem einzigen leiblichen Kinde über wichtige Dinge, die es betroffen, sich unterhalten will. Er forderte Linus auf, für eine Weile zu rasten und sich an seiner Seite niederzulassen auf der Söllerbank vor dem Thore.

Der Oheim begann zu ihm von seiner Liebe zu reden, und wie so gar keine Hoffnung vorhanden sey, daß seine Wünsche sich erfüllten; — im Stillen hatte er sie selber noch nicht ganz fahren lassen, aber im Hinblick auf den Gemüthszustand seines Pflegesohnes hielt er es für das Beste, sie ihm zu benehmen. „Daß

der Bue sein Mädel gern hat, Linus," fuhr er fort, ist unserm Herrgott schon recht, aber ist ihm nit recht, wenn wir sein Geschöpf lieber haben, als ihn. — Schau, mein Sohn, das Beten ist brav, unser Schöpfer verlangt, daß wir öfters dischkuriren sollen mit ihm, daß wir zu ihm sagen sollen; ich hab' Di gern! Dazu hat uns die heilige Kirche den Nuschter [1]) geben mit den vielen Perlen dran. — Dächt Beten ist nit alm genunk, sollen auch Etwas thun für unsern Herrgott. — Der Bue, der sein Madel so recht gerne hat, der hupft auf vor Freud' noch lange Zeit nachher, wenn er ihm einen großen Dienst hat leisten gekönnt, etwa 's Feuer gelöscht im Haus, wo das Madel wohnt, und die Flammen seyn emporgeschlagen über ihm und zur Seiten und haben ihm verbronnen Gesicht und Hände. Linus, bischt a braver Bub gelt? Hascht unsern Herrgott lieber, als Alles sücht auf der Welt? Hab' ich Recht oder Unrecht?"

„Hascht Recht, Ohm!"

„Lohs [2]), Bue! Der hat sich selbsten ein Haus gebaut, das ist die Kirche, und die steht jetzt in Flammen, da glüht's und kracht's alleweil. — Du weißt, wie's den geistlichen Herren gangen ischt überall im Landl, wie's in Sanct Martin zugeht. Unser Herrgott hat sein Haus gern, zu Asche wird's nit, ischt keine Gefahr, aber 's ist unsere Pflicht und Schuldigkeit mitzuhelfen beim Löschen, den bösen Feinden von ihm, die's angezunden auf den Leib zu rücken. —

1) Rosenkranz. 2) Höre zu.

Dazu braucht's aber Kraft und Muth, Linus! Den Kopf hängen lassen, an die Weiberleut' denken, selle ischt nix! Losgehe wird's in Langes gegen die Bayern, da muß Alles mithelfen, auch Du! Willst Du wohl?"

„Warum denn nit, Ohm?" Linus trübe Augen begannen zu glänzen.

„Bue, wir Pseirer und Etschländer seyn schon jetzo alleweil thätig gegen den Feind, der Sandwirth von Passeier auch. Hast noch nix g'hört, davon, gelt?"

„Ich weiß nix! O sagt's mir! Was geschicht? Ih bitt' Enk!"

„„Hätt's Dir schon seit langem gesagt, aber hab' mir gedenkt, daß Du's einmal ausplauschtest vor Leuten, die's nit angeht."

„O bei Leib! Werd's schon für mich behalten!" entgegnete der Bursche und warf seinen Kopf zurück in den Nacken, und seine Wangen bekamen Farbe; dann wurden sie noch viel röther, aber den Kopf ließ er a Bissel sinken: er schämte sich, daß der Ohm so gering von ihm gedacht hatte.

Dieser neigte sich zu ihm und sagte leiser:

„Liegen schon zehn Centner Pulver im Keller, Linusle, daß wir unsere Stutzen brav laden können gegen die Bayern, wenn's losgeht. Seyn gekauft von Abraham, dem Juden, der vor etlichen Tagen hier war. Auf Saumrossen und Mulen ist das Pulver in Branntweinlageln heimlich hierher geschafft worden. Nachts kam's an. Ließ dazumal den Linus schlafen. Heut' Nacht kommt wieder ein Saum mit

Pulver, und auch noch Stutzen dazu! Da ist der Linus wach, mein' ich, und wir bringen mitsammen den scharfen, schwarzen Branntwein in den Keller, und seyn mitsammen lebfrisch [1]), und ringfertig [2]), wie man's seyn muß bei der Arbeit!"

Hofer täuschte sich nicht; einen besseren Gehülfen, als seinen Linus hätte er in der folgenden Nacht nicht bekommen können. Sein Mittel, das Siechthum des Burschen zu heilen, bewährte sich vortrefflich; aber daß Linus während Amt und Predigt zuweilen nach dem Platze in der Kirche lugte, wo der Bauer von Unterfartleis mit Frau und Tochter zu seyn pflegte, daß seine Gedanken nicht immer auf dem Sandhofe oder gegen den Bayern und den Napoleon gerichtet waren, wer wollte ihm das verargen? Sein Pflegevater gewiß am Allerwenigsten.

---

1) In der That ein wunderschönes, bezeichnendes Wort im Tiroler Dialecte, vielleicht das schönste: frisch im Leben, für das Leben, durch und wie das Leben.

2) schnell.

## Fünftes Capitel.

### In Fartleis.

Tausendgeruch und Veigelen gedeihen auch in den wildesten Hochthälern der Alpen, wenn die Hand des Menschen sie sorgsam hegt und pflegt. Die, welche bei dem alten Mandl in Schönna das Schlafkämmerlein von Mutter und Tochter geschmückt hatten, dufteten jetzt in dem einzigen, niedrigen Fenster des kleinen Gemaches, welches die jüngere Moidel in Unterfartleis bewohnte, und was mußten sie nicht Alles ersetzen, seit beim Rößlwirthe zu Meran das Hochzeitmahl von Franz Raffl und seiner jetzigen Frau gehalten und von ihnen hierher übergesiedelt worden war! Obwohl auch an diesem hochgelegenen Orte laue Sommerlüfte wehten, die Spitze des Madatsch beinahe gänzlich von Schnee entblößt war und Berg und Thal prangten in saftigem Grün, — das Etschland bot andere Bäume und Blüthen, als Fartleis. Dieser Gedanke kam der jungen Moidel gar oft, und

wenn er ihr kam, so wurden ihre blauen Augen trübe, und sie mußte sich Gewalt anthuen, um nicht in Thränen auszubrechen. Aber nicht selten beugte sie dann ihr blondes Köpfchen über die Blüthen von Tausendgeruch und Veigelen, Tropfen hingen dann später daran: von deren Quelle wußten die Blüthen wohl!

Hätte die Jungfrau wenigstens eine einzige Bergspitze des Etschlandes von ihrem gegenwärtigen Wohnorte aus erblicken können! Aber nach Süden, wo die Etsch strömte, starrten jähe Felsenmauern gen Himmel, und wenn man den Blick thalabwärts nach Westen richtete, so hatte man allerdings die jenseits der Passer liegende Bergkette vor Augen, aber zur äußersten Linken erhob sich erst der Madatsch; soweit trat der linke Seitenflügel des Fartleiserthales vor. Der Jungfrau erschien dasselbe, wie ein Gefängniß. Gewohnt, weit umher zu schauen nach allen Himmelsgegenden, wollte es ihr bedünken, als wenn an diesem Orte ihr Herz zusammengepreßt, als wenn die Steinkolosse auf ihre Brust gewälzt würden, und von unsäglicher Bangigkeit ergriffen, konnte sie oft tief aufathmen.

Der neue Wohnort, auch abgesehen von seiner wilden, einsamen Lage, war keineswegs geeignet, sie mit dem in ihrem Leben eingetretenen großen Wechsel auszusöhnen. Gleich am Tage ihrer Ankunft ward sie durch die Kleinheit und schlechte Bauart des Gehöftes auf das Traurigste überrascht; hatte doch die Mutter es früher auch in ganz anderem Lichte erblickt. Es bestand aus Gebäuden, die von Alter gebräunt

und verwittert waren. Das Wohnhaus mit steinernem Unterbau und hölzernem Oberhause hatte ganz kleine Fenster und außer der Küche, rechts vom niedrigen Eingange, zur Linken ein Wohn- und ein Schlafzimmer. An der einen Seite lagen Stall und Stadel, gerade vor zwei „Kasten," kleinere Gebäude von Holz, von denen das eine dem Sohne vom Hause und dem Knechte als Schlafstätte diente, das andere der Tochter Gemach und einen Raum für Ackergeräthschaften in sich begriff [1]). Zu den Verbesserungen, welche Franz Raffl vor dem Besuche der Schönnaer Wittwe unternommen hatte, gehörte ganz besonders auch die Umgestaltung desjenigen Kastens, welchen die Stieftochter bewohnen sollte. Nicht mit Unrecht hatte der schlaue Mann von einem freundlichen, behaglichen Raume für die einzige Tochter die günstigste Rückwirkung auf die Mutter gehofft. Die Aufmerksamkeit Raffls und das Schlafgemach als solches, beides hatte der Wittwe ausnehmend gefallen und sie auch nicht verfehlt, ihrer Tochter davon zu erzählen. Viel zu berichten war allerdings nicht, aber die hochlehnigen Holzstühle, mit Nelken und Rosen bemalt, der eine gepolsterte Stuhl vor dem neuen, saubern Tische von Zirmenholz, die weißen Vorhänge vor den blanken neuen Scheiben des einzigen Fensterleins, die Heiligenbilder an der Wand und die Andachtsbücher auf dem Rihg über der Thüre,

---

1) Der Hof Unterfartleis war im Jahre 1858, in welchem ich das Thal bis zum Fuße des Madatsch, der dasselbe abschließt, durchwanderte, im Allgemeinen noch ebenso, wie zur Zeit Franz Raffl's.

das waren Dinge, die immerhin Anerkennung verdienten, und Franz Raffl gewann durch sie von vorne herein das Herz von Mutter und Tochter in gleicher Weise. Aber wenn die Letztere sich das Nebenhaus des alten Mandl vergegenwärtigte, was war dagegen der Hof von Unterfartleis? Sie begriff nicht, wie die Mutter sich hatte entschließen können, hierher zu ziehen, aber sie hütete sich wohl, davon ein Wörtchen gegen dieselbe laut werden zu lassen.

Wenn der Mensch aus früheren, lieben Verhältnissen herausgerissen in andere versetzt wird, in denen er sich weniger glücklich fühlt, so wird allerdings zuweilen die Herbheit seiner Stimmung durch die Erinnerung an die Vergangenheit gemehrt, zuweilen bietet diese aber auch einen Trost, welcher die trüben Stunden der Gegenwart versüßt. Besonders ist Letzteres der Fall, wenn die Gedanken sich mit theuren Personen beschäftigen, die man in der Ferne zurückließ und von denen man weiß, daß auch sie in gleicher Art manchen Augenblick ausfüllen. Dieser geistige Verkehr hat einen hohen Werth, aber, wie ja fast Alles Licht- und Schattenseite besitzt, so hindert andererseits jener rege Verkehr, daß man sich bald in die Zustände einlebt, in denen man sich einmal befindet, sich schnell an die Menschen gewöhnt, die einen umgeben. Die verlassenen Freunde, mit denen man in Gedanken die fremde Scholle bevölkert, sind einem so lieb, daß man es sich gar nicht angelegen seyn läßt in engere Beziehungen zu Denen zu treten, die einem vor Augen stehen, als denn das Zusammenseyn

mit ihnen das gerade unumgänglich nothwendig macht. Bei der jüngern Moidel war das nicht der Fall. Der lieblichen Fluren von Schönna und Meran gedachte sie allerdings sehr oft, nicht minder ihres greisen, treuen Freundes. Aber mit dem Vater tauchte auch zugleich der Sohn in ihrer Seele auf und damit allerlei traurige Vorstellungen, die nicht gesucht, sondern geflohen seyn wollten. Der günstige Eindruck, den Damian am Abend nach der blutigen Rauferei mit Linus auf sie gemacht hatte, war nur ein augenblicklicher gewesen und hernach gar bald durch die Heftigkeit des jungen Bauern verwischt worden; es schmerzte die Jungfrau tief, des alten Mandls Wünsche nicht erfüllen zu können, und die Wirthsburgele endlich, früher ihre beste Freundin, sie hatte sich auch während der letzten Tage so gereizt gezeigt, daß sich eine Kluft aufgethan zu haben schien bei den Freundinnen, die auch nicht durch den zärtlichen Abschied ausgefüllt wurde, der in der Trennungsstunde in der That ihnen beiden von Herzen kam.

Wie waren denn der Jungfrau Gefühle Linus gegenüber beschaffen? Am steinernen Steg diesseits Meran und unter dem Nußbaum unweit von Schönna war auch ihre Liebe vollständig geweckt worden und hatte Ausdruck gefunden. Aber diese war noch zu neu und Moidel eine zu wenig kräftige, entschiedene Natur, als daß die unmittelbar darauf folgende Rauferei ihr einen nicht bedeutenden Stoß gegeben hätte, wie wir bereits im vorletzten Capitel gesehen haben, und nach der Verheirathung ihrer Mutter

trat der Gegensatz, in dem das Benehmen Franz Raffls zu den Reden des Linus über ihn stand, so stark hervor, daß auch ein klügeres Mädchen als Moidel in ihrem Urtheil über Linus hätte mißleitet werden müssen. Wenn dieser davon gesprochen hatte, daß Raffl seine Wirthschaft vernachlässige und sich in Buschen und Wirthshäusern umhertreibe, so schien das eine vollständige Verleumdung zu seyn oder die Liebe zu ihrer Mutter hatte eine gänzliche Veränderung bei ihm hervorgebracht. Niemand konnte sich mehr zu Hause aufhalten, eifriger den ländlichen Beschäftigungen obliegen, als er, freilich aus Gründen, die Frau und Stieftochter gleich unbekannt waren. Theils machte das Pasquill, das auf ihn abgefaßt worden war, noch immer die Runde. Aeußerst komisch und schlagend abgefaßt, wie es die Passeirer so meisterhaft verstehen, ward es in den Schenken vielfach zur Unterhaltung vorgelesen. Wenn Raffl irgendwo unvermuthet eintrat, war er nicht sicher, daß er von den Gästen erst bemerkt wurde, wenn er bereits allerlei unliebsame Ausfälle auf seine werthe Person mit den borstenartigen Haaren, den kleinen Augen, die auch an Borstenthiere erinnerten, und dergleichen gehört hatte. Alle verstummten zwar, wenn der gefürchtete und gehaßte Mann eintrat, aber das machte die Sache nicht besser, und Raffl blieb lieber daheim. Statt sich dort auf der Ofenbank zu strecken, legte er selbst eifrig mit Hand an, um Absichten zu erreichen, die ihn dann später des Arbeitens gänzlich überheben sollten. Hatte er doch lediglich die Wittwe ihres Geldes wegen ge=

heirathet. Mit Schulden überhäuft und ein Freund von Lebensgenüssen aller Art, lag ihm daran, so vollständig wie möglich in den Besitz des Vermögens seiner Frau zu kommen, und schon bald nach der Hochzeit deutete er auf Dieses und Jenes, was darauf Bezug hatte, hin. Seine Frau, wie sehr sie auch von ihm eingenommen war, hatte doch zu viel Verstand und Mutterliebe, um ein Vermögen, das ja später ihrer Tochter zufallen sollte, irgendwie aufs Spiel zu setzen. Daß Raffl weniger wohlhabend war, als sie früher vermuthet hatte, erkannte sie bald, wollte auch mit den Zinsen ihres ohnehin nicht sehr bedeutenden Capitals ihm nach Kräften unter die Arme greifen, zu weiteren Schritten jedoch, die ein unbedingtes Vertrauen auf ihren Mann voraussetzten, konnte sie sich nicht so schnell entschließen, und ein solches zu erwecken und zu stärken, darauf war Raffls ganzes Bestreben gerichtet. Deßhalb arbeitete er auf Feld und Wiese im Schweiße seines Angesichtes, und wenn dann Abends bei seiner Heimkunft die Frau zu ihm sagte: „Was willst denn um's Zeitliche reißen [1]), Franz? Haben's, Dank Gott und allen Heiligen nit von Nöthen!" Dann triumphirte er innerlich, der Erfüllung seiner Wünsche wieder um ein gut Stück näher gerückt zu seyn. Dergleichen kam Mutter und Tochter natürlich nicht in den Sinn, Linus erschien als ein verläumderischer, zänkischer, leidenschaftlicher Bursche in ihren Augen, und wenn er beim Verlassen

---

1) Was willst Du so angestrengt arbeiten!

der Kirche zu Sanct Leonhard, nach dem Gottesdienste seine dunkelblauen Augen auf die Geliebte geheftet hatte, da schweifte ihr Blick, war sie in Fartleis angelangt, wohl zuweilen thalabwärts, — nicht weit von der Mündung des Thales in das Passeier lag ja das Gehöfte „am Sand,“ — aber Raffls scharfes Auge gewahrte das bald. Er war dann doppelt freundlich, und so ganz nebenher kam eine kleine Geschichte, wie da und dort wieder eine Rauferei vorgefallen, des Sandwirths Linus sey auch mit dabei gewesen, wie gewöhnlich.

Somit war also von einem geistigen Verkehre mit ihren alten Bekannten und Bekanntinnen bei der Jungfrau wenig die Rede. Ein solches Hinderniß sich schnell an die Menschen, die sie jetzt umgaben, zu gewöhnen, fiel weg, und die Wildheit des Thales, die Beschränktheit des Hauses diente nur noch mehr dazu, daß sie sich eng an Stiefvater und Stiefbruder anschloß. Ihre Muter erfreute sich herzlich über die liebevolle Behandlung, die ihr von Raffl zu Theil wurde und war ganz damit einverstanden, daß derselbe dahin wirkte, daß sie ihr Herz nicht wieder an den armen Pseirer Burschen hing.

Monate waren bereits seit der Hochzeit Raffls verflossen. Auf dem Hofe Unterfartleis sollten Waldarbeiten vorgenommen werden und die jüngere Moidel erbot sich am vorhergehenden Abend von selbst, dabei behilflich zu seyn. Das Nachtmahl war eben vollendet. Die Familie saß noch um den großen Tisch in der Wohnstube, deren Hauptschmuck in Glasbil-

dern bestand, welche die heilige Jungfrau und die heilige Dreifaltigkeit darstellten, und in Oelzweigen und „Palmkatzlen“ unter der Decke. Jene, von den Olivenbäumen am Gardasee stammend, bilden noch jetzt, wie ehedem, in der Woche vor Palmsonntag, an dem sie vom Priester geweiht werden, einen beliebten Handelsartikel im Passeier und anderen Tiroler Thälern; diese, nichts Anderes als Weidenkätzchen und ebenfalls geweiht, vertreten die Stelle von Palmzweigen, und mit beiden pflegt geräuchert zu werden, wenn ein Hochgewitter im Anzuge ist.

„Wollt'st Dich abplagen im Walde von früh bis spat?“ sagte Raffl, als seine Stieftochter sich zur Hilfeleistung am morgenden Tage erboten hatte. „Selle warr schiech, Madel! Könnt's nit mit anschau'n!“

„Bin nit kommen mit der Mutter, um zu essen und zu faullenzen, gelt Mutter? hab' in Schönna auch alm gearbeitet. Mich dunkt's so fein im Wald, daß Ihr mich mitnehmen müßt.“

„Wenn's Dir fein dunkt, warum denn nit? Was unser Madel will, das geschicht, Frau!“

Die Mutter sah mit freundlichen Blicken auf Mann und Tochter und dankte im Herzen Gott für die glückliche Wahl, die sie allem Anscheine nach getroffen hatte. Laut sprach sie:

„Bist zu höflich gegen das Madel, Franz! Geht in den Wald zu wirken und nit zum Vergnügen. Das Umherlungern ist sei' Sach' niemals gewesen, hat sich alm am Liebsten daheim aufgehalten, im Hause

ruhig gewirkt, daß ich mir oft gedenkt hab': die Moidel würd' so recht eine Klosterschwester abgeben."

Es war ein Glück für Raffl, daß weder Frau noch Tochter ihn gerade ansahen, als die letzten Worte gesprochen wurden. Solch' eine maßlose Freude blitzte auf in seinen Zügen. Christoph, sein elfjähriger Sohn, gewahrte sie; er war zu eingeschüchtert, um ein Wort darüber fallen zu lassen; nur äußerst erstaunt schaute der Knabe zu dem Vater empor. Das war dem auch schon nicht recht.

„Mach', daß Du fortkommst, Bue!" herrschte er ihn an, „und gib den Gais zu fressen."

„Haben schon Brennesseln bekömme, Vater, zum Nachtmahl," antwortete der Bube, und Moidel sagte:

„Der Stoffel rastet noch a Weilele, hat sich genug tummeln müssen mit den Gais, wird müd' seyn."

„Schon recht," erwiederte der Stiefvater, gute Miene zum bösen Spiele machend. In süßlichem Tone fuhr er fort:

„Dein leiblicher Bruder könnte Dir nit lieber seyn, als Christoph, Moidel! Was die Mutter und Du an dem Buben thun, das ist erstaunlich. Vergelt's Gott im Himmel auf, vergelt's Gott tausendmal!"

„Mach' nit lange Reden über Dinge, die sich von selbst verstehen," sagte die Mutter, aber die Lobsprüche ihres Mannes hatte sie gerne gehört.

„Also Du hast Dir gedenkt, Frau, die Moidel würd' so recht eine Klosterschwester abgeben?"

„O bei Leib!" rief Christoph erschreckt aus. „Ist kein Kloster in Fartleis und fortgehen darfst Du nit!"

Der Vater hätte ihn gerne wieder angefahren, er getraute sich jedoch nicht. Die beiden Moidel bildeten wenigstens für jetzt eine Art Schutz und Schirm für den Knaben, und Raffl wagte nur halb schüchtern die Worte:

„So kleine Buben, wie Du, Stoffel, müssen nit alm d'rein reden!"

„Mach' Dir keinen Kummer, Bue," sagte das Mädchen, „denk' nit d'ran, in's Kloster zu gehen!"

„Und Du hast auch niemals daran gedacht, mein Madel?" — Raffl redete in so recht väterlichem Tone. — „Muß Deiner Mutter in Wahrheit Recht geben. Wenn man Dich anschaut, Dein feines, frommes G'sichtl, so kommt's einem in den Sinn wider Willen, um so mehr, weil man Dich so recht lieb haben muß. — Dieß wilde Thal taugt Dir nit. Dachte das schon, ehe Du hierher kamst, hätte christlicher gethan, wenn ich Deine Mutter nit 'heimgeführt hätte nach Fartleis und Ihr wäret beide geblieben, wo die Feige reift und die Traube. Aber man ist schwach, Madel, wenn man liebt, wie ich. —" Raffl blickte seine Frau an, wie ein neunzehnjähriger Bursche sein Mädel. — „Wenn man liebt, wie ich, denkt man nur an sich und nit an Andere. So geht's in der Welt!" — Raffl seufzte. — „Fartleis ist wild, die Welt ist böse, der himmlische Bräutigam ist für so a frommes Madel wie Du, die rechte Zuflucht. Will Dir eine Geschichte derzählen, mein Kind, die

wird Dir Freude machen und der Mutter. Da war einmal ein adliger Jüngling, der ging in das Haus des heiligen Bernardus, um dort ein gottgeweihtes Leben zu führen. Darob ergrimmte der Vater und schwur, das Kloster zu zerstören, wenn ihm sein Sohn nicht ausgeliefert würde. Da trat sein Sohn zu ihm und sagte: Vater, es herrscht eine alte, schlechte Gewohnheit in Euerem Reiche; wenn Ihr die ausrottet, will ich Euch folgen, und der Vater schwur, sie auszurotten, wäre sie auch noch so tief eingewurzelt. Die alte Gewohnheit ist, daß ebensoviel Jünglinge sterben als Greise in Euerem Lande, erwiederte der Sohn. Da ging der Vater in sich, erkannte den höheren Beruf seines Sohnes und ließ ihn ruhig im Hause des heiligen Bernardus.

„Seyd gerad das Gegentheil von jenem Vater," versetzte Moidel mit ihrem sanften Lächeln. „Der wollte seinen Sohn nit in's Kloster gehen lassen, Ihr rathet mir dazu."

Die Mutter, welche andächtig zugehört hatte, erwachte jetzt erst eigentlich zum Bewußtseyn Dessen, worum es sich handelte.

„Wer Beruf hat, ins Kloster zu gehen, der thue es," sagte sie, „ist ein Gang, wohlgefällig vor Gott und den Menschen, Franz, aber viel dazu rathen, thu' ich nit, wenn einer nit von selber darauf fällt. Mein einzig Töchterlein ins Kloster geben, das würde mir hart ankommen! War ja Alles nur so ein Reden, gelt, Moidel?"

„Brauch in kein Kloster, Mutter, hört und sieht man dächt in Fartleis schon wenig genug.“

Moidel seufzte. Raffl rieb sich eifrig die Hände, um seinen Mißmuth zu verbergen. Die Aeußerung seiner Frau von den Klosterschwestern hatte sofort in seinem Kopfe gezündet, und bei dem Scheine der Flamme hatte er die Stieftochter mit dem Schleier erblickt, sich selbst vor einer großen Truhe, welche die Kronenthaler derselben enthielt. Die folgenden Reden von Mutter und Tochter hatten jene Flamme ebenso schnell verlöschen lassen, wie sie entstanden war. Moidel hatte sogar in unzufriedenem Tone von ihrem jetzigen Wohnort geredet. Das ließ ihn das Klostergespräch doppelt verwünschen und er sagte:

„Frau, was dem Madel recht ist, das geschicht, dabei bleib ich! Ich will nur ihr Bestes. Wenn das Thal Fartleis für sie ein Kloster ist, will schaugen, daß es ihr dort so wohl gefällt, wie es in meinen Kräften steht.“ Die Frau blickte mit inniger Dankbarkeit ihren Mann an und entgegnete: „Alle Heiligen mögen Dich dafür segnen, Franz!“

Der Hausvater erhob sich, die Uebrigen folgten seinem Beispiel. Christoph ging nach seiner Kammer und Raffl wandte sich an seine Stieftochter mit den Worten:

„Moidel ist auch nit unfein in Fartleis, wenn man's nur so recht kennt. Geh' auf etliche Minuten mit mir, will Dir Etwas weisen, das Dir gefallen soll.“

Beide verließen das Haus und wanderten ein

wenig thalaufwärts. Raffl führte das Mädchen sorgsam auf dem steinigen Wege den der Mond nicht hell genug beschien, um jede Gefahr eines Fehltrittes zu beseitigen.

„Das hast gemeint, gelt?“ sagte Moidel fröhlich, und wieß auf den reißenden Gießbach zur Linken, welcher wüthend aus einem finsteren Bergwalde hervortobend über himmelhohe Felsen niederstürzte, dann in Schaum zerstiebte, und nachdem er sich wieder zu Wasser gesammelt, in die weißen Arme des Fartleiser Baches gepreßt wird. Der Mond goß sein silbernes Licht der Art über die brausenden Fluthen aus, daß diese selbst wie flüssiges Silber erglänzten.

„Recht, Madel,“ entgegnete Raffl. „So Etwas schaust Du kaum im ganzen Etschlande, wie den Wasserfallbach bei Mondschein.“

„Hast auch Deine Freud' an derlei, Vater? Das haben die Wanderleut' nit immer, sogar das alte Mandl nit in Schönna.“

„So ein Lob' hört man nit alle Täg, mein Kind,“ sagte Raffl und blickte seine Tochter an. Das Zwielicht der Mond- und Sternennacht, welches auf sie fiel, paßte so recht zu den zarten Farben ihres jugendlichen Antlitzes, zu den sanften Augen, dem blonden Köpfchen. Raffl war ein Kenner des Schönen, er konnte sich nicht versagen, einen Kuß auf die rosig angehauchte Stirne des Mädchens zu drücken. Das war nicht das erste Mal. In der Stunde, als er seine Stieftochter einführte in ihre neue Wohnung, hatte er das auch gethan. Aber heute begnügte er sich

nicht damit, er küßte auch den Mund, und seine Lippen ließen erst von denen der Jungfrau, als diese ganz erstaunt den Kopf heftig abwandte. Der Vater wollte noch weiter gehen mit der Tochter, aber ein unheimliches Gefühl — weßhalb, wußte sie eigentlich selber nicht, — hatte sie ergriffen, dessen sie nicht Herr werden konnte. Sie verlangte nach Hause, und Raffl mußte nachgeben.

„Gib Obacht, es ist schlüpfrig und stückl zu gehen," sagte er und schlang den Arm um ihre schlanke Gestalt und griff nach ihrer Hand.

„Laßt nur, Vater, 's ist mir so komoter," erwiederte sie und gab ihm die Hand nicht.

Als die beiden sich dem Hause näherten, stand die Mutter in der Thüre.

„Wie der Franz die Moidel sorgsam geleitet," flüsterte sie. „Der Herr ist mir gnädig gewesen, einen bessern Stiefvater gibt es nit! — Franz, grüeß Gott! Bist schon wieder da?" sagte sie dann laut. — Aber Raffl hatte keinen Gegengruß für sie, nur einen Blick, und der ließ ihm das Antlitz seiner Frau schon recht alt erscheinen; hier und da glaubte er schon Runzeln zu gewahren, und die Lippen waren dünn und farblos. Anders schaute die Stieftochter aus. Raffl geleitete sie noch bis zur Thüre des Nebenhäuschens, wo sie ihr Kämmerlein hatte, und beim Abschied wollte er die Hand, die sie ihm dießmal hatte geben müssen, gar nicht wieder fahren lassen und blickte sie so lange an, als wenn er sich ihr Bild recht einprägen wollte. Herzlich freute sich die Jungfrau, als sie in ihrem

stillen Stübchen war und rascher, als sonst, verschloß sie die Thüre. Sie hatte das Gefühl, als wenn ein Feind im Anzuge sey; wie er heiße, woher er komme, das war ihr selbst ein Räthsel. Sie war so durch und durch erregt, daß sie sich noch nicht zu Bette legte. Moidel setzte sich auf den gepolsterten Stuhl neben dem sauberen, weißglänzenden Zirmentische, stützte das Köpfchen auf die Hand und dachte zunächst über die Ursache der Bangigkeit nach, welche sie ergriffen hatte. Mit den Küssen ihres Stiefvaters am heutigen Abend war sie eingezogen in ihr Herz. Warum denn das?

Im Stillen machte sie sich darüber Vorwürfe. „Es ist ja Dein Vater, der hält was auf Dich, darum hat er Dich gebußt. Andere Stiefväter sind rauh gegen ihre Kinder, dieser ist strenge gegen seinen leiblichen Sohn, aber gegen mich ist er die Milde und Güte selbst! Wer anders, als er, hat dieß Stübelk so freundlich ausgestattet.“ So sprach die Jungfrau zu sich selbst, und ihre Bangigkeit begann schon zu weichen.

Da hörte sie das Thor des Nebenhäuschens, wo sie allein schlummerte, sich leise öffnen. Moidel schrack zusammen, leise wurde geklopft.

„Wer ist da?“ stammelte sie.

„Nimm's nit für übel,“ ertönte die weiche, melancholische Stimme ihres Stiefbruders Christoph. „Bist Du noch nit schlafen? Hab' Dir was zu sagen, Moidel!“

Sie öffnete die Thür.

„Komm' eini, Stoffel," sagte sie freundlich. Gingst noch nit schlafen, Bue?"

„Laß Dir sagen, Moidel! Hab' eine Botschaft an Dich auszurichten, einen Gruß."

„Von wem Bue?"

„Von des Sandwirths Linus."

„Aber wo bist Du ihm begegnet, dem Linus?" entgegnete Moidel lebhaft. Ihre gegenwärtige Umgebung hatte kurz zuvor unbehagliche Gefühle in ihr wachgerufen; eines so guten Bekannten erinnerte sie sich jetzt um so lieber.

„Laß Dir sagen, Moidel! Als ich gegen Abend die Gais heimtrieb, da waren, wie man die Hand umdreht, zwei auf und durch, wußt' nit, wohin. Im Summer wenn die Steinröslen und der Speik in den Knütten blühen, strebt das Vieh alm nach Oben, weißt Du, kostet Mühe, es herabzutreiben. War schon auf dem Thalsteig, als ich's gewahrte, lockte und lockte, die Gais kamen nit. War kein Mittel, Moidel! Was hätt' der Vater g'sagt, wenn Gais gefehlt hätten. Da kam des Sandwirths Linus, hatte auf dem andern Hofe, in Oberfartleis um Vieh gefragt. Der Linus redete mich freundlich an, und als ich ihm meine Noth klagte, da suchte er mit mir, kletterte die Schrofen hinauf, wie eine Gemse, ließ sich keine Mühe verdrießen, und wir fanden die Gais. Dann meinte der Linus, ob ich meine neue Schwester gerne hätte.

„O, so gern, antwortete ich, lieber kann ich keinen Menschen haben auf der ganzen Welt! Sie ist alleweil freundlich gegen mich und wenn sie dabei ist,

sagt mir der Vater kein böses Wörtl. Moidel, hätt'st sehen sollen, wie das ihn freute, und er sagte zu mir: Stoffel, ich lasse die Moidel recht, recht schön grüßen, und sag' ihr, ich hätt' sie nit vergessen und sie möcht' mich a nit vergessen. Werd's noch heute ausrichten, gab ich ihm zur Antwort. Richt's noch heute aus, je eher, je besser, bat der Bue, ich versprach's ihm ganz bestimmt, und hier bin ich, Moidel, und bestell's an Dich: der Linus läßt Dich recht, recht schön grüßen und läßt Dir sagen, er hat Dich nit vergessen und Du möchtest ihn a nit vergessen!"

„Sollst Dank haben, tausend Dank!" versetzte Moidel, erfreut und gerührt zugleich durch den, welcher die Botschaft gegeben, und den, welcher sie so getreulich ausgerichtet hatte.

„Mein liabes Brüderle," fuhr sie fort und zog den Knaben an sich, „daß Du noch so spät kommst!"

„War mir ja nit eher möglich, der Vater alm bei Dir, und sollt's Dir ganz alleine sagen, wenn der Vater nit zugegen wäre, trug mir der Linus auf."

„Sonst schlafst Du schon um diese Zeit, Stoffel! Der Vater hätte aufbegehrt, wenn er Dich hätt' zu mir gehen sehen."

„Der Vater begehrt oft auf," sagte Christoph in unendlich schmerzvollem, klagenden Tone, „aber wenn Du dabei bist, so zürnt er nit und haut nit."

„Er haut Dich?" rief das Mädchen erstaunt.

„Selle wul! das thut weh! — — — Ich hab's dann auch wohl verdient," fügte er schnell hinzu und legte das braunlockige Haupt an den Arm des Mädchens.

„Und bist dächt so spat zu mir kömme und wartest nit bis morgen! Würd' mich gar sehr bekümmert haben, wenn der Vater Dir gram geworden wäre!"

„Ich hatt's versprochen, Moidel, da mußt' ich's thun! Geh' Suntig beichten zum Herrn Pfarrer; wie könnt' ich das, wenn ich gelogen hätte und mein Versprechen nit gehalten?"

Die Jungfrau hatte sich auf die Bettstatt niedergesetzt. Sie zog den Knaben zu sich und umschlang ihn mit ihrem Arm. Bruder und Schwester saßen traulich neben einander, und nach der vorhergegangenen langen Erregtheit kehrte ein Friede in die Brust der Jungfrau ein bei den Worten Christophs, wie er darin gewaltet hatte, wenn sie in früheren Tagen, selber noch ein Kind, bei dem alten Mandl saß im Gamsstübele zu Schönna.

„Was beichtest Du denn, Brüderle?" entgegnete sie. „Wirst eben keine schweren Sünden auf dem Gewissen haben, mein' ich!"

„Wenn ich „Deiksel[1]," gesagt, wenn ich aufbegehrt habe oder gelogen. Aber das letzte ist nit oft, Du hast mein Wort darauf, Moidel! Nur ein paar Mal, so lang ich denken kann, da sagte ich nit ganz die Wahrheit, damit der Vater mich nit hauen sollte. Oh, das thut weh!"

„Was sagt denn der geistliche Herr, Stoffel?"

„Du mußt es nit wieder thuen, sagt er. Du mußt Dich lieber hauen lassen, als unwahr seyn; die

---

1) Teufel.

Lügner sind ein Gräuel vor Gott und den Menschen und kommen nit in den Himmel. In den Himmel möcht' ich gern kömme, Moidel, da ist es besser, als auf der Erde."

„Wenn Du oft beichten gehst und hast dächt alm nit viel zu beichten, da kimmst Du gewiß in den Himmel!"

„Beichten thu' ich gern. Der Knecht und ich gehen dann schon um zwölf Uhr in der Nacht nach Sanct Leonhard, damit wir vorkommen. In einem Stadel schlafen wir a Weilele und nachher wird Beicht gehört und gespeist [1])."

„Aber geht der Vater nit auch beichten?"

„Der geht lei um Ostern. — Oh, wir haben einen soviel guten Pfarrer! Der hat mich auch das Citherspielen gelehrt! — Aber es ist schon spat! Gute Nacht, Moidel!"

„Gute Nacht, Brüderle! Sollst noch einmal Dank haben für die Botschaft!"

Der Knabe entfernte sich; auch Moidel, nachdem sie die Thür verschlossen hatte, begab sich zur Ruhe, aber sie konnte lange nicht einschlafen. Des Vaters Güte gegen die Stieftochter und Härte gegen den leiblichen Sohn waren zu außergewöhnlich. Und die Botschaft von Linus? das Bild des jungen Passeirers trat lebhaft vor ihre Seele, die Rauferei mit Dami trat in den Hintergrund, dem sanften Mädchen begegneten ja Härte und Kampf überall, auch hier bei

1) Das heilige Abendmahl gegeben.

dem Stiefvater, der so freundlich zu lächeln, so fromm zu reden wußte. Linus sanfte Weise stand doch im Allgemeinen im Einklange mit der ihrigen; sie verweilte bei den Stunden des Zusammenseyns mit ihm, sie erinnerte sich der Küsse, die er auf ihre Lippen gedrückt hatte. Zugleich kam ihr der Gedanke an die Küsse des Stiefvaters heute Abend auf Stirn und Mund. Da ward ihr wieder ganz unheimlich zu Muthe, sie suchte sich mit Gewalt alles Sinnens und Denkens zu entschlagen, drückte den Kopf tiefer in das Kissen und entschlummerte.

Als Moidel am andern Morgen in die Kuchel trat, stand die Mutter am Heerde und bereitete das Frühstück.

„Mutter, ich bleib' lieber daheim heut'," sagte sie.

„Und gestern Abend dunkte es Dir fein im Walde?"

„Bin andern Sinnes worden!"

„Was denkt da der Vater von Dir? die Arbeit ist dringend, seyn alle Kräfte nöthig. Der Vater will gleich nach dem Frühstück mit Dir aufbrechen, hat's schon g'sagt, der Stoffel kommt später nach."

„Ich blieb so gern daheim, weiß nit warum! So allein mit dem Vater gehen, bin allzu schamig Mutter!"

„Das fehlte noch! Franz, hör' einmal!" — Der Mann erschien eben in der Kuchelthür. — „Die Moidel ist zu schamig, allein mit dem Vater zu gehen."

Raffl nahm die väterlichste Miene an, die ihm zu Gebote stand.

„Guten Morgen, Moidel!“ Er streckte seine Hand aus. Die Jungfrau getraute sich nicht, ihm die ihrige zu verweigern, und er erlaubte sich auch nicht den leisesten Druck.

„Schämig seyn, ist bei einem Mädel alm das Schönste,“ sagte er, „aber Alles mit Maßen. Brechen mitsammen auf, und wenn Du Dein Brüderle gern bei Dir hast, geht der auch gleich mit.“

„Der Knecht arbeitet auch im Walde?“ fragte das Mädchen, dem die Gesellschaft nicht zahlreich genug werden konnte.

„Hat sonst zu schaffen,“ entgegnete der Stiefvater kurz.

Einige Minuten war Moidel noch allein mit ihrer Mutter. Flüsternd äußerte sie ihr Befremden darüber, daß der Vater einen so willigen, braven Knaben wie Christoph zuweilen geschlagen habe; aber die Mutter meinte dasselbe, womit der Bube sich getröstet, er habe es wohl verdient gehabt und tadelte die Tochter, daß sie über Dinge nachgrüble, die sie ja nichts angingen und sich dadurch undankbar gegen einen Mann beweise, der Alles thue, um ihr das Leben zu verannehmlichen.

Man frühstückte. Darauf brachen Vater, Sohn und Tochter nach dem Walde auf, die beiden Ersteren mit Steigeisen und was sonst bei den Waldarbeiten nöthig war. Raffl neben Moidel gehend, rief ihr durch keine Geberde die Zärtlichkeit des vorhergehenden Abends ins Gedächtniß zurück, sondern bemühte sich, ihr durch unterhaltende Reden den Weg

zu verkürzen. Der Bauer war in seinen jungen Jahren als Viehtreiber weit umher gekommen und besaß in hohem Grade die Kunst, das, was er gesehen hatte, Anderen anschaulich zu machen. Er wußte von der großen Kaiserstadt Wien mit ihrem hohen Stephansthurme, von den weiten Ebenen Ungarns und tausend anderen Dingen so mancherlei zu erzählen, daß von seiner Tochter immer mehr die ängstliche Stimmung wich, welche sie noch beim Fortgange beherrscht hatte. Das Mädchen war ja weich, wie Wachs, ihrer ganzen Natur nach. Jeder neue Eindruck verdrängte bald den vorhergegangenen. Ihr kluger Stiefvater hatte das schon längst erkannt und beschloß, danach zu verfahren. Wenn seine sinnliche Natur auch durch ihre Schönheit erregt worden war, so nahm ihn doch der Gedanke, in unumschränkten Besitz des Vermögens seiner Frau zu gelangen, für den Augenblick so vollständig gefangen, daß jene anderen Gedanken dadurch zurückgedrängt wurden. Nach wenigen Monaten sollten die dreihundert Gulden, die er von dem Sandwirth entliehen hatte, bezahlt werden, noch andere Schulden drückten ihn, Abhülfe mußte geschafft werden, koste es, was es wolle, und die Stieftochter sollte das Ihrige dazu beitragen. Ins Kloster gehen wollte sie nicht, das Thal Fartleis schien ihr schon Kloster genug. Diese Aeußerung hatte Raffl zuerst unangenehm berührt, aber als er nachher darüber nachdachte, da durchblitzte ein anderer Einfall seinen erfinderischen Kopf und er beschloß, sofort in dieser Hinsicht zu wirken; seine

Unterhaltung an diesem Morgen sollte seinem neuen Plane förderlich seyn.

Raffl verweilte recht lange bei der Beschreibung der weiten Ebenen Ungarns und erzählte zuerst keineswegs, daß es ihm dort wohl gefallen habe.

„Wußte zuerst nit, wohin ich blicken sollte,“ sagte er, „Nichts als Erde und Himmel, kein Bergspitz, kein Gießbach, kein Thurm, worauf ich das Auge konnte rasten lassen a Weilele. War mir zu Muth als wenn mich der Wind fassen müßte, der über die Pusten hinfährt und mich in den Himmel hineintragen, ich weiß nicht wohin. Du hast mein Wort darauf, ich freute mich, als ich a kleines Wölkl gewahrte am weiten, blauen Himmel, schaute immer hin auf das Wölkl. Im Gebirg ist's anders, jeder Spitz ist einen ein guter Bekannter, aber wo's so eng ist, drückt's einem halt zuerst a Bissel.“

„Vater, wär mir dächt auch einmal zu Muth, als wenn mich der Wind fassen müßte und in den Himmel hineintragen. Hier drückt's einem, Du hast Recht, im Etschland ist's schon viel, viel weiter.“

„Würde mich freuen, wenn Du Fartleis lieber hättest, Madel! Will darauf denken, daß es Dir besser bei mir gefällt. Im Dorf Tirol ist just ein freies feins Gehöfte zu kaufen, hätte wohl Lust dazu, Dir zu lieb, obwohl ich für mein Theil eben so gerne in Fartleis bliebe. Aber die Mutter hat auch ein Wörtl mit zu reden, sprich mit ihr!“

„Das will ich thuen,“ entgegnete Moidel lebhaft.

Im Dorf Tirol wohnen das warr prächtig! Da schaut man weit, um und um!"

Man hatte die Stelle des Waldes erreicht, wo Fichten und Tannen ihre Zweige hergeben sollten zur Streu für das Vieh. Mit Eifer ging man an's Werk, Vater und Sohn kletterten mittelst Steigeisen in die Bäume, hackten die Zweige ab, die von der Tochter zusammengetragen wurden, und rasch verging die Zeit. Zu Mittag ward die Mutter mit dem Essen erwartet, aber ganz unerwartet stellte sich mit ihr noch eine Zweite ein, die von Moidel mit den Ausdrücken der größten Freude begrüßt wurde.

„Burgele! Burgele!" rief sie, als durch die schlanken Stämme der Bäume zwei weibliche Gestalten sichtbar wurden. Die Freundinnen eilten sich entgegen. Was zwischen ihren Herzen stehen mochte, wie in der Abschiedsstunde, — seitdem hatten sie sich nicht wiedergesehen, — schien auch im gegenwärtigen Augenblicke nicht da zu seyn. Während die Mutter das Essenbrett trug, hatte Nothburga einen kleinen Korb in der Hand, mit Früchten, die sie für Moidel als Geschenk mit nach Fartleis gebracht hatte, wo sie theils gar nicht wuchsen, theils erst später zur Reife kamen. Vater und Sohn stiegen von den Bäumen hernieder; Ersterem war der Besuch aus dem Etschlande durchaus nicht unwillkommen, da er auch bei der Frau die Sehnsucht dorthin wieder anfachen mußte. Die einfachen Speisen wurden aus dem Essenbrett hervorgenommen, dieß Behältniß diente dann selber als Tisch, um den sich Alle lagerten,

und ein recht fröhliches Mahl wurde im grünen Walde gehalten.

„Nothburga," sagte Raffl endlich, „wäre gescheidter von Dir gewesen, Erdbeeren und Marillen daheim zu lassen. Machen uns den Mund wässern und müssen doch hier fast ganz darauf verzichten, aber —"

„Im nächsten Jahre, wer weiß, da haben wir sie selbst in Fülle, gelt, Vater?" unterbrach ihn Moidel.

„Das hängt nit von mir ab!"

Fragend sah die Mutter Mann und Tochter an.

„Wie wär's Mutter," fuhr Moidel fort, „wenn wir selber ein Gehöfte im Etschlande hätten? Der Vater meint, im Dorf Tirol wär' eins zu erstehen."

„Da könnte die Moidel auch öfter ihre guten Freunde in Schönna heimsuchen, als jetzt," sagte Raffl jetzt, „und hier ist eine, der würde das eben nicht unlieb seyn. Hab' ich Recht oder nit, Nothburga?"

Dieß Mal täuschte sich Raffl, wenn er glaubte, die Schönnaerin werde durch Bitten seinen eigenen Plan unterstützen. Sie blieb stumm, aber die Mutter nahm wieder jetzt das Wort.

„Schlag' Dir solche Gedanken ganz aus dem Sinn, Moidel. Zum Kaufen von Haus und Hof ist jetzt nit die Zeit, zumal, wenn man selbsten schon ein eigenes hat. Gelt, Franz?"

„Selle nitte, Frau! Die Güter seyn jetzt billig zu haben, da Niemand weiß, was kommen kann."

„Und eben darum warr's schiech, einen Ankauf zu machen. Ich war froh, als ich abseits von der

großen Straßen, nach Fartleis kam, und tausch für jetzt mit keinem andern Wohnplatz."

„Dorf Tirol liegt auf dem Berge, Mutter!" wandte die Tochter ein. „Kommen die Feinde dorthin nit so leicht."

„Sey zufrieden mit dem Orte, wo Du bleibst," antwortete die Mutter. „So junge Madler seyn gerad am Schlimmsten dran, wenn Alles voll von Kriegsvolk ist! Das wird Dein Vater Dir selber sagen! Kostetest schon ein Pröbchen davon unter der Laubengasse."

„Bist sicher aufgehoben bei uns," nahm Christoph das Wort, der neben der Jungfrau saß und lehnte den Kopf an sie.

Raffl blickte hinüber. Wiederum wurden seine Erwartungen durch den Starrsinn seiner Frau getäuscht, und es ärgerte ihn, daß der Sohn mit einstimmte. Junge Madler sollten am Schlimmsten dran seyn, wenn Alles voll von Kriegsvolk ist, und als er die Tochter anschaute neben ihrer Freundin, da fiel ihm ihre Schönheit noch ganz anders auf, als neben der Mutter, und er gab im Stillen der Befürchtung der Letzteren vollkommen Recht. Die Sonnenlichter, welche durch die Gipfel der Bäume sich stahlen, spielten nicht nur an deren Stämmen, auf dem Moos- und Fichtennadelteppich des Bodens, sondern auch in den blonden Haaren der Jungfrau und gossen über ihr Antlitz, ihre ganze Gestalt einen unendlichen Liebreiz aus, welcher das leicht entzündliche Herz Raffls schneller schlagend machte.

„Es schaut letz [1]) aus und alm letzer im Lande,“ fuhr die Mutter fort, während Raffl sein Auge nicht abwenden konnte von der Stieftochter und eifersüchtig sein leibliches Kind um den Platz, den es neben ihr einnahm, beneidete. „Was meinst, Nothburga? Sollte Dami auch unter die Militäristen gesteckt werden? Ist zwar der einzige Sohn, aber die Bayern thuen ja, was ihnen gefällt. Das würde mir gar sehr leid seyn, gar sehr!“

„Alle Heiligen mögen es verhüten,“ rief Nothburga erschreckt aus, indem sie die Farbe wechselte. — „Würde ihm auf alle Fälle gar angenehm seyn zu wissen, welchen Antheil man an ihn nimmt, im Thal Fartleis!“ fügte sie in einem Tone hinzu, der sonderbar spöttisch klang.

Wenn Raffls Augen auch anderswohin blickten, sein Ohr hatte dennoch die Reden zwischen seiner Frau und Nothburga aufgenommen. Schon früher hatte er allerlei von der Verstimmung Letzterer gegen die Freundin gehört, und er durfte sich eines guten Scharfblickes rühmen. Sie liebte Damian, war auf Moidel eifersüchtig, und seine Frau, die von dem armen Linus nichts wissen wollte, nährte vielleicht den Wunsch, ihre Tochter einmal mit Damian verheirathet zu sehen. So dachte Raffl. Von allen Seiten schienen seine Pläne gefährdet zu seyn, dennoch mußten sie durchgesetzt werden, und ein, wie er glaubte, unfehlbares Mittel kam ihm in den Sinn: Ein ein-

---

1) schlimm.

ziger Gedanke ist nicht selten das Product einer Menge von Sinneseindrücken, die unmittelbar vorhergehen. Ohne diese wäre er höchstwahrscheinlich niemals im Innern des Menschen geboren worden. Das war bei Franz Raffl der Fall. Was er gesehen hatte: seine schöne, begehrenswerthe Stieftochter, an ihrer Brust des Sohnes Haupt, was er aus seiner Frau und Rothburga's Munde gehört hatte: von den Gefahren, denen junge Mädel ausgesetzt sind, von Damian, das Alles ließ ihn zu einem Entschlusse kommen, welcher der Hölle und nicht der Brust eines Menschen zu entstammen schien. Zu diesem Ende mußte er die Tochter möglichst an sich ketten. Hatte er sich früher bestrebt, ihr Unterfartleis angenehm zu machen, und sie ihren alten Bekannten zu entfremden, jetzt sollten ihr auch in Unterfartleis Alle entfremdet werden außer ihm; ihm allein sollte sie ausschließlich gehören!

Die Verstimmung, welche bei den beiden Moideln und Rothburga eingetreten war, wich am ersten bei Letzterer: Dank ihrer Mutter, blieb die Freundin ja in Fartleis!

„Du gibst mir doch ein Stück Weges das Geleite, Moidel?" sagte sie herzlich. „Ich arbeite noch ein paar Stunden hier im Walde mit Dir, damit Nichts versäumt wird."

Dagegen konnte auch Raffl Nichts einwenden. Rothburga legte eifrig mit Hand an. Scherzend und lachend verscheuchte sie bei Moidel alle mißmuthigen Gedanken, und als die beiden Freundinnen beim Nachhausegehen allein waren, da plauderten sie vertraulich

mit einander, wie ehedem, und Moidel wußte Burgele nicht genug zu versichern, welch' einen guten Vater und Bruder sie hier gefunden habe.

„War gestern beim alten Stauder," sagte Nothburga, „um ihn zu fragen, ob er Etwas an Dich und die Mutter auszurichten habe. Er gab mir die schönsten Grüße an Dich mit. Ich sollte Dir sagen, die Seidenwürmer seyen wohlauf, es sey die beste Aussicht auf recht viel Grummet vorhanden und vor Allem sollte ich Dich fragen, ob Du an dem neuen Vater und Bruder thätest, was Du dem alten Mandl versprochen."

Moidel hielt inne in ihrem Gange und senkte sinnend einige Minuten das Köpfchen. Dann blickte sie auf, schaute mit glänzenden Augen Nothburga an und entgegnete in zuversichtlichem Tone: „Hab' gehalten, was ich versprach, Burgele! Kannst dem alten Mandl das von mir ausrichten!"

„Sag' mal, was war's denn, Moidel? Ich bin soviel fürwitzig, möcht's halt so gerne wissen."

Aber das Mädchen zauderte mit der Antwort.

„Was liegt daran — — —"

„Ich bitt' Di, sag's, sey so guot!" schmeichelte Nothburga.

„Doch Du darfst zu keinem Menschen auf der ganzen Welt auch nur ein einzig Wörtl davon reden!"

„O bei Leib, Moidel!"

„Schau, das alte Mandl hat zu mir g'sagt, ich sollt' fein seyn gegen den neuen Bruder, für ihn sorgen, nach dem Gewand schaugen, und das thu' ich

auch, Burgele! Das arme Bübel hat seit Langem keine Mutter mehr, die Mannderleut' wissen nit, was dazu gehört, wie man's einzurichten hat und denken an Manches nit, was dächt von Nöthen ischt. Schau, des Buben Gewand war nagelneu und sauber, aber bei Hemden und Strümpfen, da hat's gefahlt! Waren derrissen, verschleudert, zu kurz. Die Mutter arbeitet lieber draußen und in der Kuchel. Da hab' ich mich denn gleich in den ersten Tagen hergemacht über Stoffels Truhe, Alles herausgenommen und bin dran gangen zu bessern und habe der Mutter gesagt, wo's fehlte. Wenn der Winter kimmt, Burgele, da wird Flachs und Hanf gesponnen zu harbenem und rupfenem Tuch [1]) für die Manderleut', ich spinn für den Stoffel, hab' das schon g'sagt zu der Mutter!"

„Und der Bue hat Dich lieb, als wenn Du seine leibliche Schwester wär'st, hab' das schon gespürt, Moidel!"

„Spürtest Du das?" entgegnete die Jungfrau, und ihre treuen, blauen Augen glänzten noch freudiger. „Das alte Mandl sagte mir das auch vorher! — Ja, er hat mich recht lieb! — In der Früh fährt er meist mit den Gais hoch auf den Berg und kehrt erst Abends wieder. Bekam hübsch alm lei [2]) Branntwein und ein halbes Laib Brod mit, aber seit ich da bin, schiebe ich ihm allerlei sonst in Sack."

„Von dem Vater hat das alte Mandl aber auch gered't, was solltest Du dem thun?"

---

1) Grobe und feine Leinwand. 2) Sonst immer nur.

„Was ich ihm an den Augen absehen könnt'," versetzte Moidel langsam.

„Und Du thust das unlieber? Rühmtest auch den neuen Vater gegen mich!"

„Nei, nei, Burgele! Es ist ja mein Vater! Werde alm thun, was ich ihm an den Augen abseh'n kann!"

„Wie geht's des Sandwirths Linus?" fragte die Wirthstochter von Schönna, ihre Freundin. Diese erwiederte, sie wisse Nichts weiter von ihm, als daß er wohlauf sey, aber ihr Erröthen, ihre Verlegenheit schienen Nothburga ein so sicheres Zeichen zu seyn von ihrer Gleichgiltigkeit gegen Dami, daß sie jetzt erst die Freude des Zusammenseyns mit ihr so recht kostete. Moidel mußte sie noch ein gut Stück über Unterfartleis hinaus begleiten und als die beiden sich trennten, ward Moidel auf das Dringendste eingeladen, ihren Besuch recht bald, und wenn nicht früher, wenigstens während der Weinlese zu erwiedern.

Als die Spitze des Madatsch wieder vor Moidels Blicken bei ihrer Rückkehr auftauchte, kam Raffl ihr entgegen. Er redete von dem schönen Etschlande Allerlei; so ganz im Vertrauen äußerte er sich über die Abneigung der Mutter, ihrer Tochter Wünsche zu erfüllen. Das Mädchen war heute Abend weniger freundlich gegen sie, — so wollte es ihr vorkommen, als sonst; Raffls Bestreben, durch Listen und Kunstgriffe aller Art die Tochter der Mutter zu entfremden, ward immer mehr mit Erfolg gekrönt; aber Letzere, so gut sie dieß auch zu ihrem tiefen Leidwesen gewahrte, und so fest sie auch darauf bestand, kein an=

deres Gehöfte zu kaufen, getraute sich nicht zu Moidel irgendwie von einem Mangel an Vertrauen auf ihren Mann zu reden, sondern tröstete sich mit dem Gedanken, die Dinge ständen so noch immerhin besser, als wenn zwischen Stiefvater und Stieftochter ein gespanntes Verhältniß obwaltete.

---

## Sechstes Capitel.

### Schwesterliebe und Vaterdank.

---

Die Schließung eines zweiten Ehebundes mag sehr oft von dem allweisen Lenker der Menschen-Schicksale nicht nur im Hinblick auf die Eheleute selbst, sondern auch auf das geschwisterliche Verhältniß, welches sich später zwischen den Kindern aus erster und zweiter Ehe bildet, herbeigeführt werden. Wenn ältere Stiefkinder sich ihrer jüngeren Geschwister getreulich annehmen, so füllen sie einestheils dadurch so recht den Platz aus, den ihnen Gott angewiesen hat, anderntheils bereiten sie sich auch auf die gewissenhafte Erfüllung der Elternpflichten vor, die ihnen die spätere Zukunft vorbehält, und die Jungfrau, welche für das körperliche und geistige Wohl ihres kleinen Stiefbruders mit Hintansetzung ihrer eigenen Persönlichkeit schwesterliche Fürsorge trägt, bietet dem Jüngling, der sie zur Lebensgefährtin erkiren möchte, eine weit bessere Bürgschaft für das

eheliche Glück, als dieß andere Vorzüge des Körpers und Geistes sind. Die älteren Kinder bedienen sich dadurch zugleich eines in den meisten Fällen untrüglichen Mittels, um einen Zweck zu erreichen, welchem nachzustreben mit allen Kräften sie moralisch verbunden sind, ich meine, sich die Liebe des Vaters oder der Mutter zu erwerben; denn sie säen eine Saat der Zuneigung, welche frisch und üppig aufschießt und am Ende nur noch wenig hinter der durch die Bande des Blutes geknüpften und bedingten Liebe zurückbleibt.

Einen unendlich wohlthuenden, rührenden Eindruck macht so eine Fürsorge, aber zu der Rührung gesellt sich noch das Gefühl höchster Erhebung, wenn — wir wollen hoffen, nur in seltenen Fällen — des Vaters oder der Mutter Herz selber, welches am Tiefsten sollte ergriffen werden, hart bleibt, wie Stein, gleichgültig gegen das Wohl und Wehe des Stiefkindes, wenn diesem mit unfreundlichen Worten, mit liebloser Behandlung Alles das vergolten wird, was es in Liebesworten und Werken für Brüderlein oder Schwesterlein thut, wenn es trotz aller Verkennung und täglichen Trübsal nimmer ermattet in dem, was es als Pflicht erkannte und im eigenen Auge die Thräne der Trauer, des berechtigten Unmuthes über erlittene Unbill, mit lächelndem Munde und sanften Worten die Thräne zu trocknen bemüht ist, die ein versagter Wunsch oder ein zerbrechendes Spielzeug aus Brüderleins Auge lockte.

Wehe dem Stiefvater oder der Stiefmutter, von denen Aergerniß kommt! Jene Thräne der Trauer

wird sie dereinst verklagen vor dem Throne des Allerhöchsten! Aber tausendmal wehe Denen, welche mit schwarzen Thaten Thaten des Lichtes zurückzahlen! Jeder Undank schreit gen Himmel; eines solchen Undankes Stimme tönt lauter, als alle Glocken des ganzen Erdballes!

Christoph, der einzige Sohn Franz Raffls war ein Kind der Natur, in welcher er geboren und erzogen ward. Dunkel, wie die Föhren von Fartleis, waren Augen und Haare des Knaben, trübe und traurig sein ganzer Sinn, wie das öde karge Thal, wo seine Wiege gestanden hatte. Da zeigten sich die Aecker und Wälder an den Bergen zum größten Theil so jäh und abschüssig, daß die Menschen genug zu thuen hatten, auf sich und ihre Thätigkeit Obacht zu geben und ihnen weder Zeit noch Lust blieb, durch fröhlichen Gesang die Arbeit des Tages zu verkürzen. Aber eine doppelt melancholische Färbung mußte das Gemüth annehmen, wenn das häusliche Leben sowenig Freudvolles aufzuweisen hatte, wie es bei Christoph der Fall war. Statt seinen einzigen Sohn mit der innigsten Liebe zu umfassen, betrachtete ihn Raffl im Grunde nur als eine Last, deren man sich nun einmal nicht entledigen konnte, die jedoch hin- und hergestoßen wurde, wie es ihm eben beliebte, und wenn der kleine Bube einmal die Haare zurückstrich, welche er nach seines Gleichen Art tief bis auf die Augen herab zu tragen pflegte, da wurden schon auf der weißen Stirne des Eilfjährigen leichte Schatten sichtbar, Linien, kaum angedeutet, aber beredter, als einer

Greisenstirne tiefer Furchen! Ohne Hinzutreten eines besonders günstigen Umstandes, würde ihn die rauhe Behandlung, welche ihm widerfuhr, geistig geknickt und höchstwahrscheinlich zu dem gemacht haben, was der Tiroler „tamisch" nennt, das will sagen: blöde und tückisch zugleich. Raffls Weise war ganz danach, seinem Charakter allgemach diesen Zug zu geben, welcher auf Andere mit Recht einen so überaus widerwärtigen Eindruck macht: ein gütiges Geschick fügte es, daß dem Knaben in Ennemoser, dem Pfarrer von Sanct Leonhard ein Schutzengel zur Seite stand, unter dessen schirmendem Fittich er sich ganz anders zu entwickeln vermochte, so daß gerade das Gegentheil von jenem tamischen, blöde-tückischen Wesen bei ihm eintrat; er war viel klüger, als seine Altersgenossen, und wie es mit der Tücke bei ihm stand, dieß haben wir schon hinlänglich im vorigen Capitel aus seiner Unterhaltung mit der Stiefschwester ersehen.

Der Pfarrer Ennemoser gehörte zu denjenigen Geistlichen, welche die Bedeutung des Hirtenamtes, zu dem sie berufen sind, vollständig erfassen und würdigen, welche in der gewissenhaften Verwaltung dieses Amtes ihre persönliche, höchste Befriedigung finden. Ennemoser ging ganz darin auf; für die übrige Welt existirte er, so zu sagen, gar nicht, und selbst in gegenwärtigen Zeiten, wo es so gewaltig brandete und wogte im Völkerleben, wo selbst in seiner nächsten Nähe Alles in Aufruhr war und Verwirrung, blieb sein Ohr wie taub für das Geräusch der Wogen, und er zog sich nur noch mehr auf sich selbst,

das heißt: auf seine Gemeinde zurück. Gut kaiserlich und kirchlich gesinnt, stand er allerdings im Herzen ganz auf Seiten der Vaterlandsfreunde und mißbilligte im Stillen den dienstfertigen Eifer seines Cooperators Hermeter den Bayern gegenüber, aber dabei blieb es. Ennemoser war eben durch und durch Hirte, also friedlicher Natur; die ihm anvertraute Heerde zu weiden, darauf beschränkte er sich, und er wollte sie gerne weiden auf grünen, lieblichen Auen, nicht auf solchen, welche vom Geräusche der Waffen ertönen, welche mit Feindes- und Freundesblut getränkt werden.

Es konnte in gegenwärtigen Zeiten nicht ausbleiben, daß er vielfältig getadelt und verkannt wurde als das gerade Gegenbild eines Joachim Haspinger: in seiner Gemeinde ward er es nicht, am Wenigsten von dem Sandwirth von Passeier, das tröstete ihn und er sollte später, wie wir sehen werden, Gelegenheit haben, den Sanct Leonhardern zu zeigen, daß er auch inmitten von Tod und Flammen das Herz auf dem rechten Flecke hatte, wenn es ihnen galt. Er machte mit ihnen Eins aus, und den jugendlichen Theil derselben liebte er ganz besonders. Alle Zeit, welche ihm seine geistlichen Verrichtungen übrig ließen verwandte er auf dessen Unterweisung. Als ein Freund einmal hierüber seine Verwunderung aussprach, äußerte er sich folgendermaßen: „Warum setzt Dich das in Erstaunen, Freund?" sagte er. „Kannst Du mir unter den guten Trieben, die Gott in den Menschen legte, irgend welche nennen, die stärker entwickelt sind,

als Diejenigen des Lehrens und Lernens? Beide sind auf das Innigste mit einander verwachsen, beide sind die mächtigen Hebel, welche die Menschen von Adam und Eva her bis auf die jetzige Generation zu derjenigen Höhe der Erkenntniß getragen haben, auf welcher sie stehen. Mich hat Gott als Seelsorger in dieses entlegene Dorf gestellt, hier befriedige ich den Jedem innewohnenden Lehr- und Lerntrieb auf meine Weise. Um die Welthändel kümmere ich mich blutwenig, mir gewährt es Freude und Nutzen zugleich, wenn ich Saamen auf ein Feld streue, das vorher noch so gut wie gar nicht beackert wurde, und die Knaben entlegener Berghöfe zeigen mir eine Frische und Ursprünglichkeit der Auffassung in Antworten und Fragen, die ich bei ihren Altersgenossen in den gebildeten Ständen vergebens suchen würde. Sie glauben nicht, Freund, wie sehr ich, während sie von mir unterwiesen werden, gestärkt werde in der Ueberzeugung von den Wahrheiten unserer Religion und selber lerne in tausenderlei Weise."

Der Geistliche charakterisirte sich jedoch nicht vollständig in diesen Worten. Sein gutes Herz war gar sehr mit im Spiele, und er befriedigte seinen starken Lehrtrieb gerade bei den ärmsten Buben oder bei Denjenigen seiner Schäflein, welche durch traurige Verhältnisse im elterlichen Hause am Meisten der Gefahr ausgesetzt waren, irre zu gehen. Zu ihnen gehörte auch unser Christoph; er war Ennemosers besonderer Liebling, der zu viel Erfahrung und Scharfblick besaß, um nicht Franz Raffl trotz seines gleiß-

nerischen Wesens klar zu durchschauen und bei dem Sohne ganz besonders herrliche Früchte seiner Bemühungen erndtete. Unterfartleis war fast eine Stunde weit entfernt von Sanct Leonhard, da konnte der Knabe, der schon im zartesten Alter zu Hause arbeiten mußte, oft mehr, als seine Kräfte erlaubten, nicht so oft in den Widum gehen. Aber war er einmal dort, so saß er auch stundenlang auf den Knieen seines geistlichen Lehrers und lauschte seinen Worten und ließ die Worte der Lehre befruchtend eindringen in sein Inneres. Sein Vater, bei all seiner geheuchelten Unterthänigkeit gegen den Priesterstand, würde diesem Unterrichte noch mehr entgegen getreten seyn, als dieß ohnehin der Fall war, wenn der Pfarrer sich Christophs nicht häufig zum Ministriren bedient und dafür durch Geld überreichlich entschädigt hätte, was ja nach dessen Heimkunft in des Vaters immer leeren Beutel floß. Das Ministriren wirkte eben wohlthätig auf Christophs Gemüth, das ja zu Hause so üblen Einflüssen ausgesetzt war. Ennemoser sorgte hinlänglich dafür, daß die lateinischen Worte, welche er zu dem Ende hatte lernen müssen, nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach von ihm verstanden wurden. Sein Amt vor dem Hochaltar, in unmittelbarer Nähe des Allerheiligsten und des geweihten Priesters, war ihm eine unerschöpfliche Quelle der Veredelung und ließ in dem Kindesherzen eine Sehnsucht aufkommen, mit der sein geistlicher Lehrer ganz einverstanden war, die Sehnsucht, Priester zu werden.

Ennemoser, welcher die Musik eifrig übte, bemerkte gar bald bei seinem kleinen Schüler musikalische Anlagen, er lehrte ihn auch das Citherspiel und gab ihm dadurch, ohne das selbst vorher zu wissen, ein Mittel in die Hand, den wilden Sinn seines Vaters zu bändigen. An den langen Winterabenden, wenn die Windsbraut durch das Thal heulte und ungeheuere Schneemassen herabgeschüttet wurden, dann konnte Raffl nicht in die Passeirer Schenken gehen, sondern mußte wohl oder übel daheim bleiben. Da war er es denn zufrieden, dem Citherspiel seines Sohnes zu lauschen, und die Töne gewannen so große Macht über ihn, daß er milde und freundlich gestimmt ward. Die Wirkung hielt jedoch nicht lange an, bald machte sich seine rohe wilde Natur wieder geltend, er konnte verdrießlich seyn, daß er sich auf kurze Zeit hatte umwandeln lassen und ließ seinen Verdruß an dem Sohne aus. Der hatte böse Tage bei ihm; die Besuche der Schule und des Widums boten dafür keinen vollständigen Ersatz, und wenn die zarte Menschenpflanze nicht vergiftet wurde von dem Odem des schlimmen Vaters, — die Schutzmittel dagegen, welche er seinem geistlichen Lehrer verdankte, ließen den frühreifen Knaben auch das Gift erkennen als solches und erfüllten ihn mit Schmerz um den Vater, den er ja lieben sollte und ehren nach dem vierten Gebot. Man wende nicht ein, daß ich einem elfjährigen Knaben eine Frühreife beilege, die in der Wirklichkeit nicht existirt! Der Tiroler bleibt in mancher Hinsicht Kind sein ganzes Leben lang, aber in

gewisser Weise ist der Knabe oft schon Mann, wenn bittere Noth ihn zur Verrichtung von Männerarbeiten zwingt, bei denen zugleich sein Geist erstarkt vor der Zeit. Der schwache Arm des elfjährigen Christoph hatte schon manche Lärche und Fichte gefällt draußen im Walde, während der Vater sich streckte auf der Ofenbank, und jener konnte selbstbewußt zu dem Pfarrer sagen: „Ehe der Baum fällt, weiß ich genau, wo er hinfällt!" Jenseits des gefährlichen Thümbels, auf den saftigen Alpenmatten von Gurgl, die sich am Fuße des großen Oetzthaler Gletschers ausbreiten, hatte Christoph schon im Alter von acht Jahren Monate lang das Vieh der Bauern gehütet, auf seinen eigenen Kopf und Arm ausschließlich angewiesen, bei Tage über sich das Himmelszelt, bei Nacht das undichte, rauchgeschwärzte Dach einer elenden Sennhütte. Sein Leben war dahingegangen, wie das so Vieler seiner Altersgenossen: bei einem Muttersöhnchen sind Körper und Geist anders geartet.

Christophs Freude war groß, als plötzlich eine neue Mutter und eine neue Schwester ins Haus kamen, beide vortrefflich, beide gegen ihn freundlich und liebevoll, und mit ihrer Ankunft auch plötzlich ein ganz neuer, besserer Geist über den Vater gekommen zu seyn schien, wenn dieser gegen ihn selber auch noch zuweilen hart verfuhr. Daß der Vater früher selten daheim und auf dem Acker gewesen, darüber kein Wörtchen zu verlieren, hatte er diesem heilig versprechen müssen; auch ohnedieß würde er es wohl nicht gethan haben. Er gab sich ganz der angenehmen

Gegenwart hin und schloß sich vor Allem innig an Moidel, welche so schwesterlich für ihn sorgte. Sie war so recht, wie eine strahlende, erwärmende Sonne an dem dunkeln, wolkenumhüllten Himmel seines jugendlichen Lebens aufgegangen; wenn sie mit ihm redete, dann wichen Ernst und Trübsinn aus seinen Zügen, dann wurde er belebt, dann wußte er zu erzählen und zu plaudern, und Jugendlust und Jugendmuth, von welchem jeder wackere Knabe einen kleinen Vorrath mindestens besitzen muß, sie brachen dann auch bei ihm hervor. Moidels Liebe zu ihrem Bruder ist meinen Lesern schon zur Genüge bekannt und wenn dieser Abends mit den Gais von den Bergen heimgekommen war, saßen die beiden in Moidels Kämmerlein oft lange nebeneinander, erzählten sich Allerlei oder Christoph durfte der Schwester auf der Cither Etwas vorspielen.

„Wir seyn net schier a so [1]), wie die Vögel im Hanfsaamen, wenn wir beinander seyn, Moidel," sagte Christoph einmal. „Da ist mir wohl, wie niederscht süscht [2])! Wirst später meine Häuserin, gelt?"

„Deine Häuserin, wenn Du ein geistlicher Herr bist, Stoffl? Hätt' Nichts dawider, aber wer weiß" —

Das Mädchen schwieg, und Christoph dachte eine Weile nach. „Du willst nit alm bei mir seyn, Moidel, willst auch bei des Sandwirths Linus seyn! Ich hab' Dich gern, der hat Dich auch gern, hab'

---

1) ganz ebenso. 2) nirgends sonst.

ja einen schönen Grueß ausrichten gemüßt von ihm. Hab' ich Recht oder Unrecht?"

Moidel blieb ihm die Antwort schuldig, und fröhlich plauderte der Knabe weiter. „Das hat noch gute Zeit! O, wie mich's absunderlich fein dunkt geistlich zu werden! Der Vater wird Allerlei dawider haben, da müssen Du und die Mutter reden für mich! Zu Euch kann er nit Nein sagen!"

„Warum taugt's Dir so, geistlich zu werden, Raffl? Bist dächt der Kronprinz und bekimmst den Hof, das ganze Unterfartleis."

„Hier seyn, auch wenn Du nit mehr da bist, Moidel, das warr öde!" Es kam seiner Schwester vor, als wenn der Knabe etliche Augenblicke leise zitterte, unbeschreiblich trübe schaute er auf einmal drein.

„Könnt' ich dächt werden, was der Herr Pfarrer ist," fuhr er dann fort. „Das ist ein soviel gueter Herr, einen besseren gibt's nit! Wenn ein Wetter kimmt, geht er gleich in die Kirchen und hält die Evangeler, da schauert's [1]) bei uns niemals. Die ältesten Leute denken's nit. In Hinterpseier hat es heuer zweimal geschauert, so daß fast Alles derschlagen ist. Und was der Herr Pfarrer mir Alles derzählt hat! Die Erd' ist rund, wie a Kegelkugel, hat er g'sagt, da kann man um und um reisen, hat er g'sagt, und die Sterne, was seyn denn die, Moidel?"

„So a Gattung Kerzen, mein ich, Stoffel, unser Herrgott zundet sie selber an."

---

1) hagelt es.

„O bei Leib! Seyn a Kugeln, so groß, wie die Erde und etliche noch größer, und wenn Leut' drauf wohnen, die schauen unsre Erde auch, und die scheint auch hell, wie a Kerzen."

„Machst dächt sagen Bue!" rief die Schwester zu Christophs großer Befriedigung aus.

„So ein geistlicher Herr ist a soviel g'scheidt's Mandl! Hab' Dir's nit für übel, daß Du's seyn willst! Wo möcht'st denn wohl Pfarrer seyn, etwa in Sanct Leonhard?"

„Nei, Nei, Moidel! Weiter fort, weiter!"

„Aber im Etschland, gelt, wo ich dahoame bin? Das warr Dir schon recht."

„Selle wull, im Land draußen, ja, ja, ich werd' im Etschland Pfarrer! O, derzähl' mir, Moidel, da schaut's ganz anders aus, wie im Fartleis und im Pfeier. Da wachsen soviel guete Früchte, und der Wein wächst dorte, hab' ich mir sagen lassen!"

„Da ist's prächtig, Stoffl," erwiederte Moidel. „Ganz früh in Langes, wenn das Gras noch gähl [1]) ist, da blühen schon die Mandelbäume. Gruene Blattlen sieht man keine, Alles ist weiß von Blumen. Und nacher im Moien, da blüht der Wein, der schmeckt nette so wie Tausendgeruch, und im Juni sieht man die Käschtennudeln —

„Was seyn denn das für Nudeln, Moidel? Kann man sie essen, wie die andern?

„O bei Leib! Seyn lange, gähle Blumen, schau-

1) gelb.

gen aus, wie Nudeln und sitzen in Büscheln beinander, und um und um seyn blanke Blätter. Wenn die Käschtennudeln abgefallen seyn, kömmen die Käschten-Igeln. Das sind die Früchte, die sind rund, und viel spitze Stacheln sitzen an der Schale, drein die Käschten [1]) sind. Ein Hinterpseirer, der zum ersten Mal in's Etschland eini kömme ist, hat stark gefragt nach Käschten, hat sagen g'hört, daß sie gut zu essen seyn. Da hat man ihm die Käschtenigeln geben, und er hat sie weit weg geworfen und daheim g'sagt: die Käschten seyn nixnutz, die Leut thuen so viel lügen, man darf nit All's glauben, was sie sagen."

Da lachte der Knabe recht herzlich und bedankte sich bei seiner Schwester für das lustige Stücklein, nun wisse er doch Bescheid, wenn er in's Etschland komme, daß er's nicht mache, wie der Hinterpseirer.

In solcher Weise pflegten die Stiefgeschwister den Abend zu verplaudern. Aber der Abend war, den Sonntag ausgenommen, auch fast die einzige Zeit, welche Raffl, am Tage bei ländlichen Arbeiten aufgehalten, für seine Stieftochter übrig hatte. Dann konnte er nur die Liebenswürdigkeit und Klugheit geltend machen, welche ihm den Weg zum schändlichen Ziele, das er sich vorgesteckt, bahnen sollte. Nun stand ihm beständig der Sohn im Wege, und er konnte sich nicht verhehlen, daß dessen Gesellschaft Moidel angenehmer war, als seine eigene. Zuweilen hatte er nicht Selbstbeherrschung genug, um das große Wohl-

1) Echte Kastanien.

gefallen, welches er an der Schönheit der Stieftochter fand, beim Alleinseyn mit ihr gänzlich zu verbergen. Dann flüchtete sie sich, durch eine Art richtigen Instinctes geleitet, von dem Vater zu dem Sohne. Sie hatte ja dem alten Mandl versprochen, zu thuen, was sie ihrem neuen Vater an den Augen absehen könnte, sie wußte sich ja selbst nicht über das sonderbare Gefühl Rechenschaft zu geben, das sie bei dem Vater beschlich, aber dem lebte sie ja auch in dem Sohne zu Gefallen.

Raffl würdigte solche Sinnesweise nur allzu wenig. Eines Abends brachte er aus dem Etschlande die Nachricht mit, daß Christoph nach Ablauf von fünf Tagen sich auf der untern Schönnaer Alm unweit des Schneeberges als Schafhirte einzustellen habe. Er wollte durchaus seiner für jetzt ledig seyn. Alle Bitten von Frau und Tochter wußte er sanft, aber entschieden zurückzuweisen. „Der Bue schaut im Winter noch einmal so gut aus, wenn er ein paar Monat auf der Alm war; die frische Luft, das Wasser und die Gamskreß taugen ihm, hab' das förten gemerkt, wenn er den ganzen Summer daheim blieb," gab er zur Antwort und ließ sich seinen Vorsatz auf keine Weise ausreden. Moidel, welche in Folge der schlauen Einflüsterungen Raffl's, zu der Mutter nicht mehr mit jener innigen kindlichen Liebe aufschaute, wie früher, war besonders untröstlich. Sie sann und sann darüber nach, wie die Abreise ihres Stiefbruders zu vereiteln sey. Da fiel ihr endlich der Pfarrer ein, der mußte Rath schaffen, dem mußte der Vater gewähren,

was er Frau und Tochter abschlug und Christoph, der natürlich jetzt auch lieber zu Hause blieb, sollte, wenn er von seinem Lehrer Abschied nahm, diesen bitten, für ihn Fürsprache einzulegen.

„Der Weg von hier nach der Schönnaer Alm führt über Sanct Leonhard, kehrst dann bei dem Pfarrer zu," gab Raffl kurz zur Antwort, als sein Sohn ihn am folgenden Tage bat, hinabgehen zu dürfen. Die Tochter ließ sich dadurch noch nicht aus dem Felde schlagen; durch einen Dritten, der heimlich gedungen ward von Mutter und Tochter, erhielt Ennemoser endlich Nachricht. Es war die höchste Zeit, auf den folgenden Morgen war des Knaben Abreise anberaumt, und der geistliche Herr, so wenig er sich auch zu erklären vermochte, weßhalb die beiden Weiber so gar hartnäckig auf Christophs Dableiben bestanden, machte sich auf den Weg nach Unterfartleis.

Gegen Abend langte er an, die Familie war im Stübele, die beiden Moidel beschäftigt, Christophs Gewand zu richten. Als er eingetreten war, sprach er, wie es der Brauch ist bei solchem Besuche im Lande Tirol, den Segen über das Weihwasser im gläsernen Weihbrunnenkrüglein neben der Thüre. Alle fielen auf die Knie, er bespritzte sie, Raffl hatte sich am Tiefsten gebeugt, aber als Ennemosers Blick auf ihn fiel, da wollte es ihm vorkommen, daß er den Mund spöttisch verzog.

Der Geistliche hatte zu Hause Früchte „eingeschoben," braune Grahtschnüßlen [1]) goldige Marillen,

1) Zirmennüsse.

er nahm sie hervor, die Weiber und Christoph freuten sich herzlich darüber, und der stämmige Knecht, der eben auf der Schwelle erschien, er bekam auch sein Theil, und der backenbärtige, starke Mann, auch er freute sich wie ein Kind darüber.

„Kommt, wie gerufen, hochwürdigster Herr!" sagte die Mutter.

„Ihr rieft mich ja," erwiederte der Pfarrer milde, aber entschieden. Er war jeder Heimlichkeit feind: machte ihn dieß oder jenes Familienglied in seiner Gemeinde auch außer der Beichte zum Vertrauten, er verhehlte dieß den Angehörigen desselben nicht und trat ihnen offen gegenüber. Dabei war er immer am Besten gefahren; nur in sehr seltenen Fällen, wo es die Klugheit durchaus gebot, spielte er die Rolle eines Vertrauten längere Zeit.

Raffl warf einen bösen Blick auf Frau und Tochter, der Ennemoser fast bereuen ließ, auch dießmal seinem Grundsatz getreu geblieben zu seyn. Nun brachten jene beiden ihr Anliegen vor mit beredten Worten, aber Raffl ermangelte auch nicht, seine Gegengründe geltend zu machen.

„Was Ihr auch sagen mög't, Raffl," versetzte endlich Ennemoser, „ich theile den Wunsch, den Eure Frau und Tochter hegen. Euer Bube schaut besser aus, wie je zuvor, die Fartleiser Luft ist frisch genug für ihn. Im Winter geht er in die Schule, der Weg ist dann schlecht, und er kann nit oft zu mir kommen. Jetzt ist die rechte Zeit für ihn, Etwas zu lernen bei mir."

„Vergelt's Gott tausendmal, hochwürdigster Herr," sagte Raffl, „was Ihr an ihm thut! Aber was braucht er als Bauer gar so viel zu wissen?"

„Und wenn er nun nicht Bauer bliebe, sondern Geistlicher werden wollte?"

„Er ist mein einzig Kind, das sollt' ich von mir thun? Wozu hab' ich Unterfartleis? — Geh' außi, Stoffel, ich hab' mit dem Herrn Pfarrer zu reden!"

Der Knabe ging, Raffl redete noch Allerlei gegen die Wahl des geistlichen Standes, wenn er auch seine Worte überzuckerte, wie es seine Gewohnheit war. Jetzt kam ja bald die Zeit, wo er ihm nützen konnte, einen Knecht ersparen, das war der eigentliche Grund seiner Weigerung. Ennemoser durchschaute ihn wohl und war keineswegs gewillt, ihm die Bestimmung über den zukünftigen Lebensberuf seines Sohnes zu überlassen. Zwar warf er sich niemals in Familienangelegenheiten zum Herrscher auf, davon war er ein abgesagter Feind; zwar hielt er mit Recht immer nur seine Eigenschaft als Rathgeber fest; bei einem Vater jedoch wie Raffl glaubte er es verantworten zu können, noch einige Schritte weiter zu gehen. Das gehörte jedoch der Zukunft an, zunächst handelte es sich um das Daheimbleiben des Knaben den Sommer über, darauf lenkte er wieder das Zwiegespräch.

Raffl gab nicht nach und zuletzt, da flüsterte er, dem Pfarrer näher rückend: „Hab' noch Eins zu erinnern, Hochwürdigster! Der Stoffel bekimmt ein Stölzel [1]), wenn er alm daheim bleibt. Die Weiber-

1) Diminutiv von „Stolz," häufig gebraucht von den Tirolern.

leut' seyn allzu höflich gegen ihn." Dabei blinzelte er zu ihnen hinüber, und dem geistlichen Herrn, der bis dahin über die eigentlichen Beweggründe Raffl's sowohl, wie der Weiber, noch nicht recht mit sich in's Klare kommen konnte, fiel es wie Schuppen von den Augen: die Eifersucht eines Vaters auf seine Kinder im uneigentlichen Sinne des Wortes begegnete ihm nicht zum ersten Male. Daß hier eigentliche Eifersucht in hohem Grade mit im Spiele war, davon konnte er allerdings keine Ahnung haben. Er hatte tiefe Einblicke in das Seelenleben gethan während seiner langjährigen Wirksamkeit, eine Seele, so schwarz, wie die Franz Raffl's, hatte sich ihm noch nicht erschlossen!

Mit jener uneigentlichen Eifersucht ist es in der That ein eigen Ding. Dem Familienhaupte, wohne es in einem Palaste oder einer Hütte, gebührt immer der erste Platz, die vornehmlichste Rücksicht. Wo die fehlt und etwa Sohn oder Tochter gezollt wird, schaut es nicht gut aus, selbst wenn der Vater an sich nicht viel werth ist, und Ennemoser fand sich durch die letzten Worte Raffl's, so wenig sie ihm auch von demselben gefielen, dennoch bewogen, von weiterer Ueberredung abzulassen. Raffl hatte ja auch in Schönna sein Wort gegeben, Christoph als Hirten zu stellen, indem der Hirtenbube, welcher seit Vitus auf der Alm gewesen war, sich durch einen Fall gefährlich verletzt hatte. Es war mit Schwierigkeiten verbunden, dieß rückgängig zu machen, genug, Ennemoser brachte die letzte Viertelstunde seines Besuches zu Raffl's

Freude damit zu, dessen Frau und Tochter den Fortgang Christophs als einen solchen darzustellen, der nicht gut mehr rückgängig zu machen sey, und sie zu trösten und zu beruhigen auf alle Weise. Er war darin ein vollendeter Meister, der gute Hirte! Moidel hätte vielleicht, wenn sie allein mit ihm gewesen wäre, den Muth gefaßt, eine leise Andeutung über die wunderbare Angst, die der Stiefvater ihr zuweilen einflößte, fallen zu lassen, rief doch schon Ennemosers ganze äußere Erscheinung das größte Zutrauen hervor, aber Raffl wich nicht von ihrer Seite, und während jener sie auszusöhnen suchte mit dem Entschlusse des Vaters, fanden diese Worte bei ihr Eingang, und ihre Sorge und Trauer wurden besänftigt. Als der Pfarrer ihnen Allen Lebewohl gesagt hatte, war die Stimmung eine ganz andere auf dem Hofe Unterfartleis, und Raffl gab dem Aerger auch keinen Ausdruck, welchen die heimliche Botschaft nach Sanct Leonhard von Seiten seiner Frau und Tochter in ihm erregt hatte. Vielleicht war die sonnige Milde des Geistlichen sogar im Stande gewesen, die Oberfläche seines verhärteten Herzens zeitweilig ein wenig zu erweichen.

Davon gab er auch später am Abend einen Beweis. Die Mutter gedachte des Hirtenbuben, welcher einen so traurigen Fall gethan, und warnte mit eindringlichen Worten ihren Stiefsohn, sich niemals unnöthigerweise der Gefahr auszusetzen; unweit der untern Schönnaer Alm seyen gar viele schieche Oerter, hab' sie gehört, er möge sich hüten und Obacht

geben allezeit. Als Raffl diese Worte vernahm, ging er an eine Truhe und holte ein ganz kleines schwarzes Fläschchen hervor, mit feuerrothen Fäden umwickelt.

„Nimm das," sagte er zu seinem Sohne und trag' es alm bei Dir. Darin ist Lebenselixir, das ich selber bereitet habe vor etlichen Jahren, nach einem Recepte, das ich von einem weisen Manne kaufte für schweres Geld. Hab' zwei und vierzig heilkräftige Kräuter geklaubt auf den Bergen und vier Wochen hintereinander in einer Halben Namen-Jesutröpfle [1]) stehen lassen an einem sonnigen Orte. Ein Theil davon ist drein, da wirst Du g'sund heimkehren, Stoffel.

„Aber wenn er derfallt, Franz?" wandte die Frau ein.

„Das Flaschel hilft gegen Alles!" erklärte ihr Mann entschieden.

Die Stiefmutter unterließ auch nicht, für das geistige Wohlbefinden des Knaben auf der fernen Alpe Sorge zu tragen. In seinem Ranzen fanden neben Hemden und Strümpfen auch Platz „Eine biblische Historie, mit schriftmäßigen Erklärungen, angenehmen Anmerkungen und sittlichen Ermahnungen zum Nutzen der Liebhaber verfaßt, vom Hochwürdigen Herrn Carolo Loder mit Erlaubniß der Oberen. Constanz. Im Verlag Jakob Friedrich Betz, Buchhändler Anno 1762" und ebenfalls ein „Vollständiger Katechismus, in welchem denen Heyldurstigen Seelen aus der Lehr

---

1) Passeirer Volksbenennung für „Branntwein."

Christi Jesu, als dem wahren Brunnen des Lebens, das Wasser ihres Heyls nach Genügen und also herausgeschöpfet wird," ein Katechismus, in dessen „Vorrede an den günstig geneigten Leser und katholischen Christenlehrer" der Verfasser erklärte: „Nachdem ich allbereit in die 22 Jahr die Seelsorg in denen Pfärrlichen Verrichtungen obgelegen, hab' ich gefunden, daß nit die letzte Sorg erfordere, daß die Jugend und Pfarrkinder in dem Catechismo und wahren Christenthume recht unterrichtet werden, und in diesem Stuck nit in der Unwissenheit, als von welcher alle Uebel herrühren, möchten verbleiben, denn homo absque notitia sui creatoris, sagt der h. Hieronymus ep. ad Nepotianum, ein Mensch, der keine Wissenschaft seines Erschaffers hat, pecus est, der ist ein Vihe und kein Mensch."

Vorm Schlafengehen endlich hing die Stiefmutter ihrem Sohne noch ein rothes Skapulier um den Hals, ein Skapulier zum kostbaren Blute Jesu Christi und sprach zu ihm:

„Wenn Du das trägst mit frommem Herzen, Stoffel, da erweist Du Dich als ein besonderer Verehrer der heiligen Jungfrau, so daß sie Dich schützt auf allen Deinen Wegen. Sie hat solch ein Gewand auf dem Monte Carmelo dem h. Dominicus gegeben und darauf sind viele Ablässe, mein Sohn!"

So sprach die fromme Frau. Naffl schwieg zwar zu ihrer Rede, doch wenn der Pfarrer Ennemoser noch gegenwärtig gewesen wäre und ihn angeschaut hätte, er würde denselben spöttischen Zug um den

Mund bemerkt haben, der ihn betrübte, als er mit dem Wasser sprengte aus dem Weihbrunnenkrüglein: Unglaube und Aberglaube wohnen ja meistens neben einander!

Die Eltern verfügten sich zur Ruhe, das Geschwisterpaar noch nicht, und wo hätte es die letzte Stunde des Beisammenseyns anders zubringen sollen, als in Moidels Kämmerlein. Sie hatten sich noch soviel zu sagen und trösteten sich gegenseitig nach Kräften.

„Mich freut nur Eins," sagte endlich der Bruder, „daß es die Schönnaer Alm ist, auf der ich hüten geh', Moidel. Denn Du bist von Schönna und die Mutter ist auch von Schönna. Euch beide hab' ich soviel gern nnd die Schönnaer Alm werd' ich auch gerne haben!"

Aber die Schwester erzählte, förten und verförten sey der Wirthsjosel, der jüngere Bruder von der Wirthsburgele dort Senner gewesen, vielleicht sey er es auch heuer. Der sey ein braver, gar lustiger Bursche, voller Scheaksen [1]) und Schwatzliadler, der werde den Stoffel fröhlich machen und nit grob gegen ihn seyn, zumal wenn er sage, wessen Bruder er sey.

Ehe die Beiden sich trennten, sagte Moidel, sie habe von einem wälschen Bilderhändler vor zwei Tagen ein Bildl gekauft, das möge er mitnehmen auf die Alm als ein Gedenkzeichen an die Schwester.

„Ich bin völlig fürwitzig, was das wohl ist!"

---

1) Späße.

entgegnete Christoph und Moidel holte ihr Gebetbuch und nahm es heraus. Darauf war eine Primizfeier dargestellt: der Primiziant in goldgesticktem Mantel liest eben die Messe, er ist beim Offertorium angelangt, und die geistliche Braut trägt auf einem gestickten Polster den aus künstlichen Blumen, Trauben und dergleichen bestehenden Kranz zum Altare.

„Das ist ein sauberes Gemale [1])!" rief Christoph hocherfreut aus. Ein erwünschteres Gedenkzeichen hätte ihm die Schwester nicht schenken können!

Am folgenden Morgen waren Moidels Augen trübe von Thränen, als sie Christoph beim Abschied zum letzten Male die Hand drückte. Lange blickte sie ihm nach. Mit der Herrschaft, die sie am gestrigen Abend über sich errungen hatte, war es zu Ende, aber die ihres Stiefvaters über sie fortwährend im Wachsen begriffen. Man konnte ihn jener Schlange vergleichen, welche durch den Ausdruck ihrer Augen das erkorene Opfer unwiderstehlich fesselt, wenn es auch die tödtliche Gefahr erkennt, in welcher es schwebt. Christoph war der Einzige gewesen, welcher noch zwischen Raffl und seinem Opfer gestanden hatte. Die Ahnung davon dämmerte in der Jungfrau auf, als der Bruder schied. Der Boden brannte unter ihren Füßen, ein Gefühl packte sie, als wenn sie schleunigst davon fliehen müßte, ihm nach oder gen Süden, zu dem alten Mandl in Schönna, als wenn sie nur dadurch sich retten könnte vor drohender Gefahr des

1) ein hübsches Bild.

Leibes und der Seele! Hoch oben in den Lüften gewahrte sie einen Adler kreisen. Warum senkte er sich nicht herab, sie auf seinen Fittichen davon zu tragen oder sie zu zerfleischen mit seinen Fängen? — — — Ein solcher Tod hatte in diesem Augenblicke nicht einmal etwas Schreckliches für die Jungfrau. — — Gedanken und Gefühle aller Art bestürmten sie, ein Schwindel überfiel Moidel, sie wollte sich dessen erwehren, sie streckte die Arme aus, sie wollte davon eilen, thalabwärts, Christoph nach; da legte sich eine Hand auf ihre Schulter, sie blickte zur Seite, lächelnd stand der Stiefvater neben ihr:

„Ein rauher Wind geht heut' in der Früh," sagte er. „Du schaust bleicher aus, als sonst, Moidel! Komm mit mir in's Haus!"

Gehorsam leistete die Tochter seinen Worten Folge.

Anderthalb Monate sind dahingegangen, wiederum ist es Morgen. Das Dämmerlicht stiehlt sich durch die weißen Vorhänge des Kämmerleins, in welchem die Stieftochter des Bauern von Unterfartleis schlummert. Moidel träumt. Auch ehedem haben Traumbilder sie umgaukelt; die waren anderer Art gewesen. Dann hatte ein liebliches Lächeln den rothen Mund umspielt, Friede und Freude den Zügen ihren Stempel aufgedrückt. Am heutigen Morgen ist dem nicht so. Mattigkeit und Erschöpfung sprechen sich in Moidels Antlitz aus, als wenn recht schwere, böse Träume sie beunruhigt haben, und noch immer scheint sie einen harten Kampf mit irgend einem Feinde zu bestehen. Ihre Hände ballen sich krampfhaft, wühlen sich ein

in die Decke, ihre Brust hebt sich und senkt sich, zuweilen seufzt sie tief auf; bald wirft sie sich auf diese Seite, bald auf jene, plötzlich überfällt sie ein Beben, ein lauter Schrei entringt sich ihrer Brust und sie erwacht.

Die Jungfrau erhebt sich im Bette und schaut mit irren Blicken um sich. Sie scheint kaum zu erkennen, wo sie sich eigentlich befindet. Dann sinkt sie wieder in's Kissen zurück und schließt die Augen, als wenn sie Nichts weiter sehen wolle. Nur einige Augenblicke, und wiederum sind sie geöffnet, und Moidel schnellt in die Höhe und stiert gerade aus, nach Rechts und nach Links, streicht sich mit den Händen die wirren, aufgelösten, blonden Haare aus dem Gesicht, greift nach der Stirn, und dann sinken die Arme schlaff nieder, und sie sitzt da, aufrecht, regungslos, wie eine Statue.

„Kuckuk!" tönt es von der Wand herab, und die schwarzwälder Uhr beginnt zu schlagen, fünf Mal schlägt sie, und eben so oft läßt sich der kleine Vogel von Holz hören. Das alte Mandl ruft aus weiter Ferne: Grüeß Di Gott, Miedel! — Mit dem Gruße kehrt wieder Leben in die Jungfrau zurück, ihre Erstarrung löst sich, warm steigt es ihr vom Herzen in's Auge.

Sie schlägt die Decke zurück von den schwellenden Gliedern, erhebt sich schleunig und eilt an die Thüre; die ist von Innen fest verriegelt. — Aber das geschah erst in mitternächtiger Stunde; als sie sich schlafen legte, war die Thüre offen!

Dann geht sie zur Kuckuksuhr und schaut sie lange, lange an, und im Anschauen ändert sich ihr eigenes Aussehen von Minute zu Minute: durchsichtiger wird der Thränenflor, der ihre Augen verschleiert gehalten; war es wie Nebel gezogen Monate lang über ihre weiße Stirne, der Nebel weicht, und die Stirne wird heiter, und ein sonniger Strahl bricht aus ihren Augensternen, welcher die Thränen aufsaugt. Der Strahl ist ein Blick namenlosen Dankes und namenloser Freude!

Bescheidene Kuckuksuhr, die du im Reiche draußen geboren wurdest, auf den Bergen des Schwarzwaldes, das hast du dir nicht träumen lassen, eine schöne Tirolerin werde so aufschauen zu dir! Nur gemach, bilde dir nicht zu viel ein, ihre strahlenden Blicke gelten doch eigentlich nur dem kleinen Manne, den du beherbergst, und der hat gewiß eine Ahnung davon und will es sich nicht nehmen lassen, sie mit heller Stimme zu erwiedern. Es schlägt ein Viertel und er tritt heraus und ruft: „Kuckuk!" und der schönen Tirolerin Augen glänzen jetzt noch freudiger.

Dann ist es wieder still um sie her; nur das Rauschen des Wildbaches tönt herüber, und die Jungfrau versinkt in Gedanken, und ihre Hände falten sich zum Gebet.

Wem gilt das Gebet? Es gilt Gott und seiner unbefleckten Mutter für ihre wunderbare Errettung aus der Gewalt des Stiefvaters, es gilt ihrem Schutzengel, welcher dem kleinen, hölzernen Vogel in der Uhr seine Stimme geliehen hatte um Mitternacht, da

sie mit dem gottlosen, schändlichen Bösewicht, welcher in unlauterer Absicht ihre Kammer betrat, rang um ihr kostbarstes Gut. Er hatte sich seiner Beute so sicher geglaubt, er hatte gemeint, durch tausend Listen und Künste ihr sittliches Gefühl ertödtet zu haben, aber es war nur in Schlummer gesunken für eine Weile, es erwachte im entscheidenden Augenblick, und der Schutzengel hatte in jener finstern Stunde ihren schwachen, jungfräulichen Arm gestählt, und als er begann zu erlahmen, als sie zu Gott um Hilfe flehte in höchster Seelangst, aber nicht mit lautem Rufe zu den Menschen, denn sie gedachte ihrer Mutter, da ließ der Kuckuk seine Stimme ertönen und den ungläubigen, abergläubischen Mann, der sich allein wähnte mit seinem Opfer, es hatte ihn gepackt, als wenn eine Stimme aus der Höhe an sein Ohr gedrungen wäre, seine Haare hatten sich zu Berge gesträubt, und er war von hinnen geflohen, als wenn ihm die Geister der Rache auf den Fersen säßen!

„Moidel, mein Mädel, es ist Zeit aufzustehen," ließ sich eine Stimme draußen vernehmen, es war die ihrer Mutter.

„Ich komme schon," rief sie mit fröhlicher, kräftiger Stimme und legte eilends ihre Kleider an. Dann verließ sie ihr Kämmerlein und schritt nach dem Wohnhause. So fest, wie am heutigen Morgen, war sie noch nie aufgetreten, so sicher gewesen ihr Gang. Das blondlockige Haupt früher ein wenig gebeugt, sie hob es jetzt keck in die Höhe, als wenn sie es mit der ganzen Welt aufnehmen wollte, und die Züge

ihres Antlitzes? Auch die waren verändert. Etwa älter geworden in jener furchtbaren Nacht, die sie hinter sich hatte? Sie waren gereift, die Weichheit früherer Tage beinahe ganz aus ihnen geschwunden.

Am Herde stand, wie gewöhnlich um diese Zeit die Mutter, das Frühstück zu bereiten. Sie sah bleich und tiefbekümmert aus, und ihre Augen waren stark geröthet.

„Guten Morgen, Mutter! Grüeß Di Gott! Ist Dir nit recht?"

Moidel ergriff die Hand der Mutter und sah sie mit innigen Blicken an.

„Laß mich die Suppen und das Mues richten, ich bitt' Di!" fuhr sie fort. Befremdet blickte die Mutter auf ihre Tochter. Die war in der letzten Zeit immer kalt gegen sie gewesen, fast unfreundlich. Heute Morgen schien sie ihr dieß abbitten zu wollen und sah überhaupt so ganz anders aus, wie vordem.

„Der Kopf hat mir schon etliche Tage weh gethan," erwiederte sie, „und die ganze Nacht hab' ich den Vater vergeblich erwartet; ist auch jetzt noch nit kommen! Das ist sonst seine Weise nit!"

Wo er vor Mitternacht gewesen war, wußte Moidel nur zu gut; wo und wie er die ersten Morgenstunden zubrachte, das errathen meine Leser, wenn sie sich der Mittheilung erinnern, die der Brühwirth an Andreas Hofer machte über seine Reden bei ihm an einem „Erchting" in der Frühe.

„Du gehst ins Stübele, Mutter, und ich bleib'

in der Kuchel," sagte Moidel freundlich, aber entschieden, daß die Mutter gar keine Widerrede versuchte und nur in der Stubenthüre eine Weile stehen blieb, um zuzuschauen, wie die Tochter rührig Hand anlegte am Suppennapf und Muespfanne. Sie war das in jüngster Zeit nicht gewöhnt gewesen.

Beide frühstückten, der Vater kam noch immer nicht.

„Gehen wir ein wenig auf den Thalweg hinaus," sagte die Mutter. „Ein Bissel wandern in der frischen Luft, wird mir nit schaden nach der schlaflosen Nacht, und der Vater muß bald kommen!"

Moidel sehnte sich wahrlich nicht nach seiner Ankunft. Verwirrt beugte sie sich nieder, als wenn sie Etwas auf dem Boden suchen wollte, sie hatte schon eine Weigerung auf der Zunge, aber dann schaute sie wieder auf, der Mutter frei und offen ins Auge und erklärte, sie habe Nichts dawider.

Man verließ den Hof, aber die Mutter fühlte sich so schwach, daß sie bald wieder zur Umkehr mahnte. Wenige Schritte vor dem Hofe erhob sich eine Bildsäule, ein gemauertes Kapellchen mit einem Bilde der heiligen Jungfrau drein.

„Geh' Du voran, Mutter," sagte Moidel, „ich kimm gleich nach, will hier nur ein paar Vaterunser beten."

Die Mutter willfahrte gerne ihrem Begehren. Moidel fiel auf die Knie und schaute andächtig durch das Gitter, welches das Bild vor rohen Händen schützte, auf die Gottesmutter, das Jesuskindlein auf

dem Arm, beide goldene Kronen auf dem Haupte. Dann fiel ihr Blick auch auf die Worte, welche unter dem Bilde standen, und eine noch größere Inbrunst ergriff die Betende, und sie preßte den Kopf an das kalte Eisengitter. Die Worte lauteten:

Mutter Gottes, Jungfrau rein,
Laß uns Dir befohlen seyn!
Vor Leibes und der Seelen G'fahr,
O Maria, uns bewahr!

Hellen Auges erhob sich das Mädchen und begab sich nach dem Hofe Unterfartleis, wunderbar ermuthigt und gekräftigt nach der schlimmen Stunde, die es hinter sich hatte, und für die schlimmen Wochen und Monate, welche ihr noch an diesem Orte bevorstanden. Werfen wir noch schließlich einen Rückblick auf die Erstere:

Berthold Auerbach sagt in seinem „Barfüßele," daß nicht die Sittlichkeit, sondern eine verhärtete Form derselben, die Sitte die Welt regiert. In gewisser Weise und in dem speciellen Falle, auf welchen er diesen Satz angewandt wissen will, hat er allerdings Recht, aber im Allgemeinen keineswegs, und erzählt er auf der letzten Seite, daß dem jungen Bauern, welcher seine Tochter Barfüßele taufen lassen wollte, dieß verwehrt wurde und der Geistliche ihr einen christlichen Namen gab, so mußte der Bauer sich unter die Herrschaft der Sittlichkeit und nicht der Sitte beugen! Gott sey gedankt, die Sittlichkeit führt bei aller Sittenlosigkeit, welche uns die menschliche

Gesellschaft bietet, dennoch das Regiment! Sie hielt auch ihr Scepter hoch in der Hand und schwang mächtig ihr Richtschwert in jener schlimmen Stunde, als Franz Raffl in unlauterer Absicht das Schlafkämmerlein seiner Stieftochter betrat [1])!

---

1) Ich würde mich gescheut haben, den so eben geschilderten, so höchst ungewöhnlichen Vorgang in mein Werk aufzunehmen, wenn er nicht historisch wäre und auf das Ende Hofers von Einfluß, und wenn nicht in einem Gemälde, wie dieses Werk es ist, der Schatten dem strahlenden Licht entsprechen müßte.

## Siebentes Capitel.

## Ein lustiges Haus.

Gau von Meran, sey mir wiederum gegrüßt! Woher ich auch kommen mochte, wie oft ich dich wiedersah, immer tönte dir mein Gruß mit neuem Entzücken. Hatte ich eben Italiens gesegnete Fluren durchpilgert, an den Gestaden der Adria oder des Mittelmeeres geweilt, hatte ich des Gardasees himmelblaue Fluthen durchschifft, alles Gesehene trat in den Hintergrund, wenn ich über das Wormser Joch und durch Vintschgau kommend, die Töll erreichte, jenen Punct, wo sich das enge Etschthal plötzlich weitet, die Berge zurücktreten an beiden Seiten und das Auge fast geblendet wird von der paradiesischen Schönheit des vor ihm ausgebreiteten Landschaftsbildes.

Schönna, im paradiesischen Meraner Gau, zu dir kehre ich vor Allem gerne zurück! Nicht umsonst weilte einer der edelsten Habsburger, der greise Erzherzog Johann so oft in den Mauern deines Schlosses,

nicht umsonst hat er deiner noch auf dem Todbette gedacht und sich deine Erde erkoren zur letzten Ruhestätte! Ueber deine Fluren haben Flora und Pomona aus ihrem unerschöpflichen Füllhorn die köstlichsten Gaben ausgeschüttet! Die Göttin der Schönheit scheint zu thronen auf deinen Hügeln! In deinen Bewohnern paart sich südliche Anmuth und nordische Kraft, denn mit den weichen, warmen Lüften des Südens, die ihre Locken umspielen, mischt sich kühlend der Pseirer Wind von den Höhen des Jaufen oder gar aus den schneegefüllten Schluchten des Thümbels!

Juchhe! der Saltner ist da! Auf allen Ziehbrunnen stecken Dornenbüsche, zum Zeichen, daß er auf die Wacht gezogen ist, das ihm anvertraute Gut, die schweren, saftigen Trauben zu hüten, und solch' einen Posten läßt er sich schon gefallen! Der wird nicht Jedem zu Theil; dazu gehört, daß man im besten Rufe steht bei der ganzen Gemeinde; dünkt fürwahr dem Saltner auch nit unfein, statt schwerer Arbeit auf Feld und Wiese nur ein wenig spazieren zu gehen und doch Abends bald bei diesem, bald bei jenem Bauern weidlich gestärkt zu werden mit Speise und Trank.

Schau, was regt sich dort inmitten der Batteien; der großen Pfähle, der Stecken und all' des übrigen Holzwerkes, um welches sich die Rebenranken ringeln? Blatt an Blatt und Traube an Traube schließt sich so eng, daß man's in Wahrheit gar nicht erkennen kann, und das herbstliche Laub schillert in allen Schattirungen von Grün und Gelb und Roth, und

die purpurnen Früchte glühen dazwischen, und Thautropfen funkeln noch hier und da wie Diamanten in den Strahlen der Sonne, die erst seit einigen Stunden hinter dem Ifinger hervorgekommen ist. Treten wir näher! Potztausend! Womit treibt denn in aller Welt der Morgenwind sein lustiges Spiel? Was schwankt und weht dort hin und her, so mannigfaltig, so vielfarbig? Eichhorn- und Fuchsschwänze, die Federn von Elstern, Raben und Hähnen und noch allerlei sonstigem Flügelwerk, auf einem einzigen Hute in traulicher Gemeinschaft vereinigt! — Noch ein Paar Schritte, und der Saltner steht vor uns, zum Erschrecken anzuschauen für uns, die wir jetzt erst seine Bekanntschaft machen. Hoch schwingt er seine Waffe, ein Besenreis; aber wir vernahmen schon, daß einige Kreuzer hinreichen, ihn zu besänftigen, wenn man, ganz unschuldigerweise, sein Revier betreten hat. Wir kargen auch nicht damit und nehmen ihn genau in Augenschein, den wunderbar gekleideten Mann in seinem kurzen Saltnerhemde von Leder, dessen Aermel nur durch Riemen mit dem Hauptstück zusammengehalten werden, indem der obere Theil des Armes unbedeckt bleibt und die weißen, bauschigen Hemdärmel hervorquellen mit seinen zwei Pfeifen zu beiden Seiten der Brust, bestehend in mächtigen Hörnern, einst der Kopfschmuck eines Gemsbockes, welchen der Traubenhüter, wie er uns mittheilt, selber auf einem der schroffsten Grahte des Ifinger erlegte.

Horch! Unweit von hier in einem tiefer gelegenen Weingarten, wo die Sonne am Ersten die Frucht zeitigt, ertönt eine Männerstimme in neckischem Tone:

Gelt, Du Schwarzaugete,
Gelt für Di taugete,
Gelt, für Di warr ich recht, —
Wenn ih Di mecht!

und eine weibliche Stimme erwiedert in gleicher Weise:

O Du Blauaugeter,
Laß mi in Ru,
Ih bin nit Dei Duenal
Und Du bist nit mei Bu!

Aber ein Dritter singt dann noch lauter:

Die Lieb' ist das Duenal,
Der Verstand tscht der Bue,
So gescheidt er sich dunkt,
Foppt sie ihn dennoch genue!

und um das Concert vollständig zu machen: „Bum! Bum!" Oben am Berge wird ein Böller losgebrannt, deutlich sieht man den Rauch! —" Wie der Gesang frisch und fröhlich emporschallte zum Himmel! Da widerstehe, wer es vermag! Wir schicken uns an, den Stimmen zu folgen und laden den Saltner ein, uns das Geleite zu geben, da würde er wiederum Mehrere fangen, aber achselzuckend kehrt er uns den Rücken und schreitet in der entgegengesetzten Richtung fürbaß. Uns führt der Weg dorthin, wo er noch in der vergangenen Nacht mit einer Hellebarde statt des Besenreises als nächtlichem Scepter unumschränkt herrschte, jedoch zum letzten Mal. Jetzt darf der Feind in Gestalt eines kurzen, gebogenen Rebmessers schalten

und walten, wie er will, in dem Weingut des Wirthes von Schönna, Aloys Prunner, und er richtet arge Verwüstungen an, eine Traube nach der andern fällt unter seiner Hand; denn Buben und Mädchen, welche sie schneiden, tummeln sich emsig, und die Zumme, der hölzerne, tragkorbförmige Kübel, obwohl er anderthalb Centner faßt, füllt sich rasch. Gesang und Scherz verkürzen die Arbeit, statt sie zu verzögern; ist diese ja die angenehmste des ganzen Jahres, freut sich doch darauf Alt und Jung lange vorher, gelten doch die Böllerschüsse, mit denen der ehrsame Wirth von Schönna bei Beginn der Lese wahrlich nicht geizt, der edelsten Tochter der Mutter der Erde, der Traube! Noch ist es zwar Morgen, aber schon fehlt neben der Zumme der Bitterer nicht, das Weinfäßchen zur Erquickung für die Thätigen, und der Traubensaft vom vergangenen Jahre, der heurige, reiche Segen an „Weinbeeren" und die Böllerschüsse droben am Berge sie lassen das Blut schneller kreisen durch die Adern von Bube und Mädchen! Das ist ein Singen und Scherzen, ein Lachen und Schäkern, ein „Guckelesspielen [1])" hinter den breiten Blättern der Rebe, und die Wirthssöhne gehen den Anderen mit gutem Beispiele voran.

Nur zwei, ein Mädchen und ein Bursche theilen nicht die allgemeine Fröhlichkeit; auch nicht ein einziges Scherzwort kommt über ihre Lippen wortlos und gemessen verrichten sie ihre Arbeit, beide meistens

1) Versteckspielen.

weit von einander durch die Uebrigen getrennt. Dennoch konnte das Mädchen, wenn sie sich völlig unbemerkt glaubte und vor ihr jener Bube sichtbar ward, welcher an Größe ihr selbst gleich, fast alle Andern weit überragte, nicht unterlassen, so ganz verstohlen einen Blick auf ihn zu werfen, fügte es sich jedoch, daß sie beide zugleich auf eine Zumme zuschritten, Trauben hineinzuwerfen, dann stand das Mädchen eine Weile still, bis der Bursch wieder fort war. Ihre Gefährtinnen thaten ganz das Gegentheil, und manch feuriger Händedruck ward über der Zumme gewechselt. Nur ein einziges Mal wollte es der Zufall, daß des Burschen Hand unversehens die ihrige streifte, und da zuckte sie leicht zusammen, die große, kräftige Gestalt, daß Jemand, der es bemerkt, auf allerlei Vermuthungen hätte kommen müssen. Es waren Nothburga, die Wirthstochter von Schönna, und Damian Stauber.

Seit dem Fortgange der beiden Moidel waren die Staubers, Vater und Sohn, mit den Wirthsleuten viel bekannter geworden. Der Vater suchte das Wirthshaus, in dem er zuvor äußerst selten gesehen wurde, auf, weil ihm „derweil bang war," wie er sagte, seit seine Miedel mit ihrer Mutter davongezogen war. Damian that dasselbe aus Sehnsucht nach dem gleichen Gegenstand, an dem sein leidenschaftliches Herz noch immer hing. Ehedem erblickte er wenigstens zuweilen Moidel, das hatte nun auch aufgehört. Bei all seiner Liebe eine zu kernige Natur, um, wie Linus, in dumpfes Brüten über Dinge,

die sich nicht ändern ließen, zu versinken, suchte er fröhliche Gesellschaft auf, und da der dem jungen Bauern trotz aller Heftigkeit innewohnende edle Charakter ihn vor Trunkenheit und wüstem Treiben bewahrt hielt, so war sein Vater ganz damit einverstanden. Abends und Feiertags fanden sie sich gar oft beim Wirthe zusammen, und das alte Mandl, Jahre lang gewohnt zu plaudern und zu scherzen mit seiner Miedel, hatte in Ermangelung derselben gar bald Nothburga zu seinem Liebling erklärt. Zuerst zog sie sich aus leicht begreiflichen Gründen vor dem Vater ebenso scheu zurück, wie vor dem Sohne. Wenn er sie aufforderte, sich neben ihn zu setzen, gebrauchte sie immer eine Ausrede, aber da das alte Mandl sich dadurch nicht abschrecken ließ, mußte sie sich endlich in das Unvermeidliche fügen, um durch längere Weigerung nicht zur Verrätherin des eigentlichen Grundes derselben zu werden. Es war ihr eigen zu Muth, wenn sie neben dem Vater saß, so oft dem Sohne gegenüber! Die anfängliche Befangenheit überwand sie bald. Es war ja des alten Mandls Herzenswunsch in Bezug auf Moidel kein Geheimniß geblieben im Dorfe, und wenn sie immer mehr und mehr deren Stelle einnahm bei ihm, durfte sich ihr wohl die Frage aufdrängen, ob sie das vielvermißte Mädchen nicht auch einmal bei dem Sohne ersetzen würde; sie hielt sich ja nach ihrem Besuche in Fartleis überzeugt, daß Moidel dem türkischen Linus zugethan war. Jedoch die Gleichgültigkeit Dami's gegen sie blieb nach wie vor.

Wenn die beiden Stauder der Aufheiterung wegen das Wirthshaus des Dorfes oft besuchten, so lag es an diesem nicht, blieb ihr Zweck unerreicht, denn es war ein lustiges Haus in der That, und soll es von jeher gewesen seyn, seit vor mehreren hundert Jahren die Familie Prunner in den Besitz desselben gelangte. Der gegenwärtige Wirth, der Luis, ein Mann von außergewöhnlicher Ausdehnung nach allen Richtungen hin, stellte sich und Anderen zwei Grundsätze als die obersten auf. „Mich dunkt alm, wenn man g'sund ischt, ischt man reich genüek!" lautete der erste, und der zweite noch öfter von ihm im Munde geführte: „Die Luschtigkeit ischt halt a Bissel G'sundheit, moan ich!" — „wenn man nit Gott beleidiget, moan ich," pflegte er dann regelmäßig hinzuzusetzen. Er hielt es für seine Pflicht, jeden Gast nicht nur durch den besten Wein, sondern auch durch die fröhlichste Unterhaltung aufzuheitern und unterschied sich dadurch wesentlich von seinen Standesgenossen in gegenwärtiger Zeit, daß er sein Haus nicht als einen Sammelplatz angesehen wissen wollte, in dem man die Leiden, unter deren Druck das Land seufzte, weitläuftig besprach und seiner Trauer und Verzweiflung Ausdruck gab. Er war ein so vortrefflicher Patriot, wie nur einer, und trotz seiner vorgerückten Jahre bereit, auf den ersten Ruf nicht nur seine Söhne, sondern auch sich selbst gegen den Feind zu stellen, aber ein Langes und Breites über die Noth, welche die Bayern über Tirol verhängten, zu reden, das war nun einmal ganz und gar nicht die Sache des alten,

lustigen Luis, das duldete er auch nicht bei seinen Gästen, und hatte der eine oder der andere von ihnen sich recht in Jammer hineingeredet, so schlug, wie der Blitz, ein herniges Scherzwort, ein beißender Witz, hinein, daß das trübseligste Angesicht von der Welt heiter werden mußte, es mochte wollen oder nicht, und nur in einem einzigen Falle verlor auch der Wirth seine gute Laune: dann, wenn seine Bemühungen, sie seinen Gästen zu geben, erfolglos blieben.

Wie der Vater, waren auch Mutter und Kinder. „Wir seyn Alle Hupfauf!" konnte der Erstere mit Recht von seiner Familie sagen, und daß seine einzige Tochter, die Burgele, seit einem Jahre etwa ein wenig aus der Art geschlagen war und statt „Hupfauf" zu seyn, ernst und gemessen dahinschritt, wenn sie auch nicht gerade den Kopf hängen ließ, das erschien ihm als ein arges Kreuz, welches er in seinem stillen Sinn tausendmal verwünschte, ohne die Ursache davon ergründen zu können. Nothburga kennen wir schon besser, als ihr eigener Vater; wir wissen, weßhalb sie am heutigen Morgen Damian, mit dem sie freilich oft zusammen gewesen, aber noch nie gemeinsam gearbeitet hatte, sucht und flieht zu gleicher Zeit. Er war vom alten Luis bei dem großen Mangel an Tagwerkern und weil er selbst daheim gerade nicht viel zu thun hatte um Hülfeleistung bei der Traubenlese ersucht worden. Machen wir auch die Bekanntschaft von Nothburga's elterlichem Hause. Ihr einer Bruder, der lange Florian, läßt sich eben eine traubengefüllte Zumme auf den Rücken lupfen und wandert

mit ihr heimwärts. Wir begleiten ihn; aber auf der kurzen Strecke von einer Viertelstunde wechselt fünf, sechs Mal unsere Gesellschaft, soviel Burschen sind in gleicher Entfernung von einander aufgestellt und gehen beständig hin und her, indem sie sich im Tragen der gefüllten und der leeren Zummen ablösen.

Da liegt es vor uns, das zweistöckige, stattliche massiv aus Steinen aufgeführte Haus [1]) mit seinen eisernen Gattern vor den Fenstern, zur Rechten im ersten Stock der weitvorspringende Erker mit der „Ausladung," dem einzigen vielscheibigen Fenster, und an den beiden Enden des Hauses die „Turkeln" die hohen gewölbten Hallen, wo Weinfässer stehen und nicht minder mannshohe dickbäuchige Bottiche, jene Fässer, in welche die Trauben zunächst aus den Zummen geschüttet werden. Droben im Wirthszimmer ist bereits eine kleine Gesellschaft um den Erkertisch versammelt, um einen „Neuner" zu nehmen, dem bei Einigen vielleicht schon ein Achter und Siebener voranging. Wenigstens zeigt bei ihnen ein fast untrügliches Thermometer, die Nase, daß die innere Wärme schon auf einen höheren Grad gestiegen ist, als die äußere. Am Höchsten stieg sie bei einem sehr behäbigen Alten mit vollen Pausbacken und doppeltem Kinn, welcher den Vorsitz oben am schweren Eichentische führt, den er beständig fortzurücken bemüht ist, damit dessen Kante nicht in unliebsame Berührung mit dem wohl-

1) Nur Wenige, die sich etliche Wochen in Meran aufhielten, dürften es nicht besucht haben.

gerundeten Vorgebirge kommt, welches nicht weniger den Stolz seines Inhabers ausmacht, wie die vollen, schwellenden Waden; beim „Wadelmessen" war ihm ja in den letzten zehen Jahren der erste Preis immer gewiß gewesen!

„Der sakkrische Tisch, Leut!" rief der Alte. „Mir kimmt für, er wachst alm, da ist kei Mittel, von Monat zu Monat, muß ihn alm weiter rucken, das Ding ischt mer seltsam!"

„Kummer treibt den Bauch auf, Luis," entgegnete lachend ein Anderer. Das ischt a alte Hauben, Du sorgst zu viel!"

„Ischt mei Sach' niemals gewesen, Jackel! Alm luschtig-übrisch, und darum hab' ich ausgeschaut — Gott sey's gedankt — mein Leben lang, wie's Leben und alle Täg einen Hunger, ich möcht' die Roß' sammt den Eisen fressen!"

„Wünsch' beschten Appetit, Luis!"

„Noch a Seidele, Valquinter [1]), noch a Seidele!" und ehe der Gefragte sich noch für Ja oder Nein entschieden hatte, trippelte der Kamerier [2]) mit dem leeren Seidel wieder von dannen.

„Das Gratscher [3]) Peterle ist hereingemäuselt, man weiß nit wie," sagte Jackel, der Valquinter, „und mit dem Seidel auf und durch, wie's sein Brauch ist!"

„Ah, grüeß Gott, Doctor, seyd Ihr a schon vor-

1) Valquint (Vallis quinta) heißt ein Bauernhof unweit Schönna. 2) Kellner. 3) Gratsch ist der Name eines Dorfes unweit von Meran.

handen?" rief der Wirth dem eintretenden Arzte von Schönna entgegen, „kommt so spat, hätt' Euch gar nit verhofft mehr! — Peterle, Peterle!"

Der Kamerier, ein Männchen mit sehr unansehnlichen Waden, kleinen grauen Augen und einem Lammgesicht, das jedoch nicht ganz ohne ein wenig Verschlagenheit war, wovon es ja auch schon ein Pröbchen zum Besten gab, erschien höchst eilig.

„Ah, Herr Doctor Krummbein, gebt mir den Hut!"

Dienstfertig nahm er dem langjährigen Stammgast den Hut ab und hing ihn an einen der vielen Enden des Hirschgeweihes an der Wand, das zu diesem niedrigen Dienste verdammt war, worauf er dem Valquinter sein Seidel hinstellte.

„Frische Füllung, Peterle!" Der Arzt reichte ihm die Schnupftabaksdose hin.

„Vergelt's Gott, Herr Doctor! — a Seidele?"

„Heut nit, Peterle, a Glasele frische Milch!"

Wenn eine Bombe vor dem Hause geplatzt wäre und die Stücke in die Stube hineingeflogen, die Wirkung hätte nicht gewaltiger seyn können, wie die jener an sich so harmlosen Worte. Das Gratscher Peterle, in der einen Hand die seidene Zipfelmütze mit einem ungeheuren Klunker daran, zwischen den Fingern der andern die Prise, ließ, wie auf Commando, beides zur Erde fallen und schaute mit offenem Munde und einem über alle Maßen dummen Gesichte den Doctor an, und auch der Wirth nebst seinen Gästen waren für etliche Augenblicke völlig sprachlos, während der, wel-

cher so als Freudenstörer auftrat, mit verdrießlichem Gesichte seinen gewöhnlichen Platz einnahm. Der alte Luis kam am ersten wieder zu Worte und sagte in einem Tone, den er vergebens scherzhaft zu machen suchte.

„Ihr macht Schracksen, Doctor, gelt? — Peterle, dem Herrn ein Seidel!"

„Nein, nein!" eiferte der Doctor, Milch und noch einmal Milch! G'schwind! Ich hab' einen Brustkatarrh schon zehn Täg, muß mich halten."

Während der Kamerier mit noch ganz trostloser Miene sich langsam davon machte, um ein Begehr zu erfüllen, das fast niemals beim lustigen Luis in Schönna, am Wenigsten aber aus dem Munde des Doctor, des ersten Weintrinkers im Dorfe laut wurde, sagte der Wirth: „Doctor Schwabe, Euer Vorgänger, hat alm g'sagt: Ein Brustkatarrh währt dreißig Tage, wenn man Wein trinkt und neun und zwanzig wenn man keinen trinkt und — —"

„Ich bin selbst Arzt und muß Das am Besten wissen!"

„Aber Ihr verführt mir die Gäste, Doctor! Ich bin auch Arzt! Die Lustigkeit ischt halt a Bissel G'sundheit, moan ich — wenn man nit Gott beleidiget, moan ich, und ohne Wein geht's nitte.

Das Gratscher Peterle stellte die Milch hin; nachdem Doctor Krummbein mit saurem Gesichte, als wenn er Essig tränke, einige Schluck gethan, sagte er: „Zum Luschtigseyn ist keine Zeit nit! Habt Ihr's schon gehört? Der Simon Platzer, das feine Mandl,

der Cooperator von Riffian ist heut' in der Fruh auf und durch, und die bayrischen Militäristen seyn ihm auf den Fersen [1])."

„Machst dächt sagen!" riefen die andern Gäste und kehrten sich Alle zum Doctor, aber der Wirth statt am Tische zu rücken, rückte sich selbst unruhig hin und her auf der Holzbank.

„War gestern vorgeladen vor dem Meraner Landrichter," fuhr der Arzt fort, weil er dem neuen bayrischen Pfarrer nit folgen will; hat gemeint, ihn zu retten, der Richter, aber heut' Morgen sollten ihn die bayrischen Lumpen gefangen nehmen. Als sie kommen, ist das Nest leer, wird gewarnt worden seyn."

„Gott sey gedankt," brachen die Gäste aus. Der Wirth stimmte mit ein und sagte darauf: „Freuen wir uns darüber und lassen das Andere bei Seit, ist nit zu ändern! Hört Ihr die Böller krachen? Seyn die meinigen! — Gesundheit, Dami!"

„Sollst leben, Luis!"

Damian, den es eben getroffen hatte, die letzte Strecke nach dem Hause mit einer Zumme voll Trauben zurückzulegen, war heraufgesprungen, um sich über Dieß und Jenes, was die Lese betraf, Bescheid zu holen, und mußte, wohl oder übel aushalten, um sich vom Gratscher Peterle ein Seidel frisch aus dem Faß füllen zu lassen.

---

1) Siehe: Bilder aus den Kriegszeiten Tirols von Alois Flir. Innsbruck. Wagner 1846. Seite 68 ff.

„Arbeiten meine Buben brav, Dami?“

„Was denn, Luis?“

„Selle Geschäfte taugen ihnen nit! Stoßen mit ihren Köpfen die Sterne ein, die Batteien erst recht. Die haben gar weiten Weg zu machen, wie sie sich bucken, mein' ich. Das Raufen taugt ihnen besser, den Schwängen; wenns darauf ankommt, seyn sie Doctor der Wissenheit, gelt, Medicin-Doctor? Das Raufen ischt nixnutz, aber ich gäb' lieber Hundert Gulden aus, als daß ich sehch, daß der Flor, oder der Blas [1]) oder der Josel beim Raufen verspieleten! — Wird schon nit mehr weit von hier seyn, der Josel, mein' ich, wenn er gestern obe gefahren ist bis Moos.“

Dem Damian schmeckte der Wein noch schlechter, als dem Doctor die Milch bei den Worten des Alten, der in munterer Laune gar nicht im Entferntesten daran gedacht hatte, daß Damian noch eher die Sterne einstieß, als seine Söhne, und doch bei jener Rauferei mit Linus besiegt worden war, von der sich allgemein die Kunde verbreitet hatte, wenn auch fast nur die Betheiligten wußten, weßhalb sie sich entsponnen.

„Reich' mir einmal das Salzbüchsel von der Stehle [2]), Peterle, will a Bissel Salz zum Brod nehmen,“ sagte Damian.

„Der Dami ist verliebt, merkt Ihr's?“ fuhr der Alte fort in seiner gewohnten, scherzhaften Weise;

---

1) Blasius. 2) Brett an der Wand.

aber im Innern des jungen Bauern kochte es, und seiner aufbrausenden Natur gemäß hatte er schon eine vorschnelle Antwort auf der Zunge, da trat ein Sanct Martiner Bursche ein und lenkte aller Aufmerksamkeit auf sich, wie dieß immer der Fall war, zumal wenn sich Mädchen in der Stube befanden. Da entstand dann ein Kichern und Flüstern, Gott weiß, wie sehr, und obwohl er schon ein alter Bursche war und ihm mehrere Zähne fehlten, pries sich doch die Dirne, zu der er sich setzte, noch glücklicher, als wenn ein straffer Zwanzigjähriger mit rother Wange sich zu ihr gesellt hatte. Peter Ilmer, so nannte er sich, war eine vielgesuchte Person, der Liebling aller Jungfrauen, alter und junger, mit und ohne Kranzel im ganzen Thale Passeier und bei Meran herum. Beständig trug er festtägliches Gewand, Rosabänder um den Hut mit großen Schleifen, einen mächtigen Buschen darauf von künstlichen Blumen, und von natürlichen, wenigstens von Rosmarin, vorne im Knopfloch des Janker, ganz wie ein Hochzeitbitter, und doch bat er nicht zu bestimmten Hochzeiten, sondern lud überhaupt Alles, was heirathsfähig war, schon durch sein Erscheinen zum heiligen Ehestand ein. Verlöbnisse und Heirathen, das waren die Elemente, in welchen Peter Ilmer umherschwamm, wie das Fischlein im Wasser. Nachdem er sein Gütel drinnen in Sanct Martin durch Spiel und Trunk verhauft hatte, griff er zu dem Geschäfte eines Eheprocurators und trieb, da er zu diesem Ende allenthalben aus- und einging, auch in Rindern, Schafen u. s. w. Commissionsgeschäfte.

Dabei stand sich sein Beutel nicht übel, er hatte immer einige Gulden übrig, sie in der Gesellschaft guter Kameraden, zumal Franz Raffls zu verthuen, und weil er, was Rinder und Schafe anbelangt, ein scharfes und ein glückliches Auge hatte, war er auch in anständigen Häusern, wie beim lustigen Luis, besser gelitten, als dieß sonst der Fall gewesen wäre. In seiner Eigenschaft als wandernder Neuigkeitskrämer packte er auch am heutigen Morgen gleich seine Waare aus und erzählte, was sich an Vorfällen mittheilen ließ, welche von Seba und Schönau, vom Fuße des Thümbels bis zum steinernen Steg in jüngster Zeit sich zugetragen hatte; die „Stadtner" ließ er ganz aus seinem Bereich, er erklärte, daß er sich nur um die „Bauernschaft" kümmere, nur für diese wirke und strebe, und so erhielt er denn auch beim lustigen Luis, wie überall, sofort unentgeltlich einen Imbiß; „das wird nit müssen seyn!" sagte er dann jedesmal, aber es mußte doch seyn, wenn man seine Gunst nicht verscherzen wollte.

„Eins wird mir leid seyn bis zum Grabe," fuhr er im Verlauf seiner Rede fort, „daß ich nicht einmal den kleinen Finger mit im Spiele hatte, als der Raffl von Unterfartleis die Wittwe Eigner heirathete! Das hätt' mir Ehr gegeben bei meiner ganzen Bekanntschaft, denn eine bessere Ehe gibt's nit, seyn wie zwei junge Leut miteinander, die Beiden! Ischt alm dahoam, der Raffl, man sicht ihn nit in Schenken, noch Buschen mehr. Warr die Tochter lei die halbe Mutter!"

Peter Ilmer stieß einen Seufzer aus, aber Damian rückte ihm näher. Er that, als wenn er es nicht bemerkte und blinzelte nur, kaum erkennbar einige Augenblicke zu ihm hinüber.

„Die Tochter ist brav, wie die Mutter," sagte der alte Wirth nachdrücklich, „da fehlt's niedersch!"

Doch der eine Bauer, der Valquinter, ein alter, wohlhabender Junggeselle, der wohl einmal selber, obwohl vergeblich, ein Auge auf die Jungfrau zu werfen sich getraut hatte, murmelte für sich hin: „Stille Wasser haben tiefe Graben" und fragte dann in möglichst gleichgiltigem Tone: „Wo fahlt's denn, Peter Ilmer? Begehrt sie auf mit dem Stiefvater?"

„O bei Leib, der hat kein Wörtl zu mir geredt von dem Mädel, aber in Sanct Martin hab' ich so beiläufig Allerlei g'hört, daß sie mit Einem so eine Bekanntschaft hat — — na — ich sag' nix weiter — ich weiß nix!"

„Das glaub' ich gern, daß Du nix weißt," nahm der Wirth, dem die Adern anschwollen auf der Stirn, das Wort, und zwar so heftig, daß das Zimmer dröhnte und der zipfelmützige Kamerier wiederum mit offenem Munde dastand und merkwürdigerweise ganz vergaß, zwei eben leer gewordene Seidel zu neuer Füllung fortzunehmen. „Des Eigners Moidel ist das sauberste, bravste Madel weitum, das sag' ich Dir Bursch! Wer ein Wörtl mehr dawider redt, ist ein niederträchtiger Verläumder, nun weißt Du's! Ist die beste Freundin von der Burgele, kommt morgen, sie heimzusuchen! Hast Du's g'hört, Peter?"

Der alte, hinterlistige Bursche war ganz blaß geworden vor Schrecken.

„Magst dächt sagen! Das hab' ich gar nicht gewüßt! Hast Recht, Luis, ist das beste Madel! Die Leut' seyn schiech!" und schnell sprang er zu einem andern möglichst heitern Unterhaltungsgegenstand über, um den Alten nach Kräften wieder zu beruhigen. Er wußte recht gut von dem Besuch der Moidel, der Vertraute ihres Stiefvaters, sollte er als Werkzeug desselben dienen, um dessen Rache zu befriedigen und zunächst einen recht trüben Schatten auf Stunden der Erholung und des Vergnügens zu werfen, welche seine Tochter so lange ersehnt hatte. — Die Andern hatten zu der Erwiderung des lustigen Luis geschwiegen; im Herzen gaben sie ihm Alle Recht, und der Valquinter schämte sich dessen, was er gedacht und geredet hatte. Damian war der Einzige, bei dem die Worte Peter Ilmers Eingang fanden und das entging diesem nicht. Der Eheprocurator in kurzer Hose und Lodenjacke fühlte sich nicht recht behaglich mehr und entfernte sich bald. Mit ihm verließ Damian das Zimmer, um wieder nach dem Weingarten zurückzukehren. Vor dem Hause stand der Erstere still und schaute blinzelnd auf den jungen Bauern, indem er erwartete, derselbe werde für gute Worte und etliche Silberstücke weitere Aufklärung wünschen, aber da täuschte er sich gewaltig in Damians geradem, biedern Sinn!

Die Neuner-Gesellschaft unterhielt sich noch über die scharfe Zunge Peter Ilmers, indem sie beschloß,

sich denselben ein gut Theil Schritte weiter vom Leibe zu halten, als bisher, da wurde unten auf dem freien Platze vor dem Hause eilfertiges Hin- und Herlaufen, laute Stimmen vernehmbar, und eben steckte der lustige Luis seinen Kopf aus dem Fenster, um zu sehen, was es gäbe, da rief seine wohlbeleibte, wackere Gefährtin durch's Leben, das beide keineswegs als ein Jammerthal anzusehen gewohnt waren, zur Thüre herein: „Der Josel kimmt, der Josel kimmt!“

Da verfügten sich Alle schnell die Treppe hinunter, und des Wirthes Freude, den Sohn wiederzusehen, hätte ihn bald zu seinem Unglück jenen Theil seines Körpers vergessen lassen, der sich mit dem Erkertisch gar nicht vertragen konnte; noch eben zur rechten Zeit erfaßte er den Strick, welcher die Stelle eines Treppengeländers versah.

Von allen Seiten kommt Alt und Jung herbei und strömt nach dem Birkenberg, den die Schönnaer Hirten mit ihren Heerden zunächst hinaufziehen müssen. Der Wind trägt von Zeit zu Zeit ein leises, liebliches Geklingel durch die Luft; bald tönt es ununterbrochen fort und wird endlich zum klar vernehmbaren Schellengeläute, und die stattliche weiße Leitkuh wird sichtbar, um die gekrümmten, glänzenden Hörner flattern seidene Bänder, farbige Kränze gewunden, weite Blumengewinde um den „Schragen,“ den von Kraft und Fülle strotzenden Leib, roth und blaue Seidenstreifen sogar am Schweife. Der Leitkuh folgen gehorsam all die andern Rinder, und den Schluß des

Zuges bilden die Hirten im Festgewand, Männer und Knaben.

Als die, welche ihnen entgegen gehen, sichtbar werden, schwenken sie die mit silberblättrigen, goldenblüthigen Alpenrauten geschmückten Hüte. Dann strömt aus frischer Kehle frischer Gesang und mit einstimmen harmonisch die Glocken der Rinder:

Steh nun auf, steh nun auf, frischer Melcherbue,
Steh nun auf und melch die Kuah!
Es schwögeln ja schon die Vögel laut,
Die Sonne schon auf's Jöchel schaut!
Steh nun auf, steh nun auf, frischer Melcherbue,
Steh nun auf und melch die Kuah!

Kling, klang, klong, kling, klang, klong schallt's vom Berg und Thal,
Kling, klang, klong schallt's überall,
Und die Sennerin singt das Almenlied,
Z'höchst, wo der Speik und Rauten blüht.
Kling, klang, klong, kling, klang, klong schallt's vom Berg uud Thal,
Kling, klang, klong schallt's überall!

Nit verzagt, nit verzagt über Schrof' und Wand,
Ist ja dächt noch das Vaterland!
A noch, wo die Gams den Walzer tanzt,
Wo rieg's um's Eis vom Ferner glanzt,
Nit verzagt, nit verzagt über Schrof' und Wand,
Ist ja dächt noch das Vaterland!

Verwandte und Bekannte haben den Zug erreicht; nun beginnt ein Händedrücken und Begrüßen, nur der lustige Luis, durch seine Körperverhältnisse an raschem Gehen verhindert, kommt noch langsam und

würdevoll hintendrein, und das hätte dem reichen Manne auch sonst geziemt, der ja von all den Rindern soviele sein nannte.

Horch! Andere Glocken ertönen! Von dem Thurme des Heimathdorfes und von den Dörfern jenseits der Passer, daliegend im Morgensonnenscheine, von Riffian und Kuens, und aus dem Thalkessel, von den Kirchen Merans. Das ist das Betläuten! Gruß und Plaudern verstummt, Aller Häupter entblößen sich, aller Lippen bewegen sich zum Gebete, und während der Mund den englischen Gruß lispelt, dankt auch Mancher im Herzen für die glückliche Heimkehr von der Alm. Aber der lustige Luis, sein Käppchen in der Hand, alleine dastehend, noch ein wenig hinter den Andern sieht so bewegt und ernst aus, wie nur selten. Der Hirtenbube, der vor etlichen Monaten verunglückte und seitdem starb, ist sein Göthel [1]) gewesen, und als nun auch er anlangt bei den Hirten, nicht den Sohn begrüßt er zuerst, sondern einen Knaben, der gar fröhlich drein schaut, fröhlicher als er sonst zu thuen pflegt, der seine Augen schweifen läßt nach allen Richtungen, als wenn er sich nicht satt sehen könne an all der Herrlichkeit, an „Wein“ und „Käschten.“ Das ist Christoph, der Sohn des Bauern von Unterfartleiß. Den heißt der lustige Luis herzlich willkommen und rühmt ihn, daß er auf der Alm so brav gehütet und auch nicht ein einziges Stück zu Schaden gekommen.

1) Pathkind.

Christoph hatte der Einladung des Wirthsjosele, der ihn als einen kleinen Kameraden behandelt hatte in jeder Weise, da er ja der Moidel Bruder war, Folge leisten und mit ihm nach Schönna gehen dürfen, wo ihm seine Schwester am morgenden Sonntage abholen wollte. Als er im Wirthshause anlangte, war auch schon Nothburga da; hurtig nahm sie von dem eisernen Kogel an der Wand neben der Treppe, wo am runden eisernen Drahten die Schlüssel hingen, mehrere von ihnen herab und eilte davon. Bald standen Eier und Brod und Wein und leckerer Honig auf dem Tische, dem Bruder ihrer Freundin aufzuwarten, und obwohl in Kurzem Mittag war, er mußte durchaus erst ein Halbmittag zu sich nehmen. Doch Christoph hatte so viel zu schauen, daß er das Zulangen würde vergessen haben, wenn ihn nicht der alte Wirth schmunzelnd dazu ermahnt und ihn ein wenig mit seinem Staunen und Schauen „getratzt" hätte.

„Bin ja nit viel weiter kömme, als von der Stuben in die Kuchel," sagte der Knabe entschuldigend: „In Hinterpseier und in Gurgl ist's nit a so wie in Fartleis, draußen im Land ist's anders!"

Am Nachmittage durchstreifte er das Dorf und seine Umgebungen nach allen Richtungen hin, versuchte sich auch ein wenig in der Handhabung des Rebmessers und hatte tausend Fragen zu stellen. Obwohl Damian ihn heute zum ersten Male sah, war doch keiner so bemüht, wie dieser seine Wißbegierde zu befriedigen; nebenher erkundigte sich derselbe denn auch

noch nach Allerlei, was Christoph betraf, und wäre des Knaben Geist weniger in Anspruch genommen worden von der Vielfältigkeit dessen, was sich ihm darbot, so würde er aus der Annäherung des jungen Bauern an seine Person und aus dessen Reden erkannt haben, daß derselbe offenbar einen bestimmten Zweck im Auge hatte. Zuweilen hatte er schon die Worte auf den Lippen, nur die Gegenwart Anderer verhinderte, daß sie ausgesprochen wurden.

So lebhaft, wie Tags in den Weingärten, ging es Abends in den Turkeln zu. Die gelesenen Trauben wurden gemostet, der Most aus der Bottichen in andere Fässer, die sogenannten Stander gethan und Niemand legte eifriger mit Hand an, als Christoph. Auch jetzt fand sich Damian immer in seiner Nähe. Der eine Bottich stand in einem entfernten Winkel des Gewölbes, weitab von den übrigen. Der junge Bauer wußte es so einzurichten, daß er sich endlich mit dem Knaben, der ihm, froh erregt, Allerlei erzählte von der Schönnaer Alm, von seinem Heimaththale, ganz besonders aber von seiner neuen Schwester, allein befand. Damiau begann von dem Sandwirth und seiner Familie zu reden, wie sie soviel gälten bei Allen weit und breit und Alle sie gern hätten, auch des Sandwirths Linus sey ein rarer Bursche.

„Hast Recht, Dami," entgegnete Christoph.

„Die Moidel hat den Linus auch gern, gelt?"

„Selle ja! — Hab' auch einmal einen Gruß ausrichten gemüßt von ihm an die Moidel," fuhr der Knabe arglos fort, und als er den Bauern anblickte,

gewahrte er bei dem matten Lichte der Laterne zu seinem Erstaunen, daß derselbe ganz ingrimmig dreinschaute. Mit seinen Reden war es urplötzlich vorbei, kaum ein Wort kam mehr über seine zusammengepreßten Lippen, und als er nach gethaner Arbeit heimkehrte, da nahm er sich fest vor, am morgenden Tage seine Wohnung nicht zu verlassen, ausgenommen zum Gottesdienste, damit er nicht mit einem Mädchen zusammenträfe, welches die Gefühle der Liebe und des Hasses zu gleicher Zeit so mächtig aufregte in seiner Brust.

In dem lustigen Wirthshause zu Schönna gab es Jemand, der sein lebenlang mit derartigen Gefühlen Nichts zu schaffen gehabt hatte, das Gratscher Peterle, das meine Leser bereits kennen, im Dorfe ebenso oft „die Gratsche" genannt. Mit diesem Vogel, wie der Tiroler den Nußhäher bezeichnet, hatte der Kamerier übrigens nur das bunte Kleid gemeinsam, die vielfarbige Meraner Tracht. Die Haupteigenthümlichkeit der Gratschen, an Nahrungsmitteln, an Hasel- und Zirmennüssen im Herbste einen tüchtigen Vorrath einzusammeln für den Winter, ging unserm Peter völlig ab. Der Herbst des Lebens war auch wohl für ihn schon längst angebrochen, das Haar begann zu ergrauen, Runzeln stellten sich ein, aber aus dem ewig heitern Gesichte lachte einem ein Sommerhimmel entgegen, und niemals kam dem Peter der Gedanke, daß auch für ihn ein Winter anbrechen könnte. Daß dieß später, als bei andern Menschenkindern der Fall seyn würde, durfte er allerdings zuversichtlich hoffen, bei

dem alle heftigen Gemüthsbewegungen ausschließenden Gleichmuth, welcher ihn charakterisirte. Wie sein Herr, der lustige Luis, liebte er Nichts mehr, als fröhliche Leute zu sehen; ohne Weib und Kind, gab er an Andere, was er übrig hatte. „Das Geld hat einen hahlen, das heißt einen glatten, Schweif," sagt man in Tirol, und bei ihm bewahrheitete sich dieser Spruch ganz besonders.

Sein Revier, wo er unumschränkt waltete, war die Weinkammer, der Wirthsstube gerade gegenüber, ein kühles Gemach mit steinerem Fußboden, welches den Gläserstander, den Brodkasten, Teller und Schüsseln, sowie große Krüge voll des „Medicamentes gegen die Melankolei" und des „tamischen Wassers" enthielt, wie das Peterle Wein und Branntwein zu nennen beliebte. In der Ecke am Fenster stand das Bett des ehrsamen Junggesellen mit seiner blauen, weißgestreiften Baumwollendecke, und obwohl er es selbst ungern sah, wenn Wirth und Wirthin sich in seinem Reviere Etwas zu schaffen machten, so war doch etlichen Günstlingen, z. B. Doctor Krummbein erlaubt, an recht heißen Sommertagen hier ihr Seidel zu trinken. Am folgenden Sonntage nach dem Nachmittagsgottesdienste hatten in der Weinkammer eine Anzahl von Personen sich niederlassen dürfen, und das Peterle ließ zuweilen sogar ganz freudeverklärte Blicke darüber hinschweifen. Das hatte seinen guten Grund. Die Hauptperson war ja ein Mädchen, das gar sehr bei ihm in Gnaden stand; niemals hatte es ihn getratzt, wie andere Leute, die Gratsche genannt, an der Zipfel-

mütze gezogen. Die jüngere Moidel saß dort, inmitten des lustigen Luis und des alten Mandl. Von der Stimmung des Letztern viel zu reden, ist unnöthig, die können sich meine Leser wohl vorstellen. Die Augen des Alten glänzten, als wenn er noch ein Jüngling wäre; zu der Freude des Wiedersehens kam noch die herzerquickende Wahrnehmung, daß seine Miedel in wenig Monaten sich wahrlich gar sehr zu ihrem Vortheil verändert hatte, eine Wahrnehmung, die auch von allen Anderen in gleicher Weise gemacht wurde. Das früher so schüchterne, weiche Mädchen war ja wie umgewandelt, es lag eine Festigkeit in ihren Zügen, von der sich früher keine Spur gefunden hatte, redete der eine oder der andere Bekannte sie an, gleich war eine passende Antwort bereit, und nur ein einziges Mal kehrte auf ein paar Augenblicke der frühere Ausdruck ihres Antlitzes zurück, als nämlich das alte Mandl sich nach seiner Kuckuksuhr erkundigte. „Der Raffl muß nicht so schlimm seyn, wie er scheint, mindestens die Stieftochter hat Nichts von ihm zu leiden,“ dieser Gedanke mußte Manchem in den Sinn kommen, und das Zusammenseyn mit ihren alten Freunden und Feundinnen, das heitere Leben im Hause, nach so manchen ernsten, traurigen Tagen, ließ die mit ihr vorgegangene Veränderung noch mehr hervortreten.

Im Wirthszimmer hatten statt der Neuner-Gesellschaft junge Burschen, darunter auch der lange Florian und der Wirthsjosel ihr Quartier um den Eichentisch aufgeschlagen, röthlich funkelnden Wein vor sich, und

ließen es an Schwatz- und Trutzliedern nicht fehlen. Florian bildete sich etwas ein auf seine Länge und rühmte sich derselben gegen den kleinen Wastl, keck entgegnete der:

Ich bin a kloans Bübel,
Grad, daß mer's nit roiit,
D'rum hat halt der David
Den Goliath bloiit.

Der Lange und der Kurze stritten noch eine Weile in Versen mit einander. Dann ließ der Wirthsjosel seine Stimme laut ertönen:

Spielleut, spielt's auf
Und spart nit den Kalphon,
Ih werd' Enk schon zahlen,
Wenn ih's Geld a mal hon.

Die Musikanten des Dorfes, die inzwischen eingetreten waren, huben an, einen Tanz zu spielen, man begann, sich im Kreise zu drehen, der Josel eilte in die Weinkammer und forderte Moidel zum Tanze auf, sehr zweifelhaft, ob mit Erfolg, denn sie hatte ehedem nicht gern an so einem fröhlichen Getreibe Theil genommen. Der Josel irrte sich. Moidel willigte zu seinem und aller Anderen Erstaunen auf der Stelle ein, und der Wirth, vergnügt schmunzelnd, rief seinen Leibspruch: „Die Luschtigkeit ischt halt a Bissel Gesundheit, moan ich — wenn man nit Gott beleidigt, moan ich!"

Wie stand es inzwischen mit Damian? Nach der Vesper heimgekehrt, seinem Vorsatz getreu, war ihm

die Stube bald zu eng und er trat hinaus, ja ging noch ein wenig weiter, in der Richtung nach dem Wirthshause zu. Schnell kehrte er dann wieder um, nahm ein Gebetbuch vom Rihg, öffnete die messingnen Klammern, blätterte ein wenig darin. Darauf legte er das Buch fort, und es zog ihn so gewaltig nach derselben Richtung hin, in welcher er vorher gewandelt war, daß er bei dem Hause des lustigen Luis anlangte. Eine Weile saß er in der Turkel, wo er am Abend vorher mit Christoph gewesen war und grübelte nach über Das, was er von dem Knaben und Peter Ilmer gehört hatte. Die Musik drang an sein Ohr. „Ob die Moidel auch mit tanzt?“ fragte er sich. „Sitzt man den Buben im Schoß, taugt's einer schon! Ich will mal denken, wenn sie's thut, hat der Peter Ilmer Recht, wenn sie's nicht thut, hat er Unrecht!“ Damian ging die Stiege hinauf und sah in das Wirthszimmer hinein. Moidel rastete neben ihrem Tänzer und unterhielt sich unbefangen und fröhlich mit ihm. Vielleicht Niemand, außer Linus, hatte sich ihr Aeußeres früher so eingeprägt, wie Damian, Niemanden war deßhalb auch die mit ihr vorgegangene Umwandlung auffälliger, als ihm. Das war nicht mehr dasjenige Mädchen, um welches er Jahre lang geworben hatte! Leise, wie er glaubte, unbemerkt schlich er fort und kehrte nicht wieder zurück. Als die Dämmerung eintrat, brachen auch Moidel und Christoph nach Fartleis auf, in Sanct Martin wollten sie übernachten, sie konnten dann am andern Morgen schon zeitig wieder heim seyn. Was für

ein schöner Tag lag hinter ihnen! Die Jugendlichkeit will ihr Recht haben und hatte ihr Recht gefunden, wenn auch nur für eine Spanne Zeit! Das war ein glänzender Lichtpunct im Leben der Stiefgeschwister, und wenn es später dunkel und schaurig war um sie herum, blieb es auch in ihnen licht und hell, da richteten sie ihre thränentrüben Augen oft dorthin.

Zu denen, welche Moidel bei ihrem Besuche in Schönna gesehen, hatte auch der Valquinter gehört. Einige Tage nachher fand sich dieser ihr grauhaariger Anbeter mit Damian allein im Wirthszimmer zusammen.

„Des Eigners Moidel ist des Linus Madel worden, man sicht's ihr an," sagte derselbe, dessen Wunsch, das Mädchen zu besitzen, auf's Neue angefacht worden war.

„Ich weiß nix," erwiederte der junge Bauer barsch, indem er aufstand.

„Hab' Dich wohl am Suntig gewahrt," fuhr der Valquinter hämisch fort, „und die Moidel gewahrte Dich auch; es kam mir für, als wenn sie sagen wollt', Du thust mich derbarmen, Dami!"

„Die Moidel derbarmt mich," fuhr der Bursche wild auf. „Hätt' besser gethan, daheim zu bleiben in Fartleis, hätt' besser gethan, ihrem Buben 's Fenster zu öffnen zu nächtlicher Kurzweil, als hierher nach Schönna ihre Schande zu tragen und auf" —

„Schweig' still, Dami, schweig' still!" rief eine laute Stimme im Tone höchster Entrüstung. Die Thür, die nur eben angelehnt gewesen war, ward zu-

rück geschlagen, Nothburga stürzte herein und stellte sich gerade hin vor dem jungen Bauern mit flammenden Blicken, so daß derselbe seine eigenen Augen davor niederschlug.

„Schäm' Dich, Dami, in Deine Seele hinein," sagte sie, ohne weiter auf den Valquinter zu achten. „Jed's Lästerwort von Dir ist eine Todsünde! Nit ruhig kannst Du werden, bis Du's bereut hast in Gebet und in Thränen! Was that Dir die Moidel zu Leid, daß Du ihr solch himmelschreiend Unrecht anthust? Weißt Du wohl den guten Namen nehmen ist viel schlimmer, als wenn Du das letzte Gewand, den letzten Kreuzer ihr fortnähmest aus der Truhe; magst lieber den Bissen, den sie zum Munde führt, fortschlagen mit der Hand! — Und daß Du so reden mußt. Hab' alm viel auf Dich gehalten, hab' mir nie gedenkt, der Dami könnt' so seyn, wie ich jetzt sihch, daß er ist!"

Der zornige Ausdruck in des Mädchens Stimme hatte sich immer mehr und mehr verloren, und bei den letzten Worten war ein wehmüthiger an dessen Stelle getreten, daß der junge Bauer, der wie niedergedonnert dagestanden hatte, ganz erstaunt ward und aufzuschauen wagte auf einen Augenblick, und als er dem Mädchen, welches schwieg, in's Auge sah, was las er Alles darin: einen so ergreifenden Kummer und ein so inniges Mitleid mit ihm, daß zugleich die Quelle, aus welcher beide flossen, wie verborgen sie auch seyn mochte im Innern der Jungfrau, klar vor ihm dalag.

Bei kräftigen Naturen ist es mit der Liebe etwas ganz Anderes, wie bei schwächlichen. Die Liebe beruht auf wechselseitigem Geben und Empfangen; eine weichgeartete Natur kann sich wohl mit der Hingabe ihres Herzens begnügen, ohne daß dieselbe erwiedert wird, sich verzehren in Sehnen und Schmachten, aber auch nur eine solche. Der starke Jüngling schüttelt die sich selbst auferlegten Fesseln ab, wenn er sie auch eine lange Weile trug und kommt zur Erkenntniß, daß sein Gefühl ein falsches war; je kerniger er ist, je mehr regt sich dabei doch zugleich in ihm der Trieb, die Früchte seiner Kraft nicht für sich alleine zu behalten, sondern mit einem geliebten Gegenstand zu theilen, und wer bis dahin einsam durch's Leben zu gehen glaubte, wie durchzuckt es ihn, wenn ein günstiger Zufall ihn plötzlich erkennen läßt, daß er nicht alleine war, daß ein Weib schon lange an seiner Seite wandelte, innigen Antheil nehmend an Allem, was ihn betrifft. Wie leicht geschieht es, wenn das Weib geschmückt ist mit Vorzügen des Körpers und Geistes, daß sein Gefühl bei dem Jüngling Erwiderung findet in demselben Augenblicke, in welchem dieser dessen bewußt wird, und dieß war bei Damian der Fall.

„Verzeih', Burgele, verzeih', ich bitt' Di," stammelte er, und streckte ihr die Hände entgegen, und beide tauschten einen vielsagenden Blick aus, nur einen einzigen, denn draußen rief die Mutter nach Nothburga. Hurtig eilte das Mädchen davon. Der Valquinter, der allmählig immer weiter sich entfernt hatte

von den beiden, aus Furcht, ebenfalls sein wohlverdientes Theil zu bekommen, kam jetzt wieder näher und sagte, Damian auf die Schulter klopfend:

„Die hat Dich ausgemacht, Bue, und hast kein Wörtl dawider geredet! Ich hätt' mir fürwahr derlei nit sagen lassen."

Bei einer anderen Gelegenheit würde Damian eine zornige Antwort gegeben haben. Jetzt that er es nicht; vielleicht hatte er die Rede auch ganz überhört. Denn es war ein Morgen in ihm angebrochen, wo die Lerchen trillerten und die Nachtigallen schlugen und Alles voll war vom Sang und Klang. Freundlich den Valquinter grüßend, entfernte er sich.

---

# Achtes Capitel.

## Daheim.

„Zu Mittag kimmt der Vater!" so riefen sich auf dem Sandhofe die Kinder einander fröhlich zu. „Der Binderluis von Sanct Martin hat's gesagt, hat den Vater g'sehchen in Meran, ist gesund und frisch, wollte etliche Stunden später aufbrechen, um Mittag ist er da!"

„Hat oft an die Rosel gedacht!" sagte Rosine.

„An die Andel nit minder," meinte ihre Schwester.

„Hat die Gerdel a nit vergessen, gelt?" fügte die Jüngste hinzu.

„Weißt noch," fuhr Rosel fort, „was er uns versprach am Morgen, da er fortging? Kam zu uns in die Kammer — denn es war noch ganz in der Fruh, — und weckte uns mit einem Bussel und sagte, des Morgens und auf die Nacht, da wolle er drei Vaterunser für uns beten und drei Ave Maria, und wir möchten dasselbige auch thun für ihn —"

„O, ich hab's alleweil gethan," unterbrach sie Andel.

„Was denn anders, wird's Keiner unterlassen haben! — Zuletzt, da hat der Vater angehebt, a Bissel zu rähren, ich hab' es wohl gewahrt. Betet frei, Kinder, hat er g'sagt, meine Reise ist lang, da kann mir so allerlei Z'widriges geschehen, und jetzt ist er bald daheim, Andel, und wir haben unser Theil dazu gethan, gelt? — Wohin er wohl gereist war?" fragte sie ihren eben eintretenden Bruder.

„So auf und durch mitten im Winter! Was meinst, Hansel? Die Mutter antwortet alm, er war auf Innsbruck. Dorthin reiste er schon öfters, auch zur Winterszeit, aber er war nie so lange aus, wie heuer, hat auch ehedem nit gerährt, wenn er fortging."

„Laß gut seyn, Madel! Wer weiß, wo er gewesen ist," entgegnete Johann in geheimnißvollem Tone, als wenn er das verrathen könnte, wenn er nur wollte. — Wochenlang war der Sandwirth von Hause fort gewesen, wie er vorgegeben hatte, in Handelsangelegenheiten; doch dagegen sprachen mehrere gewichtige Umstände.

Als die Mittagszeit heranrückte, legten die Kinder ihr Festgewand an, indeß die Mutter und Regina in der Küche Vorbereitungen zur Bewirthung des Erwarteten trafen. Dann holten jene von den Buchsbaumstauden im Garten, die mit ihren Kronen nicht weit hervorragten aus dem Schnee, welchen der Jänner ausgeschüttet hatte, einige grüne Zweige und wanden aus ihnen, und einigen bunten Bändern und aus

künstlichen Blumen, welche Linus von dem Buschen seines Sonntagshutes hergeben mußte, einen Strauß, mit welchem der Vater zum Willkommensgruß beschenkt werden sollte. Sie wären ihm so gerne eine Strecke Weges entgegen gegangen, aber draußen stürmte der Thümbelswind und trieb mit den Schneeflocken sein Spiel, dazu konnte sich ja die Zeit der Ankunft des Vaters leicht verzögern, und deßhalb blieben ihre Bitten von der Mutter unerfüllt; nur Johann erhielt Erlaubniß, mit Linus sich auf den Weg zu machen. Die andern mußten sich damit begnügen, vom Fenster aus dem so sehnlichst Erwarteten entgegenzusehen. Eilig rückten sie Stühle heran und kletterten hinauf, die kleine Gerdel ihren Strauß hoch in der Hand haltend. Sechs klare Mädchenäuglein schauten erwartungsvoll hinaus auf die Heerstraße, und wenn ein recht wilder Windstoß dahinfuhr über die Passer, da wünschten sie doppelt Den herbei, zu dessen glücklicher Heimkehr sie ja selber mitgewirkt hatten durch ihre Gebete, da drückten sie ihre Köpfchen hart an die Scheiben, um auch nicht einen Augenblick einzubüßen vom Wiedersehen. Fast hätte ich vergessen, daß noch Jemand offenbar auf der Lauer stand: neben Gerdels Stuhl lag Griesel, die Hauskatze, leckte und putzte sich eifrig, und wenn sie dabei einmal vernehmlich schnurrte, kam es wohl vor, daß das Mädchen sich dorthin wandte und sich darüber freute; Regina wußte schon längst, was das zu bedeuten hatte.

„Der Vater, der Vater!“ rief plötzlich Rosel aus. „Der Vater, der Vater!“ wiederholten die Schwe-

stern. Da war kein Halt mehr, im Nu waren sie vor der Thüre des Hauses, die Treppe hinab.

„Grüeß Enk Gott, Kinder!“ rief der Sandwirth ihnen entgegen; eines nach dem andern hob er zu sich empor, herzte und küßte es.

Drinnen im behaglich erwärmten Gemache, inmitten all' seiner Lieben, bei Speise und Trank, sich erzählen lassend von Diesem und Jenem, was während seiner Abwesenheit geschehen war, was Johann, Linus und der Knecht geschafft in Stall und Scheuer, was seine Töchter gelernt, ward es dem Sandwirth immer heimlicher, immer fröhlicher zu Muthe, das sah ihm seine Ehefrau wohl an. Er redete wenig und leise, ganz gegen seine Gewohnheit, zuweilen schwieg er eine lange Weile, selbst wenn er gefragt wurde, und ließ nur seine Blicke hinschweifen von einem zum andern, und auf Frau und Kindern ruhten sie etliche Male so lange und so innig, als wenn er nach kurzer Rast ihnen wieder Lebewohl sagen müßte, fortziehen auf unbestimmte Zeit, großen Gefahren entgegen.

„Wie wöhlig ist mir daheim, Frau!“ rief er laut aus, als die Andern sich entfernt hatten.

„Jetzt lasse ich dich nit fort, Ander,“ erwiederte diese. „Sollst es fein haben bei uns. Wirst brav müde seyn, heut gehst Du keinen Schritt fort aus dem Hause, auch nicht in den Stall; der Linus hat Vieh und Frucht, Alles in bester Ordnung gehalten.“

„Hatten die Leut' dächt nit ganz Unrecht, Frau,“ erwiederte Hofer scherzend, „wenn sie meinten, Du

hätt'st das Regiment im Haus! Wolltest es mindestens gerne haben, gelt, Andel? Hatt'st mich ohne Bart nix unlieber. Es that wahrlich Noth, daß ich zwei Ochsen wettete, in allen Thälern sollt' kein längerer Bart gesehen werden, als meiner [1]). Mußt auch schon damit zufrieden seyn, daß ich jetzt gleich auf der Stelle mich durchmache nach Sanct Leonhard, zum Stroblwirth, zum Brühwirth und andern. Das erleidet keinen Aufschub."

„Ich kann mir's denken, in welcher Angelegenheit," erwiederte seine Ehefrau ernst, „will Dich nit aufhalten, Abends reden wir weiter, wie's Dir ergangen ist auf der Reise, was Du für Nachrichten mitgebracht hast. Laß Dir's wöhlig seyn daheim, Ander! Wird wohl nur eine kurze Spanne währen, daß Du dort bist."

„Wo sind wir denn daheim?" gab Hofer zur Antwort, und seine Gestalt richtete sich hoch auf, „etwa am Sand im Passeier? Wir sind daheim im Lande Tirol! Da ist's mir wöhlig, da wird's mir binnen Kurzem noch viel, viel wöhliger seyn!"

Als Andreas Hofer einige Stunden hernach zum Brühwirth ins Zimmer trat, war die warme Herzlichkeit der Begrüßung, die ihm zu Theil wurde, mit einer Ehrerbietung gepaart, welche der langjährige Freund trotz des größeren Ansehens, in dem jener stand, früher nicht gegen ihn gezeigt hatte, und als er ihn die Treppe hinauf ins obere Zimmer geleitete,

---

1) Historisch.

um dort ungestört mit ihm reden zu können, geschah dieß in so feierlicher Weise, daß Hofer sich plötzlich umkehrte und mit lautem Gelächter seinem Freunde unters Kinn greifend sagte: „Wo fehlt's denn, Brühwirth? Kennst den Ander vom Sand nicht mehr?" Eine Weile dauerte es noch, ehe der Wirth ganz und gar die ehrerbietige Scheu vor seinem Gaste überwunden hatte, doch die bescheidene, mit allerlei Kernsprüchen und Scherzen gewürzte Art, in welcher Hofer von seiner eben vollendeten Reise erzählte, stellte endlich das frühere, trauliche Verhältniß wieder her. Es war nicht mehr der Sandwirth von Passeier, der Vieh- und Weinhändler, welcher neben dem Brühwirth saß, sondern einer der drei Abgeordneten des Landes, welche die Klagen ihrer Landsleute über den bayrischen Druck soeben vorgebracht hatten in der Kaiserstadt, denen das Versprechen der Unterstützung gegeben worden war, die mit Herrn von Hormayr einen umfänglichen Plan zur Befreiung Tirols ausgearbeitet hatten, und von den Dreien war Andreas Hofer bei Weitem am Meisten ausgezeichnet worden am Kaiserhofe, hatte man ihn als den Hauptrepräsentanten des Tiroler Landvolkes angeschaut, von dessen hingebender Treue, Kraft und Ausdauer fast allein das Gelingen der Unternehmung abhing.

Genau setzte Hofer seinem Freunde den ganzen Plan auseinander, wie binnen wenigen Monaten auf eilf Puncten zu gleicher Zeit der Aufstand losbrechen, was für Anführer gewählt, wo und wie der Kriegsbedarf aufgehäuft werden solle. Er erzählte ferner,

wie er über Salzburg, Pinzgau, Brixen und Zillerthal zurückgekehrt, in Hall mit Joseph Speckbacher zusammengetroffen, durch Etschmann, Wirth in der Schupfen bei Innsbruck, den Plan der Verschwörung in allen Wirthshäusern des Oberinnthales bis in den Obervintschgau habe verbreiten lassen. Allüberall sey er bemüht gewesen, Männer und Weiber von den kommenden Dingen zu unterrichten, und allüberall habe er willige Herzen gefunden, voll Erbitterung gegen die Bayern, mit Freuden jeden Augenblick bereit, den letzten Blutstropfen einzusetzen für den Kaiser.

Der Brühwirth schüttelte nachdenklich das Haupt: „Allzuviele wissen darum, will mich bedünken, Ander," sagte er. „Das Geld hat eine gar so große Macht. Wer den Bayern verrathen würde, was im Werke ist, bekäme für sein ganzes Leben genug an Geld und Geldeswerth. Hast Du vergessen, was ich Dir von Franz Raffl und Peter Ilmer derzählte? — Und — denk' ich mir wiederum — wenn nur Wenige unterrichtet wären von Dem, was geschehen soll, mit einem Schlage an allen Orten, das wär' doch auch nit möglich. — Wir Menschen können nur das Unserige thuen, unser Hergott muß seinen Segen dazu geben, wenn's anders gelingen soll."

„Und der wird ihn geben, und es wird Alles gut ablaufen," entgegnete Hofer zuversichtlich. „Streiten wir nicht für ihn, zu seiner Ehre?"

„Hast mich gebeten," sagte der Brühwirth nach einer Pause, „für den Linus zu wirken. Der Fart-

leiser geht mir aus dem Wege nach wie vor, es nutzt nix. Aber Du hast Gewalt über die Menschen und Jeder weiß, daß Du nicht schaust auf Dich selber. Was wär' Hoch-unser-Frauentag in Sanct Martin geschehen, wenn Du dem Strutzertohndel nicht zur Seite gestanden hättest. Ist mir oft in den Sinn kommen, wärst Du nit dort gewesen, unser Herrgott hätt's später nit so gut gewandt, daß Ordnung wieder eingekehrt ist in der Gemeinde und rechtmäßige Geistliche unter dem Brixener Bischof sie verwalten."

„Im Vertrauen gesagt, Freund, der Raffl ist mir Geld schuldig, da hab' ich um so weniger was thuen können. Hab' mich gescheut bisher, ihn zu drängen, dachte alm an den Linus. Es ist gar übel, daß der Kopf und's Herz sich so oft mit einander raufen, und der Kopf verspielt's beim Raufen. Man will's dem Einen halt gern Recht machen, und thut dabei dem Andern Unrecht, dem man's am Ersten Recht machen müßt. Darf nit länger zögern, mein Geld zu bekommen, muß nit schaugen auf Frau und Kind, wenn's Vaterland ruft, aber der Linus steht mir nit so nah. B'hüt Di Gott, Freund."

„Geleit' Dich vor's Dorf, Sandwirth."

Beide waren erst wenige Schritte vom Hause entfernt, als der Fartleiser daher kam. Scheu sich abkehrend, als er sie gewahrte, wollte er einen Seitenweg einschlagen, Hofer rief ihn an und forderte ihn auf, eine Weile mitzugehen.

„Denk' die Zeit nit mehr, Raffl, daß wir bei einander waren. Hast lange kein Seidel getrunken Sand."

„Bleib' alleweil daheim, mich gelüstet's nit mehr, anders wohin zu gehen."

Der Ton, in welchem Raffl diese Worte sprach, war so über alle Maßen scheinheilig und komisch, daß Hofer der Lust, ihn zu necken, nicht widerstehen konnte.

„Was die Weiberleut' nit Alles vermögen, Raffl," sagte er. „Dir ist's vergangen, wie dem Simson. Dein Weib hat Dir das Haupt geschoren, hast nicht umsonst so kurze, struppige Haare."

Raffl erwiederte Nichts, aber indem er sich des auf ihn verfaßten Pasquills erinnerte, an das Hofer weiter nicht gedacht hatte, flüsterte er: „Wart, wenn ich Dich mal fassen kann, will ich Dich ticken[1])! Nur der Brühwirth, der ihm näher war, vernahm diese Worte, sie trugen nicht wenig dazu bei, die schlechte Meinung, die er von ihm hegte, zu nähren.

Nachdem er sich von ihm und Hofer verabschiedet hatte, forderte der Letztere seinen Begleiter in bündigen Worten auf, die ihm schuldigen dreihundert Gulden endlich innerhalb acht Tagen zurückzugeben. Raffl, statt sich wiederum auf demüthige Bitten zu verlegen, wie jener erwartet hatte, antwortete trotzig:

„Du bist ja ein Herr, der Erste im Land, und drängst einen armen Bauern?"

---

1) Historisch. Aus dem Munde des alten Brühwirthes, der zugegen war.

„Ich gebe gerne, Raffl — —“

„Wenn man's Geld genüek hat!“ ward er unterbrochen. „Dir kann's nit fehlen, wirst vollauf haben vom Kaiser. Gibt's eilf Plätze, im Land Tirol, wo der Kampf angehen soll gegen die Bayern, der erste Platz ist halt der Sand im Pseier, und für die andern zehn bist Du auch der Mann.“

Hofer stutzte, doch auch er bezwang sich und sagte herzlich: „Mich freudet, daß Du schon Kunde hast von Allem. Es thut Noth, daß Jedermann im Voraus Bescheid wisse, damit er sich richten kann. Bald ist der Jammer und das Elend zu End', bald werden die Feuerzeichen flammen und unsere Stutzen knallen, aber auch der Bayern Stutzen. Niemand weiß, wen die Kugel trifft, und jeder muß bei Zeiten sein Haus bestellen. Will Nichts vom Kaiser und brauch Nichts, aber fordere den letzten Kreuzer ein, den man mir schuldig ist.“

„Ich hab die dreihundert Gulden nit liegen, Sandwirth, und weiß nit, wo ich sie sonst hernehmen soll. Hab' keine Schätze im Verborgenen, wie andere Leute. D e i n Keller birgt halt mehr als Wein, gelt?“

Also auch sogar davon war der Fartleiser schon unterrichtet! In Hofers Herz fand endlich der Verdacht, den der Brühwirth, den schon seine eigene Frau gegen ihn ausgesprochen, Eingang, er hielt es für das Gerathenste, den Bauern nicht zum Aeußersten zu treiben, sondern bei Zeiten einzulenken.

„Wenn's denn nit anders seyn kann, will ich's

vor der Hand gut seyn lassen, Raffl. Es widerstrebt mir wahrlich, zu drängen."

„Vergelt's Gott im Himmel auf, vergelt's Gott tausendmal!"

„Vergelt' es mir, Raffl, dadurch, daß Du zu uns hältst mit Leib und Seele gegen die Bayern."

„Gewiß, gewiß, ich thu', was Du verlangst!"

Raffl's Herz wußte nichts von dem, was der Mund redete; da herrschten ganz andere Gefühle. Der Tag ging stark zur Neige, als er den Prantacher Berg hinan wanderte, dem Thale Fartleis zu, und auch in ihm wurde es dunkler, und die Mächte der Finsterniß verdrängten immer mehr und mehr das wenige Gute, was noch übrig geblieben war von den Tagen der unschuldigen Kindheit. Wohl hatte er sich gar oft ergangen in Hohn- und Spottreden gegen Gott und das Göttliche, wenn er mit Gleichgesinnten allein war, noch öfter dagegen gesündigt in Gedanken und Werken, wohl war er lediglich in's Gotteshaus gegangen zu Amt und Predigt, weil das einmal so der Brauch war, aber wenn er dann lag auf den Knieen, und der starke Mann sich wenigstens äußerlich demüthigte vor seinem Gott, wenn er mit seinen Fingern den Rosenkranz umschlungen hielt, denselben, den er schon als Knabe gehabt, und dann der Priester erschien vorm Altare, alle jene Gebete und Ceremonien, denen er schon mit beigewohnt hatte auf der Mutter Arm, vor sich gingen, vor Allem, wenn die Klänge der Orgel die Kirche durchzitterten und sich mit ihr mischte der Gläubigen Gesang, — da war doch hin

und wieder ein frommer Gedanke, ein gutes Gefühl in ihm aufgetaucht, er hatte sein Ave Maria mit Inbrunst gebetet und Vorsätze der Besserung gefaßt für die Zukunft. Lag das Gotteshaus dann hinter ihm, sie waren dann freilich nur zu schnell wieder verweht! — — Was hat nach der heiligen Offenbarung die guten Engel, welche dem Throne Gottes am Nächsten standen, zum Fall gebracht? Daß sie sich nicht unter ihn stellen wollten, sondern sich erhoben über ihn im vermessenen Stolze! Der Stolz, welcher Nichts über sich erkennen will, ist der Urquell der Verworfenheit, und je mehr dieser Nahrung saugt bei den Menschen aus den Erfolgen, die derselbe erringt im Leben durch Glücksgüter oder geistige Kräfte, desto mehr wendet sich der Mensch vom Höheren und stirbt zuletzt gänzlich ab dafür.

Wir kennen Raffl bereits als keinen gewöhnlichen Bauern, sondern ausgerüstet mit einer Begabung, die sich in seinem Stande selten findet, wir kennen ihn zugleich als einen hochmüthigen Mann, und jene gottlosen Ideen, aus menschlichem Hochmuth entsprungen, die in Folge der französischen Revolution sich auch nach Tirol verbreitet hatten, waren von Niemanden gieriger eingesogen worden, als von ihm. Andreas Hofer war schon früher der angesehenste Mann im Thale gewesen, jetzt nahm er unter allen Tirolern einen hervorragenden Rang ein, und der hatte sich vor ihm gebeugt! Diese Nachgiebigkeit machte Raffl noch schlechter, und daß er es nicht ein, sondern mehrere Male gewagt, ihn zu beleidigen, ließ ihn auf

Rache sinnen; er dachte von sich selbst zu hoch, als daß er zweifeln sollte, dieselbe noch einmal zu befriedigen. Wann und wodurch? Das waren die Fragen, die sich ihm aufdrängten, mit deren Beantwortung er sich eifrig beschäftigte, und ebenfalls grübelte er darüber nach, wie er seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen am Besten aufzuhelfen vermöchte: auch das konnte ihm nicht fehlen. „Soll ich hingehen zu den Bayern, gleich morgen, ihnen das Geheimniß der Verschwörung verkaufen?“ so sprach er zu sich selbst. Was kümmerte ihn sein Vaterland, seine Heimath? Er war daheim, wo seine sinnliche Natur Befriedigung fand und er aus dem Becher der Lust schlürfen konnte in vollen Zügen.

Als der Gedanke an Verrath ihn durchfuhr, in demselben Augenblick flog eine Schaar Raben auf von einer Fichte und schwebte mit heiserem Gekrächze über seinem Haupte, daß er erschreckt inne hielt in seinem Gange. Vorher hatte er sich so durch und durch zufrieden gefühlt, jetzt ward ihm unbehaglich zu Muth, er hätte den Gedanken gerne ungeschehen gemacht, die Stimme des Gewissens regte sich. Dann brach er in ein unbändiges Gelächter aus, und die Raben ließen plötzlich ab von ihrem Gekrächze, als ob ihnen bange geworden wäre, und der Sturm, der bis dahin gewüthet, ließ nach auf eine Weile, es war todtenstill um ihn herum, in die Tiroler Natur schien ein Schauder hineingefahren zu seyn über einen ihrer Söhne! — Der Wurm, der nie stirbt im Menschen, war scheintodt, die Flamme, die nie erlischt, hatte zeitweilig die Kraft verloren, zu brennen!

Mit kräftigeren Schritten, als vorhin, weitergehend, überlegte Raffl das Für und Wider, was sich in Rücksicht auf den Einfall, der ihm gekommen war, vorbringen ließ. Er war in der That keinesweges so genau unterrichtet, wie Hofer aus den gegen ihn gethanen Aeußerungen gefolgert. Hatte er auch in Erfahrung gebracht, daß eine Verschwörung im Werke sey, kannte er auch einige Einzelnheiten und wußte von dem Vorrath an Pulver und Gewehren im Keller am Sand, so waren Diejenigen, welche besser Bescheid wußten, aus einer Art instinctmäßiger Scheu vor ihm, in ihren Mittheilungen sehr sparsam gewesen. Durfte er auf eine große Belohnung von den Bayern hoffen, wenn er nicht recht etwas Genaues zu sagen wußte, so daß diese in den Stand gesetzt wurden, die nöthigen Schritte zu thuen? Wenn er den Feinden von Hofers Reise nach Wien, von dem Pulvervorrath erzählte, so konnte er allerdings seine Rache befriedigen. Hofer würde unzweifelhaft verhaftet werden, aber das Ungewitter, das er von Seiten seiner Thalgenossen, in deren Mitte er einmal seßhaft war, dadurch über sich heraufbeschwor, konnte durch geringen Lohn, der ihm in Aussicht stand, nicht aufgewogen werden; so bedeutend — das sagte er sich selbst — würde derselbe nicht ausfallen, um sofort Haus und Hof im Stich lassen zu können, und war es nicht häufig geschehen, daß der Feind zwar den Landesverrath sich zu Nutze gemacht, dann aber sich verächtlich abgekehrt hatte von dem Verräther, ohne die gegen ihn eingegangenen Verbindlichkeiten zu er=

füllen. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß Raffl, vorläufig keine Schritte zu thuen. „Aufgeschoben ist nit aufgehoben!“ sagte er. Will mich besser umschauen, daß ich genau erkunde, was die Leute in Absicht haben, und mich wohl vorsehen, daß der Bayer mir soviel Geld gibt, als ich brauche, ehe ich ein Wörtl rede zu ihm. Die Dinge können auch ganz anders kommen, als man denkt. Geduld, du entgehst mir auf keinen Fall, Sandwirth von Passeier!“

Raffl hatte das Bildstöckl erreicht, wo sich der Pfad vom Prantacher Berg links wendet ins Thal Fartleis. Steile Berge fallen zu beiden Seiten jäh ab in den Gießbach, und Felsen hängen über den schmalen Weg, der sich an der einen Seite in vielfachen Krümmungen hinzieht und vor Allem zur Winterszeit nicht ohne Gefahr ist. So erregt Raffl auch war, so schritt er doch äußerst bedächtig vorwärts und sann darüber nach, wie er endlich mit seinen Bemühungen, das Vermögen seiner Frau in die Hände zu bekommen, zum Ziele gelangen könnte. Der Sandwirth von Passeier hatte sich seinem Willen gefügt, und sein eigenes schwaches Weib leistete ihm beharrlichen Widerstand, daß weder Güte, noch Strenge, noch Härte im Stande gewesen war, denselben zu brechen. Die ältere Moidel hatte von Tag zu Tag deutlicher erkannt, wie furchtbar sie sich bei der Wahl ihres zweiten Gatten getäuscht hatte. Er war im Anfang wenigstens ein liebevoller Vater gegen seine Stieftochter gewesen, auch das hatte sich in's gerade Gegentheil verkehrt, er schien sogar einen Haß auf das

Mädchen geworfen zu haben, und nach dem Schlüssel dazu forschte die Mutter Gottlob vergebens. Sie war eine schwache Frau, bei all' ihrem christlichen Sinn strebte sie vergebens danach, sich in ihrer traurigen Lage aufrecht zu erhalten; nur in der Weigerung, ihr Vermögen, das ihrer Tochter an Raffl zu überlassen, blieb sie fest, darauf concentrirte sich Alles, was sie noch an Kraft besaß. „Das Weib muß anderen Sinnes werden, es muß!" murmelte Raffl. „Wozu hab' ich's denn? Andere Gläubiger wollen befriedigt seyn! Hab' es satt, Jedermann auszuweichen!"

Derlei Entschlüsse faßte der Gatte und Vater auf dem Heimwege zu den Seinigen.

Im Stübele des Wohnhauses von Unterfartleis saßen unterdeß Mutter, Stiefsohn und Tochter bei einander. Die Mutter war damit beschäftigt, aus einem abgetragenen Lodenrocke ihres Mannes für sich selbst die winterliche Fußbekleidung, die man im Passeier Batschen nennt, anzufertigen. Christoph löste Rechenaufgaben, die ihm der Pfarrer Ennemoser, da er das letztemal im Widum war, aufgegeben hatte, und Moidel spann, wie sie sich schon im Sommer ausbedungen, das Garn zu Hemden für Christoph. So fleißig sie war, flogen ihre Blicke doch nicht selten hinüber zur Mutter, und dann kostete es ihr Anstrengung, sie wieder wegzuwenden, und ihr Antlitz nahm einen noch ernsteren Ausdruck an, wie gewöhnlich. Aus der schweren Prüfung, die sie im Sommer durchgemacht, war sie allerdings an Körper und Geist gekräftigt hervorgegangen, und die Kraft hatte Bestand,

denn das Mädchen erlahmte nicht, jedoch die Fröhlichkeit, die zugleich eingekehrt war bei ihr, mußte entweichen inmitten all des Traurigen und Schlechten, dessen Zeuge sie täglich war, und sogar wenn ein trauliches Plauderstündchen mit dem Bruder sich bot, auch wenn sie sich an ihren Aufenthalt in Schönna erinnerte, rangen beide vergebens nach der kindlichen Heiterkeit, welche sich ehedem ganz von selbst eingestellt hatte. Wie auf den Gletschern ihres Heimathlandes kein fröhliches Blümchen blüht, wie sie äußerlich starr daliegen und doch in ewiger Bewegung sind und alles Unlautere von sich ausstoßend ein reiches, innerliches Leben führen, eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit beiden Geschwistern. Was ihnen persönlich widerfuhr, kümmerte sie wenig, die üble Behandlung, welche der Mutter vom Vater zu Theil wurde, empfanden sie beide gleich tief, und Moidel beschwor unzählige Male ihre Mutter, den Vater in unbeschränkten Besitz wenigstens eines Theiles ihres Vermögens zu setzen und sich selber dadurch ein ruhigeres Leben zu erkaufen. Die Bitten der Tochter machten ebensowenig Eindruck auf sie, wie die Drohungen des Gatten, und wollte sie einerseits ihrer Tochter das Erbtheil erhalten, so entsprang andererseits ihre Weigerung auch aus einem gewissen Trotze in diesem einen Stücke, wie sie schwachen Charakteren eigenthümlich zu seyn pflegt, und indem sie sah, wie ungemein viel ihrem bösen Manne an ihrer Einwilligung gelegen war, freute sie sich im Stillen darüber und diese Freude gewährte ihr Trost. Mutter und Tochter wa-

ren eben sehr verschieden von einander. Doch im Uebrigen ihre Pflichten als Gattin zu erfüllen, verabsäumte sie nicht und sparte, wo sie nur konnte, um einen Theil von Dem, was ihr Mann durchbrachte, wieder einzubringen. Es schmerzte die Tochter tief, wenn sie sich manche ungewohnte Entbehrung auferlegte, wenn sie solche Arbeiten that, wie am heutigen Abend.

„Es wird schon finster, Mutter," sagte sie. „Soll ich die Lutschehr anzünden?"

„Wir müssen gesparig seyn mit dem Oel, Moidel; werden noch eine Weile Licht haben, so viel wir brauchen."

Die Tochter schwieg. Nach fünf Minuten legte Christoph das Papier weg, auf dem er rechnete, und Mutter und Tochter mußten auch ablassen von der Arbeit! Die drei wechselten einige Worte über das Wetter und andere gleichgültige Dinge. Plötzlich knarrte die Thüre des Hauses.

„Er kommt!" stieß die Mutter hastig hervor.

„Wer?" fragte Christoph, sie anblickend.

„Der Vater, o, der Vater!" entgegnete sie, stand auf von ihrem Stuhle setzte sich dann wieder, bekreuzte sich. Der arme Knabe trat wehmüthig zu ihr heran und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Es war nur der Wind, der gegen die Thür fuhr," nahm Moidel das Wort. „Der Vater hat es schlecht derrathen heut, das Schneiben hat wieder angehebt, und der Weg ist schiech. Wär' er nur erst daheim, Stoffel."

„Mich graut im Dunkeln, zünde die Lutschehr an, Moidel," sagte die Mutter.

Die Tochter that, wie ihr geheißen worden.

Draußen pfiff der Sturm, die Fichten des Waldes knarrten unter seiner Wucht, feine Körner Schnee fuhren wispernd und knispernd gegen die Scheiben.

„Wer redet dort draußen?" fragte die Mutter, „mich dünkt, ich hört' Jemanden reden! Thu' die Schaluh vor, Stoffel!"

Der Knabe ging hinaus.

„Sey stark Mutter, ich bin bei Dir, die Moidel ist bei Dir!"

„Aber er kommt, noch heut' Abend, in dieser Stunde! O, daß er nit heimkäm', Moidel, daß er draußen bliebe im Schnee und Wind, daß ich ihn nit wiedersähe mit meinen Augen! Ich hab' Angst vor dem Vater, ich derleid's nit länger! Vor der Thür ist er, er bringt mich ums Leben —"

„Halt' ein, Mutter, um Jesu Willen! Der Christoph ist's, halt ein um seinentwillen, es ist sein leiblicher Vater!"

Als der Knabe wieder eingetreten war, ließ die Mutter zwar davon ab, der inneren Angst, die sie folterte, Ausdruck zu geben, aber ihre Unruhe war zu groß, als daß sie sich hätte überwinden können, zur Arbeit zu greifen. Mit verschränkten Armen schritt sie auf und ab im Zimmer, und als die Tochter sie anschaute, stieg ein Argwohn in dieser auf, der sie schon mehrere Male in letzter Zeit befallen, den

zu bekämpfen sie jedes Mal für ihre Pflicht gehalten hatte. Die Mutter war erst zu ihr und Christoph ins Zimmer gekommen, als es schon dämmerig war; jetzt, bei dem Lichte der Lutschehr fiel ihr das sonderbare Aussehen derselben auf. Ihre seit Monaten so bleich gewordenen Wangen waren hochroth, ihre Augen dick unterlaufen und von einem Glanze, der ihnen sonst so ganz und gar abging.

„Hol' die Cither!" flüsterte sie ihrem Bruder zu.

Der holte sie. Er machte recht lustige Stücklein auf, so gut er es vermochte, und als die Mutter ihn lobte und sagte, dem höre sie gerne zu, freute er sich herzlich und suchte noch besser zu spielen. Doch Moidel bemerkte, daß der unheimliche Glanz in ihren Augen zunahm. Sie meinte: „Die ernsten Stücklein sind noch viel schöner, gelt Mutter?"

Die Mutter nickte, Christoph machte auch solche auf, jene nahm wieder Platz und griff zu der Arbeit, Thränen rollten darauf nieder. Auf einen Wink seiner Schwester legte der Knabe die Cither fort und entfernte sich.

„Mutter ich bitt' Di noch einmal, sey stille, Dir geschieht ja Nichts!"

„Ich dachte an Schönna, Moidel, an Deinen Vater — Gott habe ihn selig! — O wenn der wüßt', wie's mir ergeht, wie's seiner Tochter ergeht!"

„Mutter, es ist Zeit, das Nachtmahl zu richten, der Vater wird bald heimkömme, richt' Du 's heut, es wird Dir gut thun, und mit jener Gewalt, die das Mädchen über die Frau errungen hatte, nöthigte

sie dieselbe, wenn auch halb widerstrebend, das Zimmer mit der Küche zu vertauschen.

Raffl langte an, polternde Scheltreden, daß das Nachtmahl noch nicht gerichtet sey, waren sein Gruß, und während desselben machte er seinem Groll gegen die Stieftochter Luft und verhönte dieselbe, warum sie denn so betrübt ausschaue, ob etwa ihr Liebster die Treue gebrochen gegen sie. Moidel gab, wie gewöhnlich, mit keinem Worte Erwiderung auf Dergleichen, sondern setzte dem eine unerschütterliche Ruhe entgegen und einen Ernst, der Raffl im Uebrigen stets in der gehörigen Entfernung zu halten wußte.

„Komm' mit mir in die Schlafkammer auf etliche Augenblicke," herrschte er seine Frau an, als das Essen vorbei war. Zitternd gehorchte dieselbe, und die Geschwister hörten mit Schrecken, wie sich ein Wortwechsel zwischen den Eltern entspann, wenn auch die dicken Wände und die schwere Thür, welche das Wohngemach von der Schlafkammer trennten, verhinderten, daß sie vernahmen, wovon eigentlich der Zank handelte. Nur zuweilen drangen zornige Ausrufe und gottlose Verwünschungen an ihr Ohr und dazwischen tönte das Schluchzen der Mutter.

Unwillkürlich griff Christoph zu seiner Cither; mit ihren Tönen hatte er ja so oft den bösen Geist im Vater beschworen, auch wenn er sich zankte mit seiner Frau, und es war nicht selten vorgekommen, daß der Streit dann nachließ, daß der Vater hereinkam und sich ruhig niedersetzte neben dem Sohne und lauschte, daß der Friede einkehrte in das sonst so

friedlose Haus auf eine Weile. Am heutigen Abend blieben Christophs Bemühungen erfolglos, immer lauter wurde der Lärm.

Horch! Was war das? Noch einmal so schnell drehte sich Moidels Spindel, aber dann entglitt der Faden ihrer Hand, entsetzt sprang sie auf, ein gellender Schrei aus weiblicher Brust war ertönt, der Mann hatte die frevelnde Hand niederfallen lassen auf sein braves Weib.

Die Thür flog auf, Raffl mit geballter Faust und funkelnden Augen stand auf der Schwelle. Auch jetzt ließ sein Sohn nicht ab vom Spiel. Mochte ihm auch noch so furchtbar zu Sinne seyn, die Haare sich ihm sträuben zu Berge, die Finger beinahe ihren Dienst versagen, eine übermenschliche Kraft schien von Oben her den armen Bauernknaben zu beseelen und ihn aufrecht zu erhalten in der Stunde äußersten Jammers, daß er die Dämonen der Hölle hinaustriebe aus der Brust seines Vaters. Solche Melodien, wie jetzt, hatte er noch nie zuvor den Saiten seines Instrumentes entlockt: das war Sphärenmusik, darin lag ausgegossen eine unschuldige Kinderseele, welche in ihrer höchsten Noth fleht zu Dem, der gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen! welche den harten leblosen Stein hätte erweichen können.

Raffl stutzte, er neigte sein Haupt ein wenig vorwärts, seine Faust blieb nicht länger geballt, die Finger streckten sich allmählich, und schon begann Moidel, die ihn mit stieren Blicken anschaute, zu hoffen, — da stieß er einen wilden, lästerlichen Fluch

aus und mit einem Satze auf den Tisch losspringend, an welchem Christoph spielte, packte er die Cither und schleuderte sie mit aller Kraft zu Boden. Die Saiten zersprangen, durch das Gemach hin schrillte es laut, zerbrochen lag das Instrument da. Christoph beugte sich nieder, die Stücke seines theuersten Besitzthumes zu sammeln, der Vater riß sie ihm wieder aus der Hand und streute sie hin durch das Zimmer.

„Fort von hier!“ rief Moidel.

Frau und Tochter und Sohn entwichen eilig und flüchteten hinüber in's Nebenhaus.

# Neuntes Capitel.

## Ein Wiedersehen.

Die Märzsonne schien freundlich herab vom blauen, wolkenlosen Himmel und goß ihren milden Schein über einen Knaben aus, der zwischen Sanct Leonhard und Unterfartleis dahinwandelte, mehrere Büchlein unter dem Arm. Der Weg war schlecht, denn das schon längere Zeit andauernde Thauwetter hatte Eis und Schnee zum Schmelzen gebracht; aber dessenungeachtet marschirte der Knabe, unser Christoph, im Geschwindschritt dahin und ließ sich nicht beirren, wenn er auch zuweilen bis über die Knöchel einsank. Er war zwar immer guten Muthes, wenn er von seinem geistlichen Lehrer kam; denn der verstand es vortrefflich, mit Worten der Lehre und Liebe ihn aufzurichten und wegzuscheuchen alle die trüben Schatten, die sich daheim über seine Seele ausbreiten mußten. Doch so fröhlich, wie heute, war er noch niemals diese Straße gezogen, und als er seine Stiefschwester

vor dem Hause erblickte, da begann er zu laufen und langte ganz athemlos bei ihr an, daß sie ihn verwundert anschaute.

„Was hast Du denn, was gibt's?" fragte sie.

„O, ich habe den Kopf so voll," erwiederte er, und der Purpur der Freude strahlte auf seinem Antlitz und er konnte Anfangs gar nicht zu Worte kommen. „Des Sandwirths Linus ist ein reicher Herr geworden," stammelte er, „hab's derfragt in Sanct Leonhard. Ist ihm draußen im Reich ein Ohm gestorben und hat ihm viele tausend Gulden vermacht und Du wirst des Linus Weib, da kann's nit fehlen, und hast Wein und Bratel Dein Lebenlang, Moidel!"

„Du machst lei Schnacksen, Stoffel, gelt?" meinte die Schwester und schüttelte ihr blondes Lockenköpfchen.

„Nein, nein, der Pfarrer hat's mir selber gesagt, Du kannst's mir fest glauben. Auf dem Sand seyn Alle voller Freuden."

Ein Beben überflog die Gestalt des Mädchens: es faltete die Hände und schlug die Augen gen Himmel. So stand es einige Minuten da und der Bruder schaute zu ihm empor mit verklärten Blicken. Dann legte es seine rechte Hand auf die Stirne und schaute nachdenklich vor sich hin, indeß ein tiefer Ernst an die Stelle des freudigen Ausdruckes in seinem Gesichte trat.

„Stoffel, red' zu der Mutter nix davon," sagte Moidel endlich.

„Warum denn nit?" entgegnete er. „Wird nit minder froh seyn, wie ich."

„Ih bitt' Di, thu', was ich Dich heiß'. Sie erfragt es ohnedies früh genug."

Aber schon trat die Mutter aus dem Hause und ihr Stiefsohn, wie sehr er auch sonst den kleinsten Wunsch seiner Schwester zu erfüllen bestrebt war, theilte ihr mit fliegenden Worten die große Neuigkeit mit.

„Nun wirst Du mich bald nit mehr brauchen, Moidel," waren die ersten Worte der Mutter, „ich wünsch' Dir Glück von ganzem Herzen."

„Des Linus Glück ist auch das meinige, Mutter, denn ich hab' ihn soviel gern und werd' ihn alm soviel gern haben; aber wie sollt' ich Dich nit brauchen? Mutter, brauchst Du Dein Kind niemer?"

In der Mutter dämmerte eine Ahnung auf von Dem, was in der Seele der Tochter vorging.

„Du hast den Linus gern und willst ihn doch nit heirathen?" fragte sie.

Die Tochter nickte und Christoph sah mit seinen klugen Augen beide an und entfernte sich dann.

„Ich hab' an meinem eignen Kreuz schwer genug zu tragen," fuhr Raffl's Weib fort. „Meinst Du etwa, ich wollt' auch Dich im Unglück sehen und Jammer, so lange ich lebe. An mir liegt wenig. Ich bin recht alt geworden in letzter Zeit; meine Haare fangen an, grau zu werden. Warum bin ich so thöricht gewesen, den zweiten Mann zu nehmen? Dafür muß ich büßen und Du mußt büßen, Moidel. Mein Leid endet nur der Tod, das Deine wird der Linus enden, und wenn ich Dich glücklich sehe, da ist auch mir besser."

„Ich sollt' Dich hier allein lassen bei dem wilden

Mann? Das thu' ich nit, Mutter! Soviel gern kann den Linus Niemand haben, wie ich ihn habe; aber hätt' ich ihn noch tausendmal lieber und wär' er unser Kaiser selbst und legte Gold und Edelsteine vor mir nieder, Mutter, ich würd' Dich nit verlassen."

Beide waren inzwischen in's Haus gegangen und setzten daselbst ihr Zwiegespräch fort, ohne daß es der Einen gelungen wäre, die Andere von der Richtigkeit ihrer Meinung zu überzeugen. Je länger sie redeten, desto aufgeregter ward die Mutter, und als Raffl aus dem Walde heimkehrte, da erzählte sie ihm so recht mit einer innerlichen Freude, welch' ein großes Glück dem Linus zu Theil geworden wäre, und malte den Reichthum, der ihm plötzlich in den Schooß gefallen, mit lebhaften Farben aus.

„Würd' der Moidel jetzt die Liebe aufkündigen," schloß sie ihre Rede, „wenn's ein armes Madel warr! Würd' sich schön dafür bedanken! Aber hat sie auch viel, ist dächt für den Mann Etwas werth, wenn die Frau etliche Tausend mitbringt als Brautschatz."

Sie weidete sich an dem innerlichen Grimm ihres Mannes, der sich deutlich genug in seinen Zügen aussprach, die arme Frau. Wie hatte sie sich verändert, seit sie mit ihm an der Hochzeitstafel beim Stößlwirth in Meran gesessen, wie waren Gefühle in ihr wach gerufen worden, die sie früher nur dem Namen nach kannte. Ihr erster Mann hatte ihr einen Himmel bereitet, sie hatten sich zu Gefallen gelebt in Allem; die Luft, welche sie in Unterfartleis athmete, war eine andere, die war geschwängert mit einem

giftigen Qualm, und das Weib war in ihr ein anderes geworden.

„Ich kenn' die Moidel, sie geht nit von Dir fort," entgegnete höhnisch Raffl.

„Meinst?" sagte sein Weib. „Da geh' ich fort von der Moidel," flüsterte sie still vor sich hin, so daß ihr Mann diese Worte nicht vernahm. — Den Nachmittag über war das Benehmen der Mutter gegen ihre Tochter so eigener Art, daß diese nicht wußte, was sie davon denken sollte und es ihr vorkam, als wenn der Geliebte, dem sie ja doch nicht folgen wollte für's Leben, schon Abends sich einstellen würde, um sie für immer fortzuführen von der Mutter. Während Raffl und Christoph im Walde arbeiteten, war jene in der Stube mit Spinnen beschäftigt, die Mutter hatte in Kuchel und Kammer zu thuen, aber gar oft trat dieselbe zu ihr, ohne daß sie ein Geschäft oder Auftrag dazu bewogen. Bei Bauersleuten liegt die Liebe wohl im Herzen, aber zeigt sich nicht so sehr in äußerlichen Zeichen. Das Bauernvolk ist ja ein hartes und kein zartes, weichliches Geschlecht. Die Zärtlichkeit fällt bei ihm im Allgemeinen weg und bricht nur hervor, wenn das Gefühl durch ganz außerordentliche Anlässe erregt wird. Wann hatte die Mutter zum letzten Mal ihren Arm um die Tochter geschlungen, wann ihr einen Kuß auf den Mund gedrückt? Moidel erinnerte sich kaum mehr der Zeit. Heute geschah es unzählige Male, wenn sie aufblickte, gewahrte sie Thränen in den Augen der Mutter. Die konnte sich gar nicht von ihr los-

reißen und kehrte immer gar bald wieder zu ihr zurück, und als sie nach Sanct Leonhard aufbrechen wollte, um dort eine Bestellung auszurichten, die nicht länger zu verschieben war, hatte es zuerst den Anschein, als wenn die Mutter sie um keinen Preis würde gehen lassen. „Du bleibst bei mir, Moidel, wir seyn nit lang mehr beinander," wiederholte sie fortwährend, trotz der Gegenreden der Tochter. Diese gab endlich nach, doch als sie sich nun wieder an das Spinnrad setzte, da wurde die Mutter andern Sinnes und bestand darauf, daß sie nach Sanct Leonhard gehen sollte. Aengstlich und kopfschüttelnd machte sich Moidel auf den Weg.

Jetzt war die Mutter ganz alleine daheim. In Gedanken versunken, saß sie im Stübele. Ihr ganzes Leben von dem Tage der Kindheit bis auf den gegenwärtigen führte sie sich vor die Seele, und Alles, was ihr an Freud' und Leid widerfahren war, kostete sie noch einmal durch. Sie hatte einen Entschluß gefaßt, einen unabänderlichen, sie hielt das für Recht was sie thuen wollte, aber es war Unrecht, und darum suchte sie ihr Gewissen durch allerlei Scheingründe zum Schweigen zu bringen. „Wenn eine Mutter stirbt," sagte sie für sich hin, „fordert unser Herrgott erst die Seele ihrer Kinder, dann erst ihre eigene, — das hat der alte Pfarrer alm gesagt, — erst soll man auf die Kinder schauen, dann auf sich, muß für die Rechenschaft ablegen vor unserem Herrn. Ich getrau' mir gar wohl zu erscheinen vor ihm, ich hoff', er wird mir ein gnädiger Richter seyn und

anders richten als die Menschen, die nur schauen auf das, was offen vorliegt. Der Mutter Sünd' ist keine Sünd', wenn sie der Tochter Seele rettet. Die Moidel ist jung, sie ist brav, aber ein junges Herz ist ein wächsern Herz, das nimmt zuletzt doch an, was es sieht und hört! Die Moidel will mich nicht verlassen, sie will alt werden bei mir. Wie war ich ehedem, und wie bin ich jetzt? Die Moidel verändert sich auch unter dem Dache des bösen Vaters, und ihr zeitlich Glück ist zerstört, wenn sie den Linus nit nimmt. Sie wird wohl rähren a Weilele um die Mutter, der Linus wird sie trösten!"

Die Mutter erhob sich, nahm aus der Truhe ein wächsernes Christuskindlein in einem gläsernen Häuschen nebst einigen Kerzen und wanderte festen Schrittes hinaus zum Bildstöckl, opferte sie der Muttergottes und betete einige Vaterunser und Ave Maria.

Als sie zurückgekehrt war, ging sie von Neuem an die Truhe, räumte Allerlei auf, ordnete die glänzend weiße Leinwand, die sie seit Jahren für die Tochter aufgespeichert hatte, betrachtete ein seidenes Mieder und einen silbernen Nuster, welchen ihr erster Mann, der Philipp, ihr verehrt hatte, als sie noch sein Mädel war. Ganz zu unterst in der Truhe war ein Kästlein, gar zierlich ausgelegt mit verschiedenen Hölzern. Hastig ergriff sie es, und als sie es nun in den Händen hielt, da zitterten diese so, daß sie es kaum zu öffnen vermochten. Was lag darin? Eine einzige Kerze von rother Farbe! Das war eine geweihte Lorettokerze, wie sie der Geistliche bei der Taufe

dem Pathen gibt; die pflegt bis zur Sterbestunde des Täuflings aufgehoben und dann angezündet zu werden. Ihr Licht ist das letzte, in welches das Auge des Sterbenden schaut, in ihrem Anschauen bricht es, um sich dann an dem ewigen, göttlichen Lichte auf's Neue zu entzünden! Das Zittern der Hände bei der Mutter hallte nach in ihrem Herzen, und wie das Kästlein ihr beinahe entfallen wäre, so fehlte auch nicht viel, daß sie den Vorsatz aufgegeben, den sie gefaßt. Muth und Kraft zur Ausführung desselben schwanden, und um sie aufs Neue zu beleben, nahm sie zu dem Mittel ihre Zuflucht, das sie schon oft in Anspruch genommen hatte in letzterer Zeit, wenn sie zu erliegen glaubte bei der rohen Behandlung ihres Gatten.

Der Abend dunkelte, da näherte sich Moidel wieder dem Gehöfte Unterfartleis, schweren Herzens. Ein matter Lichtschimmer verrieth ihr, wo sie die Mutter zu suchen hatte, und als sie nun in das elterliche Schlafgemach trat, da bot sich ihr ein so trauriger Anblick, daß sie sich gewaltsam aufraffen mußte, um zu thuen, was ihre Schuldigkeit war. Die bange Ahnung, welche das veränderte Aussehen und Benehmen der Mutter schon oft in ihr wach gerufen, ward zur Gewißheit: Auf der aufgeschobenen Schublade der Truhe, wo ganz oben das ihr wohlbekannte Kästchen lag, saß Diejenige, welche ihr das Leben gegeben, schlafend, den Kopf beinahe auf den Schoß gesenkt, das Antlitz, welches einst so freundlich und mild gewesen, hochroth von dem Geiste des Branntweines;

das flackernde, tief heruntergebrannte Licht machte das Schauspiel noch unheimlicher. Moidel kniete nieder, nahm die Mutter in den Arm, richtete den Kopf in die Höhe, und als sie so damit beschäftigt war, sie aus dem Rausch zu erwecken, trat ihr Stiefbruder ein. Ueber die Lippen des Knaben kam kein Laut der Verwunderung oder des Schmerzes, — er war schon gestählt worden in seinen jungen Jahren gegen all' die Trübsal und den Jammer, welche das Menschenleben so überreichlich bietet, — sondern eilends wandte er sich wieder zurück und holte kaltes Wasser herbei für die Stiefmutter, netzte ihr die Stirne, deren Adern dick angeschwollen waren, hielt ihr das volle Glas an die Lippen, und seine kleine Knabenhand war fest, wie die eines Mannes, auch kein Tropfen wurde verschüttet. Der Vater war glücklicherweise noch eine Strecke zurück, und so gelang es den Geschwistern, mit vereinten Kräften die trunkene Mutter in's Bett zu bringen. Das Band, welches jene aneinander knüpfte, war ein inniges; es wurde fester, unauflöslich, in den Minuten, in denen sie der Mutter den Liebesdienst erwiesen. —

Um den Erkertisch bei dem lustigen Luis in Schönna ging es an demselbigen Abend noch fröhlicher zu, als dieß für gewöhnlich der Fall war. Schwatz- und Trutzbilder hörte man nicht, auf der Cither ward auch nicht aufgemacht, und die Reden hatten, wenigstens zu Anfang, nicht den lauten, ausgelassenen Ton, der am Erkertisch sonst an der Tagesordnung war. So recht stillvergnügt

saß die Gesellschaft beim Weine; am vergnügtesten und am stillsten zugleich war ein Pärchen, das sich zwar schon seit längerer Zeit heimlich zusammengefunden hatte, aber heute zum ersten Male sich als solches vor Vater und Mutter zeigen, Hand in Hand dasitzen durfte im Wirthszimmer. Des Standers Dami und die Wirthsburgele hatten heute den Handstreich gegeben und empfangen; ihre Verlobung wurde eben gefeiert, und die Väter schmunzelten sich nicht selten einander bedeutungsvoll zu, wenn ihre Blicke zugleich auf ihre Kinder fielen. Das Gratscher Peterle war ganz außer sich vor Freude. Obwohl ihm selbst die Freuden des Bräutigam- und Ehestandes versagt geblieben waren, war er doch keineswegs unempfindlich dagegen, ja er hatte vor vier Jahren sogar eine Art Scheinhochzeit gehalten [1]), ein Ereigniß, von dem man in Schönna noch immer besonders gerne sprach und welches auch heute dem lustigen Luis zu allerlei Scherzreden Veranlassung gab.

„Gelt, Peterle, so war Dir zu Muth, als Du neben der Nanni saßest bei der Tafel? Was Du für verliebte Augen machtest, wie des Abraham Kutschräder. Du hast mein Wort darauf, das deinige Augenfutter war nit übel, Peterle. Das ist so eine Cur gegen die Melankolei, findet sich in der ganzen Apotheken keine bessere.“

Mit einer Art Verschämtheit schlug der Kamerier

---

1) Eine solche ist in der angegebenen Weise wirklich im Wirthshause zu Schönna gefeiert worden.

die Augen nieder, der — zum bessern Verständniß unserer Leser sey's gesagt — die Ersparnisse mehrerer Jahre nicht besser anzuwenden gewußt hatte, als indem er allen Verwandten und Bekannten, die Hochwürdigen sogar mit inbegriffen, ein Festmahl gab, bei dem er, um dem Ganzen einen noch bessern Anstrich zu geben, neben sich als Braut geschmückt sein sechzehnjähriges Pathkind sitzen hatte.

„Eine bessere Cur gegen die Melankolei ist der Wein," meinte er. „Müssen die Mahomedaner gar sehr melancholisch seyn, denn ich habe mir sagen lassen, daß die ihn nit trinken dürfen."

„Haben dafür mehrere Weiber," versetzte der Wirth. „Warum bist Du denn doch zu keiner gekommen, Peterle?"

„Hätt' schon eine gemögt, aber ich wußte die Mittel und Wege nicht."

„Die seyn gar mancherlei Art, der Peter Ilmer ist der beste."

Dami drückte der Burgele die Hand. Sie dachten beide des Weges, der sie zusammengeführt.

„Ich will Euch noch von einem andern erzählen," hub der Doctor Krummbein, der natürlich heute nicht hatte fehlen dürfen, an und räusperte sich. „War früher in Sanct Martin, wie Ihr wißt. Da geht nun allwöchentlich zwischen Meran und Sanct Martin eine Bötin mit einem Tragkorb, worin Eier, Brod, allerlei Neuigkeiten und Dergleichen enthalten sind, die dann an beiden Orten auf den Markt gebracht werden. In Meran wohnte eine Jungfrau, schon

erloschen alt und schwärzlich, doch in Besitz von baar 2000 Gulden, und in Sanct Martin blühte zu derselbigen Zeit ein Bäuerlein, das Lenzerjackele genannt, das plötzlich durch den Tod seines Vaters in den Besitz des Bauernhofes kam, übrigens für a Bissel batschig galt. Die Jungfrau sehnte sich nach einem Mann, das Bäuerlein nach etlichen tausend Gulden, und von dieser Sehnsucht brachte die Trägerin ein Weniges in Erfahrung. In einer vertraulichen Stunde versprach sie der Jungfrau, ihr einen Mann zu verschaffen für nur sechs Gulden, dem Jüngling that sie das gleiche Versprechen, so hoffend, zwei Fliegen oder vielmehr zwölf Gulden mit einer Klappe zu schlagen. Die Sache gedieh weiter, das Lenzerjackele und die Meraner Urschel wurden Braut und Bräutigam. Da kam die Trägerin in Geldverlegenheit und sprach die Urschel um Geld an, und erhielt drei Vierlinge Gerste, das macht vier Gulden. Dann mochte sie noch die zwei übrigen haben, aber die Urschel weigerte sich, denn die Zahlung der sechs war erst bedungen nach der Hochzeit. Voll Zorn ging die Trägerin zum Bräutigam, um die Sache wieder auseinander zu bringen, verrieth die Art und Weise, und bat auch um Geld. Der Jackel fragte mich um Rath, und ich ermuthigte ihn, kein Geld herabzurücken, und er blieb fest, und zuletzt heiratheten sich doch noch Jüngling und Jungfrau, und ich tanzte mit auf der Hochzeit."

Alle lachten recht herzlich, als der Doctor geendet hatte. Der lustige Luis sagte:

„Drei Wochen später und Ihr könnt auf einer andern Hochzeit tanzen.“

„Ich wollt', die wäre schon heut',“ nahm lebhaft der alte Stauder das Wort. „Dann wären wir Alle außer Sorgen, und für den Dami hätt' es keine Gefahr, daß er unter die bayrischen Militäristen gesteckt wird.“

„Seyd ohne Furcht,“ entgegnete der Doctor. „Verordnungen erlassen die Bayern wohl, aber die Leute zwingen, daß sie danach thuen, da fehlt's. Ist schon böses Blut genug im Land, scheuen sich, es noch zu mehren und spüren wohl, daß so allerlei ungute Dinge in der Luft liegen für sie, die sie von sich halten wollen, so lange als möglich. Ward im Februar-Monat auch verordnet, daß alle Burschen von 16 bis 21 Jahren sich zum Kriegsdienst stellen sollten, wer sich nicht stelle, ward auch nicht weiter dazu getrieben.“

Die Thür des Wirthszimmers flog auf einmal auf, Alle blickten dem Ankömmling entgegen. Es war der Strutzertohndel, der allem Anscheine nach mehr gelaufen als gegangen war, dann der Schweiß rann ihm in großen Tropfen von der Stirn, und der starke Mann mußte erst eine Weile ausschnaufen, ehe er zu Worte kommen konnte.

„Was gibt's, was gibt's?“ rief man ihm zu.

„Die Bayern, die Bayern kommen, bayrische Militäristen sind im Anmarsch. Unweit der Stadt sah ich sie vor mir gehen, dann still stehen und ein Papier entfalten. Ich schlich mich hinter einen Busch

auf die Seite, da lasen sie beim Mondenschein die Namen mehrerer Burschen, die sie bei der Nacht aus den Betten reißen wollten. Der Deine war der erst, Dami, kaum hatt' ich den gehört, so macht' ich mich durch. Dami, eil' Dich, schleun' Dich, sie wollen Dich aufheben!"

Die Bestürzung, welche sich der ganzen Gesellschaft bemächtigte, braucht nicht erst beschrieben zu werden.

„Eil' Dich, schleun' Dich!" wiederholte der Strutzertohndel. In Terlan und rund umher bei Botzen seyn die Bürschler alle durch, thuen sich zusammen, wollen dem Feind schaden, wie sie nur können. Der Tanz geht los in Bälde. Heute Morgen ist ein ganzer Haufen Militäristen auf Sanct Leonhard. Des Sandwirths Linus, der brave Bue, ist in Gefahr, wie Du!"

„Aber wohin?" rief verzweiflungsvoll der alte Stauder.

„Ueber den Jaufen!" stieß der Strutzer hervor. „Gebt Acht auf meine Worte. Keine vier Wochen vergehen, und der Sandwirth von Passeier rückt über den Jaufen gegen den Feind!"

„Ueber den Jaufen!" rief Damian mit erhobener Stimme, „und ich hole des Sandwirths Linus ab, und wenn ihn die Militäristen schon gepackt haben, ich reiße ihn mitten aus ihnen heraus!"

Ein dankbarer Blick aus Burgeles Augen war der Lohn.

„Thu', wozu Dein Herz Dich treibt!" nahm mit

bewegter Stimme der alte Stauder das Wort, aber vergiß nur dann, daß Du Deines Vaters einziger Sohn bist und daß Du eine Braut hast, wenn Du gegen den Feind kämpfst!"

Keine Zeit war zu verlieren, so daß Damian nicht einmal nach Hause ging, sondern von seinem zukünftigen Schwiegervater Geld, von den Brüdern Burgeles Gewand, Wäsche und einen Stutzen entlieh. Der Strutzer erbot sich, ihn zu begleiten, was im Hinblick auf des Sandwirths Linus auch besonders erwünscht schien; — ein paar Minuten — und beide wanderten mit eiligen Schritten den Birkenberg hinab aufs Thal Passeier zu.

Es war eine mond- und sternenklare Nacht, aber über den Jaufen zog leichtes Gewölk auf.

„Schneiben wird's noch heut', mein' ich," sagte der Strutzer, „um so besser für Dich, da geht Deine Fährte verloren!"

Von dem Thurme der Kirche zu Sanct Martin schlug es eilf, als sie das Dorf durchschritten. Der Sand war jetzt nicht mehr fern; sie berathschlagten, wie sie es anzufangen hätten, um zum Linus zu gelangen, und es schien ihnen das Räthlichste, seine Flucht heimlicherweise zu bewerkstelligen, ohne daß Jemand im ganzen Hause sonst geweckt würde, denn wenn er ohne Wissen des Sandwirthes sich davon machte, hatte dieser weniger von den Bayern zu befürchten, die ja wahrscheinlich, nach den Mittheilungen welche dem Strutzer durch einen glücklichen Zufall zu Ohren gekommen, noch in dieser Nacht auf den Bur-

schen fahnden wollten. Lag denn das ganze Haus im Schlaf und nur das Bett des Linus war leer, so konnte man den Sandwirth just nicht zur Rechenschaft ziehen.

Sie langten bei dem Wirthshause an. Sorgfältig spähten sie umher, ob nichts Verdächtiges sich spüren lasse, Alles war todtenstill. Nun galt es, einer Leiter habhaft zu werden, um an das Schlafkammerfenster zu gelangen, welches nach hinten hinausging, wo kein Söller angebracht war. Der Strutzer, mit den Oertlichkeiten vertraut, hatte gar bald aus dem Stadel eine solche herbeigebracht.

„Da ist das Fenster,“ sagte er. „Leg' die Leiter an und mach' die Sach' brav! Ich geh' zurück auf die Straße, und wenn bayrisches Volk herannaht, thu' ich einen Pfiff, da wißt Ihr Bescheid.“

„Aber wohin dann fliehen Tohndel?“

„Ueber die Felder, um Sanct Leonhard herum, auf Schloß Jaufenburg zu. Der Mond ist schon hinter, es fängt an, kilp 1) zu werden, man wird Euch nicht gewahren. Gott sey mit Euch! Wenn der Linus nur noch vorhanden ist!“

„Und Du, Tohndel?“

„Mach' Dir keinen Kummer wegen meiner! Pfüet Di Gott!“

„Vergelt's Gott in Himmel aufen!“

Damian legt die Leiter an, steigt hinauf, klopft an's Fenster. Niemand antwortet. Er klopft noch einmal, lauter.

---

1) Finster.

„Wer ist da?"

„Gut Freund, Linus! Mach' auf!"

„G'schwind."

Linus öffnet das Fenster.

„Wer bist Du?"

„Des Stauders Dami."

Linus wußte nicht was er sagen sollte.

„Was störst Du mich bei der Nacht?" brauste er endlich zornig auf.

„Stille, ich bin Dein guter Freund!" und mit fliegenden Worten theilte er ihm mit, was ihn hierhergeführt und beschwor ihn, sich schleunigst mit ihm auf den Weg zu machen.

Gerührt dankte der Bursche, sagte nichts dawider, sondern machte Licht, legte Gewand an, einen Mantel von Loden, steckte seine geringe Baarschaft zu sich und warf den Stutzen über die Schulter. — Ungestört von dem Lärm schlummerte sein Schlafkamerad, des Sandwirths Johann ruhig fort.

„Was wird der Ohm sagen, wenn ich fort bin, Dami? Ich weck' das Hansele, gelt?"

„Wird schon vom Strutzer Alles erfahren! Mach' keinen Lärm weiter! Auf und durch, Linus!"

Der Genannte beugte sich über das Lager des Knaben und machte das Zeichen des Kreuzes auf seiner Stirn. Das war sein Abschiedsgruß.

„Halt! Ich habe noch Etwas vergessen! sagte er, ging an die Truhe und nahm seine eiserne Schwögel heraus, die er in die Tasche steckte.

Kaum hatte er es gethan, so ertönte ein Pfiff,

schrill und gellend, und unmittelbar darauf ein zweiter, noch durchdringender.

In höchster Eile wandten sie sich zum Fenster.

„Die Leiter ist fort!“ rief Linus mit lauter Stimme.

Von unten herauf ertönte als Erwiederung ein hämisches Lachen, und um die Verwirrung der Burschen noch zu steigern, sprang des Sandwirths Johann mit einem Angstschrei aus dem Bette und klammerte sich fest an den Linus.

„Nit verzagt, Buben! Wern schon machen!“ schallte es mark- und beinerschütternd wiederum herauf und doch so gar lieblich; denn das war des Strutzers Stimme. Büchsenknall, ein mächtiger Schlag, dumpfes Röcheln — — und Linus Hand packt wiederum die Sprossen einer Leiter.

Die Burschen sind glücklich unten; ein bayrischer Soldat liegt am Boden.

„Nach Fartleis, nach Fartleis!“ raunt der Strutzertohndel ihnen in's Ohr. In gestrecktem Laufe geht es vorwärts, aus der Ferne, über die Felder rücken Soldaten heran, es ist finsterer und finsterer geworden, einige Schüsse werden hinter ihnen abgefeuert, ohne zu treffen, ein Schneesturm, der sie nur eben den Weg nach Fartleis finden läßt, schützt sie vor weiterer Verfolgung. Endlich dürfen sie sich in Sicherheit glauben und halten inne in ihrem Laufe.

„Wo ist der Strutzertohndel?“ Das waren die ersten Worte, die beide zu gleicher Zeit ausstießen.

Er war weder zu sehen, noch zu hören.

„Lief er nicht mit uns fort?“ sagte Damian zu seinem Gefährten und sah ihn zweifelnd an, „ich meine nicht.“

Ein überhangender Felsen gewährte Schutz gegen das Wetter, sie traten darunter und tauschten ihre Gedanken aus. Allerdings in Sorgen wegen des Strutzers, trösteten sie sich doch bei der Vorstellung seiner Stärke und Verschlagenheit, und ihre eigene Lage nahm sie ohnedieß hinreichend in Anspruch.

„Was thun?“ sagte Linus. „Der Strutzer raunte uns zu: nach Fartleis. Wir thun am Besten, seinem Rath zu folgen. Haben die Bayern sich absunderliche Mühe gegeben, mich zu fangen, dachten vermuthlich, ich könnt' so Allerlei ausplaudern vom Ohm. Also nach Fartleis, Dami.“ —

„Etwa zum Raffl, Linus?“

Linus schwieg eine Weile. „Du gehst nach Oberfartleis, der Hof liegt nur ein Weniges weiter. — Ich — hab G'schäften beim Raffl,“ fügte er zögernd hinzu.

Damian legte seinen Arm um ihn und sagte freundlich:

„Glaub' nit, daß ich Dir dort mehr im Wege bin, ich schaff' nit mehr in Deiner Kraxen, Bue! hab' a anders Madel; sollt' die Wirthsburgele von Schönna über drei Wochen heirathen. Seh' ich sie etwa wieder? Ich weiß nit.“

Linus war diese Nachricht ganz neu, und offenherzig gestand er, daß er schauen wolle, bei der Nacht etliche Wörtlein mit des Eigners Moidel zu reden,

er werde wohl ihr Kammerfenster schon ausspioniren. Es sey zwar unfein, so zum Mädel zu gehen, aber Pfüet-Gott nehmen wolle er doch, werde sich später schon in Oberfartleis einfinden. Damian war's ganz zufrieden, und die beiden Burschen, welche aus Feinden Freunde geworden waren, setzten ihren Marsch fort, indeß der Schneesturm nachließ und der Himmel sich wieder aufheiterte, so daß jene sich unbehindert mit einander unterhalten und Linus seinem Gefährten mittheilen konnte, wie er plötzlich einen reichen Ohm beerbt habe. Sey gesinnt gewesen, schon in der Fruh nach Unterfartleis zu gehen und es der Moidel zu erzählen, habe nit gedacht, daß es um Mitternacht geschehen würde.

Je weiter sie aufwärts stiegen, desto ungestümer tobte der Wildbach unten im Grunde. Denn die Krusten von Eis, welche der Winter gebildet und die Märzlüfte kaum begonnen hatten, ein wenig zu schmelzen, schlossen sich enger und enger, indem sie den wogenden Wassern den Durchgang versperrten, welche ihrem Zorne bald in dumpfen Grollen Luft machten, bald in giftigem Zischen, bald in donnerähnlichem Gepolter. Streckenweise hingen darüber die Aeste der Föhren, Tannen und Lärchen, von der weißen Bürde, die sie den Winter über getragen, durch warme Sonnenstrahlen bereits erlöst, jetzt nur geschmückt mit den leichten Flaumfedern des frischgefallenen Schnees, welche der Nachtwind, wenn er hin und wieder über sie hinstrich, mit den Schaumperlen des Wildbaches vermählte.

Die Gebäude von Unterfartleis wurden bereits sichtbar. Linus Schritte, statt schleuniger zu werden, wurden langsamer, obwohl sein Herz stärker klopfte und es ihn mächtig hinzog zu Derjenigen, welcher er an ihrem Wohnort noch nie Auge in Auge gegenüber gestanden hatte. Rein und unverdorben, wie er war, wurde ihm zaghaft zu Muthe, wenn er sich dachte, daß er an seines Mädchens Fensterlein klopfen sollte.

Horch, was war das? Die Burschen blieben stehen. Da, wo der Abhang sich weniger schroff herabsenkte zum Bache, und reichliches Unterholz, Gesträuch und Gestrüppe aller Art den Raum zwischen den hohen Nadelholzbäumen ausfüllte, rauschte und raschelte es. Was hatte ein menschliches Wesen zu so später Stunde dort zu schaffen? Verließ etwa ein Thier des Waldes sein nächtliches Lager? Das Geräusch währte fort, und weiter zurück ließ sich ein Gemurmel und Gesumse, ein unverständlich Durcheinander von menschlichen Stimmen vernehmen, daß Damian und Linus sogar den Athem anhielten, um besser zu lauschen und scharf vorwärts blickten in die Ferne.

„Mutter! Mutter! Wo bist Du? Um Gotteswillen!" rief eine weibliche Stimme. „Gib Antwort, wo bist Du?" und in demselben Augenblicke erschien auf dem Wege die blonde Moidel, barfuß, in leichten Nachtgewändern, nur ein Röckchen um die Hüften, das Mieder leicht umgeworfen, die Haare lang herabwallend und hin- und herwogend.

Ihre Blicke trafen die beiden Burschen, Linus, den Geliebten, des Stauders Damian, beide neben

einander zu dieser Stunde. Wie eingewurzelt in den Boden, stieren Auges, die Arme schlaff herabhängend, blieb sie stehen, vergaß für einen Moment, was sie selber herausgetrieben aus der Kammer. Dann stürmte sie weiter, dem Abhang zu, wo es noch immer raschelte und rauschte. Die Burschen schlugen dieselbe Richtung ein, und hinunter ging es zum Bache. Knorrige Wurzeln wollten die Füße aufhalten, Zweige peitschten das Gesicht, das hindert sie nicht, an dem Gestrüpp hingen Fetzen weiblichen Gewandes. Seitwärts gewahrten sie Moidel, vor ihr eine andere weibliche Gestalt, die in rasender Eile sich dem Bache näherte. „Mutter! Mutter!" rief das Mädchen unaufhörlich, „laß ab! laß ab!" Sie wußte einen unsäglich rührenden, flehenden Ausdruck hineinzulegen in diese Worte, aber vergebens. Die Mutter erreichte das Ufer, ein Sprung, ein Schrei, und die Wogen schlossen sich über ihrem Haupte, doch als wenn sie nicht die Hand bieten wollten zum Selbstmord einer durch Kummer zur Verzweiflung getriebenen Mutter, sondern mit äußerster Kraftanstrengung von sich stoßen, was sich ihnen aus freien Stücken in die Arme warf, aus den Abgründen hervor wurde das Weib wiederum geschleudert, und die Tochter, schnell gefaßt und das einzige Mittel der Rettung klar erkennend, warf sich platt auf die Eiskruste neben dem Ufer, beugte sich vorwärts, daß ihre blonden Haare getaucht wurden in die Fluthen, packte die Mutter mit beiden Händen am Gewand und hielt sie krampfhaft fest. Das Eis krachte, es brach unter der Last, das scha=

dete nicht, schon waren Linus und Damian da. Schnell wie der Blitz hing sich der starke Schönnaer Bursche an einen dicken, unmittelbar über den Bach hängenden Ast einer Lärche und mit der andern Hand ergriff er das Weib, welches Moidel unwillkürlich hatte fahren lassen, indeß Linus diese an's Ufer zog. Die Stellung Damians, der bis über die Hüften sich im eisigen Gletscherwasser befand, das ihn und seine Beute jeden Augenblick mit sich fortzureißen drohte, war eine so ermüdende und aufreibende, daß es die höchste Zeit war, als Linus ihm zu Hilfe eilte und die Mutter in Empfang nahm, welche jener mit dem letzten Aufgebot seiner Arm- und Handkräfte ihm zureichte.

Da langten auch Naffl, Christoph und der Knecht an. Worte wurden keine gewechselt, man hatte andere Dinge zu thuen. Aus der Mutter schien das Leben ganz und gar entflohen zu seyn, man machte auf der Stelle die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche, sie fruchteten Nichts, dann legten die Männer ihre Röcke und Janker ab, hüllten sie darin ein, und der Zug setzte sich nach dem Gehöfte in Bewegung, lautlos, nur Naffl ließ zuweilen ein Räuspern, ein Hm! ertönen; vielleicht schlug ihm bei dem ausdrucksvollen Schweigen der Anderen ein wenig das Gewissen.

Naffl selber hatte übrigens zuerst bemerkt, daß sein Weib das Haus verlassen. Als er sich zur Ruhe legte, schlummerte sie noch, aber die Röthe ihres Gesichtes fiel ihm auf. Das Schlagen der Hausthüre erweckte ihn. Er sprang aus dem Bette, das seiner Frau war leer, und nachdem er Kleider angelegt, begab er sich

nach dem Nebengebäude und klopfte an das Kammerfenster der Stieftochter, sie fragend, ob die Mutter bei ihr sey. Moidel erinnerte sich sofort des eigenthümlichen Benehmens derselben den Tag über, eine furchtbare Ahnung ergriff sie und sie stürmte hinaus, aber die verständige Ueberlegung, welche ihr traurige Schicksale zu eigen gemacht hatten, verließ sie auch jetzt nicht und statt in's Blinde hineinzurennen, spähte sie vorsichtig nach den Fußspuren im frisch gefallenen Schnee, während Raffl Christoph und den Knecht weckte. Was dann folgte, wissen meine Leser bereits.

Die Frau wurde in's Bett gebracht und auf's Neue durch Reiben und dergleichen versucht das Leben in ihr zurückzurufen, wobei ihr Mann sich auf's Eifrigste bemühte. Endlich begann der Körper seine Starrheit zu verlieren, das Gesicht färbte sich ein wenig, der Puls begann zu schlagen, ganz langsam hoben sich die Augenlider, und als ihre Augensterne auf den Passeirer Burschen neben der Tochter fielen, da traten sie voll und klar hervor und hatten den Ausdruck einer innigen, überirdischen Freude: mußte ihr ja doch zu dieser Stunde und an diesem Orte die Erscheinung des Burschen vorkommen, wie ein Traumbild, zu ihrer Tröstung gesandt von Oben! — Die Hoffnung, die Mutter ganz dem Leben zurückzugeben, erwies sich als trügerisch. Die Starrheit kehrte wieder und ihre abgezehrten Hände griffen bald hierhin bald dorthin auf der Decke, ein sicheres Anzeichen des nahenden Todes. Sie warf den Kopf rasch auf die eine Seite, ihre farblosen Lippen bewegten

sich, offenbar hatte sie noch etwas zu sagen, und die Kraft mangelte ihr, es hervorzubringen. Lauschend beugte sich Moidel über ihr Lager.

„Licht, Licht!" lispelte sie.

Die Tochter verstand, was sie damit sagen wollte. Sie eilte zur Truhe, nahm aus dem Kästchen die rothe Lorettokerze und zündete sie an. Das war ein zweiter Trost, welcher der unglücklichen Frau zu Theil wurde. Schwer fielen ihre Augenlider herab, aber immer und immer wieder hob sie dieselben, um sich an dem Schimmer der geweihten Sterbekerze zu erfreuen, und die Schreckbilder auf der Decke, welche sie früher erblickt, mußten gewichen seyn, ihre Hände falteten sich, alle ihre Gesichtszüge wurden freundlich und milde. Noch einmal schaute sie in das Licht der Versöhnung und schied dann hinüber in eine bessere Welt, auf dem Antlitz den Abglanz der Ueberzeugung, daß sie versöhnt werden würde mit Gott.

Es gibt Stunden, deren Weihe auch der verhärtetste Bösewicht Rechnung trägt, und in denen er, wie es auch bei ihm im Herzen ausschauen mag, äußerlich keinen Anstoß gibt. So benahm sich Raffl. Er ließ die Tochter ruhig gewähren, welche, nachdem sie den Thränenzoll der Liebe am Lager der Todten abgetragen, dort diejenigen Vorrichtungen traf, welche gebräuchlich sind. Im Stübele saßen die Männer und Christoph. Bis jetzt waren Linus und Damian noch gar nicht gefragt worden, was sie um Mitternacht ins Thal geführt hatte. Jetzt lösten sie das Räthsel. Raffl lud sie ein, bis zum Morgen unter seinem

Dache zu verweilen und bereitete ihnen mit eigener Hand eine Erquickung.

Trübseliger und gebeugter unter der Last des Unglückes, welches über den Hof Unterfartleis hereingebrochen, erschien Niemand als Christoph. Seine gute Stiefmutter war todt, was hielt die Stiefschwester länger zurück, einem Hause Lebewohl zu sagen, wo ihrer keine Freuden warteten, und zu ihren Verwandten zu gehen? Dann war Christoph wieder allein bei dem bösen Vater. Diese Gedanken preßten ihm sein Herz zusammen und als Moidel einmal aus dem Hause fortging nach ihrer Kammer, schlich er ihr nach. Wie oft war er zu ihr gegangen! Welche herrliche Stunden hatte er bei ihr verlebt! Dießmal getraute er sich gar nicht, ihr in die Kammer zu folgen. Es kam ihm so vor, als wenn er kein Anrecht mehr auf sie habe, als wenn es unbescheiden und zuwider von ihm wäre, sich ihr aufzudrängen, als wenn das Band vom Tode zerschnitten wäre, das sie mit einander verknüpft, und Alles wieder so traurig, wie zuvor. Als Moidel aus der Kammer trat, stand Christoph schluchzend da, die Hände vor das Gesicht.

„Du hast die Mutter lieb gehabt, gelt Stoffel?"

„Geh' nit von mir, Moidel," flüsterte er, „mir wird soviel derweil lang seyn nach Dir!"

Moidel antwortete nicht, sie überlegte. Christoph schluchzte noch lauter.

„Ich bin Dein Brüderle, Moidel!"

Da drückte das Mädchen ihn fest an sich und sagte so recht zuversichtlich und treu: „Die Schwester

darf den Bruder nicht im Stiche lassen! Wenn der Vater mich nit fortschickt, bleib' ich bei Dir, Stoffel!" Mach' Dir keinen Kummer!"

Der Morgen brach an. Damian und Linus rüsteten sich zum Aufbruch. Linus war noch eine Viertelstunde allein mit dem geliebten Mädchen zusammen. Was sie sich gegenseitig erzählten und gelobten, ist leicht zu errathen.

„Gieb mir ein Gedenkzeichen mit in den Krieg," sagte Linus zuletzt. Moidel brach einige Zweige aus den Blumenstöcken, die schon in Schönna geblüht hatten. Ihr Bube war gar wohl damit zufrieden.

Als es völlig Tag geworden war, kletterten die beiden Burschen über die Berge dem Jaufen zu.